Russ. 126 ½

H.P. 4184. a.

Eine verheirathete Ehstin.

Ehſtland
und
die Ehſten,
oder
hiſtoriſch = geographiſch = ſtatiſtiſches Gemälde von Ehſtland.

Ein
Seitenſtück zu Merkel
über die Letten,

von

Johann Chriſtoph Petri,
Doktor der Philoſophie und Profeſſor am Evangeliſchen Gymnaſium in Erfurt.

Zweiter Theil.
Mit vier Kupfern.

Gotha,
in der Ettingerſchen Buchhandlung.
1802.

Mores multorum hominum vidi.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt des zweiten Theils.

Dritter Abſchnitt.

Fortſetzung. — Laſter der Ehſten. — Ihr Hang zu kleinen Diebereien, Trägheit, Sodomiterei, Widerſpenſtigkeit, u. ſ. w. — Seltenheit des Kindermords — Ehſtniſche Sprache, Sprüchwörter und Räthſel. — Deutſch in Ehſtland und andere geredete Sprachen. — Aberglaube und Vorurtheile der Ehſten. — Mannichfaltige Verſuche, ihren Zuſtand zu verbeſſern — Ihre Sitten und Lebensart, Dörfer Wohnungen und Badſtuben. — Geſang, Muſik und Kleidung. — Landwirthſchaft, Aerndte, Talkus- oder Aerndtefeſt, Ackerbau, Viehzucht, Gärtnerei. — Sonſtige Gewerbe und Nahrungszweige. — Krüge und Wirthshäuſer. — Ihre Spiele und Vergnügungen, Volksluſtbarkeiten, beſonders auf Johannistag. — Krankheiten und Mittel dagegen. — Ihre Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbniſſe. — Oeffentliche Sicherheit und Seltenheit großer Diebſtähle, des Mordes und Straßenraubes. — Sogenannte Halbdeutſche und freie Leute in Ehſtland. — Profeſſionen und Handwerker in den Städten und auf dem Lande.

Vier-

Vierter Abſchnitt.

Schilderung und Charakteriſtik des Adels. — Privilegien deſſelben. — Lebensart, Luxus und Wohlleben im Eſſen und Trinken. — Grad der Aufklärung und Kultur unter demſelben. — Hinderniſſe eines weitern Fortſchrittes in beiden, ſchlechte Erziehung, zu frühes Anſtellen beim Militär und Avancement, zu häufige Belohnungen ohne Verdienſte. Bedrückung der Bauern und geſetzmäßiges oder geſetzwidriges Verhältniß zu den Leibeigenen. — Güterweſen und Oekonomie. — Hoflager, Gärten, Branntweinbrennen. — Ausſchließliches Recht, Krüge und Wirthshäuſer zu halten. — Beſchreibung eines Gutes. — Landtag des Adels und Immatrikulation auf demſelben. — Verzeichniß der vornehmſten Güter und adlichen Familien in Ehſtland.

Zwei-

Zweiter Theil.

Dritter Abſchnitt.

Fortſetzung. — Laſter der Ehſten. — Ihr Hang zu kleinen Diebereien, Trägheit, Sodomiterei, Widerſpenſtigkeit, u. ſ. w. — Seltenheit des Kindermords. — Ehſtniſche Sprache, Sprüchwörter und Räthſel. — Deutſch in Ehſtland und andere geredete Sprachen. — Aberglauben und Vorurtheile der Ehſten. — Mannichfaltige Verſuche, ihren Zuſtand zu verbeſſern. — Ihre Sitten und Lebensart, Dörfer, Wohnungen, Badſtuben. — Geſang, Muſik und Kleidung. — Landwirthſchaft, Aerndte, Talkus oder Aerndtefeſt. — Ackerbau, Viehzucht, Gärtnerei in Ehſtland. — Sonſtige Gewerbe und Nahrungszweige der Bauern. — Krüge und Wirthshäuſer. — Ihre Spiele und Vergnügungen, Volksluſtbarkeiten, beſonders auf Johannistag. — Krankheiten und Mittel dagegen. — Ihre Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbniſſe. — Oeffentliche Sicherheit und Seltenheit großer Diebſtähle, des Mordes und Straßenraubes. — Sogenannte Halbdeutſche und freie Leute in Ehſtland. — Profeſſioniſten und Handwerker in den Städten und auf dem Lande.

Es iſt keine ganz leichte Sache, die Sitten und Gewohnheiten der Menſchen kennen zu lernen. Es gehört Aufmerkſamkeit und ſcharfer Beobachtungsgeiſt dazu, die Denk- und Handelsweiſe eines Volks zu erforſchen, das unter einem kalten Himmelsſtriche wohnend, kaum den benachbarten, vielweniger den entferntern Nationen bekannt iſt, deſſen rauhe Sprache man erſt mühſam erlernen muß, und das ſich oft ſehr ſorgfältig dem Auge des fremden Beobachters zu verbergen weiß. Es gehört ein Aufenthalt von Jahren dazu, ehe man die Triebfedern und geheimen Falten der Handlungen und des Herzens einer zahlreichen Klaſſe von Menſchen kennen lernt, die unter dem härteſten Drucke ſeufzend, gern den Anblick derer fliehen, welche die eiſerne Ruthe über ihren Nacken ſchwingen. Es iſt durchaus nothwendig, durch einen längern Umgang mit ihnen, als einige Monate gewähren, ſie in der Nähe zu beobachten, und um dies zu können, mit ihnen bekannt zu werden und ihr Zutrauen zu gewinnen. Verſäumt man dieſes, ſo iſt der Erfolg der, daß man entweder gar keine, oder unrichtige und falſche, einſeitige und wenig befriedigende Nachrichten erhält. — Die Tugenden, Anlagen und guten Seiten der Ehſten habe ich im erſten Theile, wie ich glaube, deutlich dargeſtellt; jetzt iſt noch übrig, daß ich die Leſer auch mit ihren Laſtern und böſen Eigenſchaften bekannt mache. Nationallaſter und einem Volke

eigenthümliche Neigungen, die, wenn auch nicht täglich, doch sehr oft bemerkt werden, ſind der ziemlich ſichere Maasſtab, nach welchem man ein Volk gewiſſermaaßen mit Zuverläſſigkeit beurtheilen, und daraus auf ſeinen Nationalcharakter ſchließen kann. Bey kultivirten Völkern iſt dies ſchon leichter und bequemer als bey rohen, noch unausgebildeten, die ſelten einen Nationalcharakter haben; denn den letztern muß man gleichſam nur in der Ferne zuſehen, und ſich dabey oftmals wohl noch eines Dollmetſchers bedienen, wie dies bey dem Verfaſſer nicht ſelten der Fall war, der von der Ehſtniſchen Sprache gerade nur ſo viel gelernt hatte, um im gemeinen Leben fortzukommen und ſich nicht verrathen oder verkaufen zu laſſen.

Der Hang zum Stehlen, beſonders zu kleinen Diebereien, iſt ein ziemlich allgemeines Nationallaſter der Ehſtländiſchen Bauern. Selten werden beträchtliche Diebſtähle durch gewaltſamen Einbruch, Ueberfall, Straßenraub und dergl. verübt. Sie ſchränken ihre Diebereien größtentheils blos auf Kleinigkeiten ein. Tabak, Brannwein, Geld, Meſſer, Spielkarten u. ſ. w. haben für ſie einen unwiderſtehlichen Reiz. Nicht ſo häufig verüben ſie dergleichen Diebereien unter ſich ſelbſt, als vielmehr gegen Deutſche und Ruſſen. Wo ſie dieſe belugſen und ihnen nur irgend etwas entwenden können, da ſind ſie gleich bey der Hand und ſinnen auf die liſtigſten Mittel, ihre Abſicht auszu-

führen. Viele halten es für eine Ehre, ihre Herrſchaft betrogen zu haben, und oft ſind die Wohlhabendſten die ärgſten Schelme. Tenne, Speicher, Branntweinsbrennerei, Heerde, alles wird beſtohlen. Sie freuen ſich darüber, wenn es ihnen gelingt, erzählen es einander mit innigem Wohlgefallen, und lachen ins Fäuſtchen, daß ſie den oder jenem übers Ohr gehauen haben. Der es thut, wird auch deshalb von ſeinen Brüdern nicht verachtet; nichts weniger, ſie haben vielmehr ihre heimliche und innige Freude darüber, kitzeln ſich, und bewundern auch wohl des andern Liſt und die feine Art, mit der er den Deutſchen betrogen hat. Sich hingegen unter einander ſelbſt zu beſtehlen, erregt ihren Unwillen und Abſcheu. Wer es thut, wird verachtet und von allen Zuſammenkünſten ausgeſchloſſen. Ich ſelbſt bin einmal auf ähnliche Art, wiewohl um eine Kleinigkeit beſtohlen worden. Eines Nachmittags kam ich auf dem Guthe Hallik aus dem Speiſezimmer in meine Stube, wo ich meine Schatulle, die auf dem Tiſche ſtand, erbrochen fand. Ungeachtet mehr Geld darinn lag, fehlten doch nicht mehr als 15 Kopeken und eine halbe Düte Knaſter. Das Schloß ſchien durch das Dazwiſchenſchieben eines Meſſers oder Eiſens aufgemacht zu ſeyn. Alles lag noch in derſelben Ordnung wie vorher, nur der Kaſten war von ſeiner Stelle gerückt. Da niemand unter den Domeſtiken des

Ma-

Majors, in deſſen Hauſe ich Lehrer war, rauchte, als blos der Schuſter, ſo fiel natürlich auf ihn zuerſt der Verdacht. Er hatte auch ſchon mehreremal von mir Tabak gebeten, und ſchon einigemal hatte ich bemerkt, daß mir welcher weg war. Ich erzählte das Faktum unter den gemeldeten Umſtänden dem Major, und alle argwohnten auf den Schuſter. Bey dem kleinen Gelde lagen ganze Rubel, aber dieſe hatte er unangetaſtet gelaſſen, denn nie ſtiehlt der Ehſte viel auf einmal. Obgleich das, was mir war entwendet worden, eine Kleinigkeit betraf; ſo unterſuchte der Major die Sache dennoch auf das ſtrengſte, der Folgen wegen, weil dieſer Hausdieb im entgegengeſetzten Falle den Verſuch öfterer gemacht hätte. Sein Herr nahm ihn alſo vor, fragte ihn, — er geſtand nichts. Er wurde von dem Kubjas *) niedergeſtreckt, bekam 40 Hiebe mit der Karbatſche, — was ich dabey empfand, läßt ſich blos fühlen, da das Verbrechen noch nicht erwieſen war, und gleichwohl konnte ich dies Verfahren nicht

*) Ein Ehſiniſches Wort. Es bedeutet den Aufſeher bey den Frohnarbeiten der Bauern, beſonders bey der Feldarbeit. Oft nennt man ihn auch den Rechtsfinder, weil er bey kleinen Bauerhändeln zur Entſcheidung des Streits gebraucht wird. Er iſt zugleich der Büttel und Henker bey Hofsexekutionen.

nicht hindern, weil der Major in Beſtrafung der Bosheiten unerbittlich war; — er geſtand mit entſchloſſener Hartnäckigkeit noch nichts. Endlich wurde ein Bündel Ruthen gebracht, der geglaubte Dieb an den Pfahl gebunden und entblößt. Der Major befahl zuzuhauen, — indem geſtand jener er habe alles. Er wurde losgebunden, gieng hin und brachte mir das Geld, wobey er mich, meine Kniee umfaſſend, um Vergebung bat. Ich wollte ihm das Geld und den Tabak ſchenken, welches aber der Major nicht zugab, weil, wie er ſagte, der Kerl auf dieſe Art in ſeiner Bosheit geſtärkt würde, und wohl gar glauben könnte, ihm ſey unrecht geſchehen.

Dergleichen kleine Dielſtähle an den Deutſchen ſind ganz gewöhnliche Vorfälle. Bisweilen gehen aber die Ehſten etwas weiter, und vergreifen ſich auch an dem Holze in ihres Erbherrn Waldungen, ungeachtet der Bauerſchaft eines jeden Guthes, das Holzung hat, ein eignes Revier zum Aushauen angewieſen wird. Korn, Erbſen, Rüben und dergl. auf dem Felde zu entwenden, im Vorbeyfahren vor einem aufgethürmten Heuhaufen *) [illegible] ihr

*) In ganz Lief = Ehſt = und Kurland läſſet man den Winter hindurch Stroh und Heu in groſſen aufgethürmten, und auf ein untergelegtes Gerüſt gegabelten Haufen auf den Wieſen

ihr Pferd oder ihren Ochſen ſatt freſſen zu laſſen, auch wohl etwas davon mit nach Hauſe zu nehmen, halten ſie für keinen Diebſtahl und folglich auch für keine Sünde. Die meiſten und erheblichſten Diebſtähle geſchehen in den Kornſcheunen, die man in ganz Lief- und Ehſtland Riegen nennt, wo das Getraide getrocknet und gedroſchen wird, und in den ſogenannten Kleeten oder Kornmagazinen und Speichern auf den Höfen. Hier entwenden ſie beym Dreſchen oder Aufheben des Getraides manchen Sack voll, den ſie verſtecken und des Nachts forttragen. Andere machen es noch liſtiger. Sie bohren mit dicken Bohrern Löcher in die Bretter oder durch die Balken der Kornſpeicher, und zapfen das Korn mit langſamer und vieler Mühe heraus. Die größten und gewöhnlichſten Diebe, welche ihre Diebereien en gros praktiziren, ſind die Riegenkerls, d. h. diejenigen Leibeigenen, welche das Getraide trocknen und nach dem Dreſchen reinigen. Der Anblick eines ſo großen und ſchönen Haufen Korns, bey der Erinnerung an dem in ſeinem eigenen Hauſe herrſchenden Mangel iſt für den Riegenkerl ein all-

zu-

ſen ſtehen, und fähret es von da Fuderweiſe in die Ställe, wo und wenn man es eben braucht. Ein ſolcher kegelförmiger Haufen heißt eine Kuje.

zuſtarker Reiz, und wirkt mit zu großer Gewalt auf ſein Begehrungsvermögen, als daß er dieſem Zauber widerſtehen könnte. Wenn auch dann und wann einer darüber ertappt und bis aufs Blut gepeitſcht wird, ſo fruchtet das wenig. Der Mangel des armen Ackerbauers, der nach der fruchtbarſten Aernote oft im März ſchon darbt, während ſeine Herren das Getraide in Menge zu Branntewein verbrennen oder ausſchiffen, trägt die Schuld, wenn die Ehſten es für etwas Unſträfliches, ja Rühmliches halten denen, die von ihrem Schweiße ſchwelgen, etwas zu rauben, um ihre und der Ihrigen Nothdurft zu befriedigen. Sie laſſen ſich dabey auch ohne Hehl verlauten, daß das Hofskorn ihr ſaurer Schweis und Blut ſey, daß es der Herr ohne ihre Mühe nicht einmal hätte. Die ſich klüger dünken, ſetzen wohl noch hinzu: „Du ſollſt den Ochſen, der da driſchet, nicht das Maul verbinden.“ So lange offenbare Ungerechtigkeit gegen den Ehſtniſchen Leibeigenen ausgeübt wird, und er oft nur dadurch ſein Leben friſten, oder ſich ein augenblickliches Wohlſeyn verſchaffen kann, wird er immer diebiſch und betrügeriſch ſeyn und bleiben. — Aus den Branntweinfäſſern, die ſie unentgeldlich und zur Frohne oft 20 und mehr Meilen weit, für ihre Herren in die Städte zum Verkauf führen, wiſſen ſie, ohne das Siegel zu beſchädigen, das geiſtige labende Lieblingsgetränk ſehr liſtig unter

den

den Bändern oder Reifen auszuzapfen, und das fehlende durch Waſſer zu erſetzen, ſo daß das Faß wieder wie vorher angefüllet iſt. Auch aus der verſiegelt mitgegebenen Probe verſtehen ſie einen Theil des Weingeiſtes durch Hitze und Kälte auszutreiben, ſo daß beydes, Probe und Faß, in der Stärke harmoniren. Fragt man, warum ſie meiſt nur Kleinigkeiten nehmen, ſo würde ich antworten, entweder weil ſie koſtbarere Sachen nicht verlangen, oder ihren Kräften mißtrauen. Ihr Zuſtand iſt ſchon ſo begränzt, daß ſie mit wenigem zufrieden ſind, wenig bedürfen und übrigens in den Tag hineinleben.

Die gewöhnlichen Strafen, womit der Herr ſeine Leibeigenen wegen eines begangenen Diebſtahls, oder auch anderer Verbrechen halber belegt, ſind die Karbatſche oder Ruthenſtreiche bis aufs Blut. Bisweilen läßt er ſie wohl auch einige Zeit in Eiſen oder mit einem ſchweren Blocke am Fuße arbeiten, oder ihnen das Haar ganz kahl abſchneiden. Das letzte ſcheint eine beſonders wirkſame Strafe zu ſeyn, indem ſie mit vieler Schande verbunden iſt. Will ein verhärteter Böſewicht durch alle dieſe Strafen ſich demohngeachtet nicht beſſern laſſen, ſo verkauft man ihn als ein räudiges Schaaf und unbrauchbaren Menſchen, oder ſchickt ihn auf einige Zeit zu öffentlichen Arbeiten ab, da er dann ſchanzen, graben, Steine fahren :c. muß; wo aber dennoch nicht ſowohl die

Stren-

Strenge, als vielmehr das Entbehren der gewohnten Bequemlichkeit und Faullenzerei ihn beſſert. Die allerempfindlichſte Strafe iſt für die Ehſten das Verkaufen unter die Ruſſen, die ſie entweder unter die Soldaten oder zu Arbeitern in den Bergwerken nehmen, da ſie denn freylich nie ihr Vaterland, nie die Ihrigen, nie ihre Hütte wieder zu ſehen bekommen.

Ein anderes beinahe durchgängig allgemeines Laſter des Ehſtniſchen Bauern iſt die **Trunkenheit**. Ach! er fühlt ſich bei ihr ſo glücklich, vergiſſet der Wunden, die ihm vielleicht Tages vorher ſein grauſamer Erbherr mit Peitſchenhieben und Ruthenſtreichen ſchlagen ließ, des Elends, das ihn drückt! Die Falten leidender Menſchheit, welche ſonſt auf ſeiner Stirn ruhen, entrunzeln ſich auf einige Stunden, wenn er ſeinen Gaum mit Bier oder Branntwein labt. Warum ſollten wir es ihm nicht verzeihen, eher ihm, dem aller Freude Entbehrenden, den zu Boden gedrückten, und unter dem harten Joche ſeiner kleinen Despoten keuchenden, eher ihm, als dem ſich kultivirt nennenden Bewohner Deutſchlands! — Ich vertheidige das an ſich immer ſtrafbare und den Menſchen ſchändende Laſter der Trunkenheit nicht, aber bei den Ehſtländern entſchuldige ich es, und vergebe es ihnen eher als dem Deutſchen. Es bekömmt in Liefland [illegible] einen mildern Anſtrich, wenn man bedenkt, daß Bier und Branntwein

wein faſt das einzige erquickende Labſal des armen Bauern iſt. Das ganze Jahr hindurch verrichtet er die härteſten und ſauerſten Arbeiten. Von früh bis ſpät in die Nacht muß er die ſechs Tage in der Woche hindurch die ſchwerſten Frohndienſte thun, wobei er oft nichts als trocknes Brod und Milch oder Dünnbier, gar oft bloſes Waſſer genießt. Nur der einzige Sonntag iſt ſein Erholungstag. Da reicht der Vater ſeinem Sohne, die Mutter ihrem Säuglinge mit zärtlicher Entſagung das lang entbehrte Glas. Man findet ſelten Einzelne, die ſich nicht an dieſem ihren Ruhetage, ſelbſt dann, wenn ſie kommunizirt haben, regelmäßig betrinken ſollten. — Im brennenden Sommer der Sonnenhitze ausgeſetzt, in der ſtrengſten Kälte des Winters oft bis zum Erfrieren erſtarrt, eilt der nach ſeinem Labebecher ſchmachtende Ehſte ſehnſuchtsvoll in einen **Krug** *), ſeinen abgematteten Körper mit kühlenden oder erhitzenden Getränken zu ſtärken. Ohne dieſe würde, bei noch überdies elender, kraftloſer Nahrung

*) Ein an der Straße oder bei der Kirche liegengendes Wirthshaus, das dem Edelmanne gehört und wo Bier und Branntewein verſchenkt wird. Die Krüge werden in Bauernkrüge und deutſche Krüge eingetheilt. Eine nähere Beſchreibung folgt weiterhin. In Niederſachſen heiſſen die Wirthshäuſer auch ſchon Krüge.

rung, ſein Blut bald in Fäulniß übergehen, und er ſich früh ins Grab gebracht ſehen. Im naſſen Frühjahr und Herbſt iſt er den ganzen Tag, ja oft auch die Nacht hindurch in Feldern und Riegen der ſchlechteſten und ungeſundeſten Witterung ausgeſetzt. Halb nur mit Kleidern bedeckt, oft blos in ſeinen Schaafpelz gehüllt, von Hunger, Durſt und Mangel, beide Triebe zu ſtillen, gequält, dabei in dem tiefſten Kummer verſunken, und keine Hoffnung, ſeinen elenden Zuſtand zu verbeſſern, ſucht er den Weg nach einem Kruge, um ſich dort ſeine Grillen in Bier und Brantewein zu vertrinken. Das ſind ſeine froheſten Stunden, hier bei einer Pfeiffe Tabak und hinter ſeinem Labebecher überläßt er ſeinen Gram der Vergeſſenheit, träumt ſich auf einige Stunden glücklich, berauſcht ſich im Taumel der Freude und iſt froh und vergnügt. Warlich ein Miſanthrop müſte der ſeyn, welcher ihm dieſe Freude mißgönnen wollte. Wer das Herz hat und ſich ohne Sünde fühlt, der werfe den erſten Stein auf ihn! —

Die Folge hiervon iſt freilich dieſe, daß er ſich durch dieſes Laſter in das äuſſerſte Elend, Armuth und Krankheit ſtürzt; ich könnte vielleicht auch noch Verachtung hinzuſetzen, wenn ich von einem andern Europäiſchen Volke redete. Aber dieſer iſt der Ehſte in dem Falle nicht ausgeſetzt. Er darf ſie auch im geringſten nicht befürchten,

denn

denn er hält die Trunkenheit für kein Laſter, und wenn es ihm auch der Prediger alle Sonntage zweimal von der Kanzel herab verſicherte. Hat er vollends Muſik, d. h. einen kreiſchenden Dudelſack, eine Schallmeie oder ein paar kratzende Violinen dabei; ſo hält er dies für ſein göttlichſtes Vergnügen, und denkt gar nicht, daß hierin etwas Unerlaubtes ſei. Muſik, Tanz und Völlerei müſſen beiſammen ſeyn, wenn es recht hoch hergehen ſoll, ſonſt nennt er es Lumperei. Daß dabei Ausſchweifungen aller Art, Zänkereien, Schlägereien bis zu blutigen Köpfen, ja oft Mord und Todſchlag vorgehen, beſonders wenn Ruſſen mit dabei ſind, iſt in der Regel. Das thut aber nichts; den folgenden Sonntag geht der Lärmen wieder von ferne an, und ähnliche Auftritte erneuern ſich. Viele bringen die halbe Woche in dem Kruge zu, und nur die Peitſche des Kubjas iſt im Stande, ſie heraus zu treiben. Manche trinken ſich in Branntewein zu Tode, und lechzen noch in letzten Zügen nach einem Tropfen von dieſem Labegetränke. Aber warum halten auch die Edelleute aus bloſer Gewinnſucht in allen ihren Kneipen Branntewein? Sie tragen größtentheils ſelbſt die Schuld, wenn ſie Verluſt an arbeitſamen Händen leiden.

Die Nachläſſigkeit mit dem Feuer iſt ein dritter durchgehends allgemeiner Fehler der Ehſtniſchen Bauern. Es iſt oft zum Erſtaunen,

mit

mit welchem Leichtſinn ſie hierin handeln. Mit ſeinem brennenden hölzernen Spahn, (in Ehſtland Pergel genannt,) dem gewöhnlichen Lichte aller Bauern, läuft der unvorſichtige Ehſte in Ställen, Scheunen, auf Heu- und Holzböden ganz unbeſorgt herum, läßt Funken und Kohlen davon in das Stroh und unter das Holz fallen, ohne zu ahnden, daß hieraus ein Brand entſtehen könne. Laternen kennt er gar nicht, und lacht darüber, daß der Deutſche ſo vorſichtig und ängſtlich iſt. Wenn ihn dieſer deswegen bange macht und warnt, ſo ſagt er gewöhnlich, das habe nichts zu bedeuten; wenn es Gottes Wille nicht ſei, ſo brenne weder ſein Haus, noch ſeine Scheune ab, denn er glaubt an das Fatum. Das, was uns befürchten läßt, daß in wenigen Augenblicken all unſer Haab und Gut in Feuer aufgehen werde, iſt bei ihm eine lächerliche Kleinigkeit. Von Jugend auf werden ſie das ſo gewohnt, und ſo wie ſie in allen andern Dingen läſſig, träge und unachtſam ſind, ſo ſind ſie es auch in Anſehung des Feuers. Und dies geht bisweilen ſo weit, daß, wenn ſie ihr eigenes oder ein fremdes Haus brennen ſehen, ſie ganz ruhig dabei ſtehen und es fortbrennen laſſen, weil ſie wiſſen und hoffen, der Herr werde ihnen ſchon wieder ein anderes bauen. Es iſt alſo dieſe unglaubliche Nachläſſigkeit zum Theil eine Folge der Sklaverei und des Mangels an Eigenthum, der beiden Grundübel und Ver-

der-

derben des Landes. — Man ſollte glauben, daß bei dieſem bis zum Erſtaunen weit getriebenen Leichtſinne wenigſtens alle Woche etliche Feuersbrünſte ſeyn müſten: allein nichts weniger. Nur ſelten ſieht oder hört man, daß ein Dorf, eine Scheune oder Bauernhütte, die ſämmtlich von Holz aus über einander gelegten Balken gebauet ſind, im Rauche aufgehen. Wer wollte wohl hier das allwachende Auge der Verſehung verkennen? — Daher hat man auch in Ehſtland ein Sprüchwort: es wachen drei wohlthätige Geiſter oder Schutzengel über das Land, einer über die Sicherheit, (weil man ſelbſt des Nachts Thüren und Schränke offen läßt, ohne Furcht vor Diebſtahl,) der andere über das Feuer, der dritte über die Keuſchheit, (wovon weiter unten). Der wahre Grund liegt aber wohl darin, weil in ganz Lief- und Ehſtland die Häuſer nicht neben einander ſtehen, ſondern durch weite Zwiſchenräume von einander getrennt ſind. Entſtehen alſo gleich nur ſelten Brände an Häuſern, ſo ſind ſie dafür deſto häufiger in Wäldern. Und ein ſolcher Waldbrand iſt eine ſchreckliche Erſcheinung. Die Urſachen dazu ſind mancherlei. Der Ehſte hat die Gewohnheit, daß er des Nachts im feuchten Frühling und kalten Herbſt, auch wohl im Sommer in den nicht ſelten kühlen Nächten, (die eine wohlthätige Einrichtung der Natur ſind, weil ſonſt von der brennenden Sonnenhitze am Tage alles

lech-

lechzen, verſchmachten und ausdorren würde, wogegen aber der ſtark fallende Thau alles aufs Neue wieder anfriſcht,) entweder allein, oder in Geſellſchaft mehrerer ſeines Gleichen, im Walde oder nahe dabei ein Feuer anzündet. Um daſſelbe ſitzen ſie ſich im Kreiſe herum, wärmen ſich, braten ſich Fiſche, ſtecken ihre Pfeiſſen an, u. ſ. w. Haben ſie ſich dann ſatt gewärmt: ſo gehen ſie davon, ohne das Feuer auszulöſchen, und denken weiter an keine Folgen. Dieſes brennet fort, verbreitet ſich, vornemlich bei großer Dürre, bald weiter, greift mit ungemeiner Wuth und Schnelligkeit um ſich, und in wenig Tagen iſt oft der gröſte und ſchönſte Wald mit einem unerſetzlichen Verluſt ein meilenlanger Aſchenhaufen, eine dürre ausgebrannte, ſchwarze Steppe, und die ganze umliegende Gegend in einen dicken Dampf verhüllt, der bis zu den Wolken ſteiget. Einen ſolchen Waldbrand zu löſchen, iſt dann kein anderes Mittel übrig, als ſogleich einige hundert Bauern aufzubieten, einen breiten Graben ziehen, und die in demſelben fallenden Bäume umhauen zu laſſen, da denn, wenn kein Wind gehet, das Feuer ſteht und ſelten weiter greift. Nicht nur aber der ſchon brennende Wald, ſondern auch andere nahe gelegene Wälder, Gehäge und Gärten, ja auch Häuſer, Ställe, Riegen, Scheunen, Kornfelder, Heu- und Strohhaufen gerathen in Gefahr, indem die Wuth des Feuers unaufhaltſam

ſam fortſchreitet, und was ihr im Wege liegt, mit weglekt.

Ein anderer Grund dieſes freſſenden Uebels iſt das ſogenannte Küttisbrachen oder Rhö-, dungbrennen. Das erſtere iſt eine Fruchtbarmachung der Felder, da man Strauch oder trockenes Stangenholz mit der aufgepflügten Erde bedeckt, daſſelbe anzündet, dann die Aſche ausſtreuet, und bald darauf ſäet und den Saamen einegget. Das letztere, das Rhöden, (von roden, ausrotten,) iſt eine Urbarmachung eines wüſten Stückes Landes, einer Leede oder Waldung durch Umhauen des Gebüſches oder darauf geſchaftes Strauchwerk. Man läßt dieſes trocknen, zündet es an, und pflügt darauf den auf die herumgeworfene Aſche ausgeſtreuten Saamen ein. Dadurch geſchiehet es denn auch wohl bisweilen, daß der nahe gelegene Wald vom Feuer ergriffen wird und fortlodert. Auch kann man die Reinigung der Wieſen, oder wie man ſie in Lief- und Ehſtland nennt, der Heuſchläge, mit hieher rechnen, da man das zuſammengehäufte dürre Schilfgras und den Strauchbund anzündet, oder zur Ausrottung des Mooſes, der Queckenwurzeln und des alten Graſes Feuer anlegt. Zwar ſind ſchon verſchiedene Kaiſerliche und Stadthalterſchaftliche Befehle gegen dieſes Unweſen und den unverzeihlichen Misbrauch des Holzes ergangen; allein noch bis jetzt hat dem eingeriſſenen Uebel

nicht ganz geſteuert werden können. Unter andern heiſt es in einer ſolchen Ukaſe:

„Wer einen Waldbrand gewahr wird, ſoll „ſogleich Leute herbei rufen, und Anſtalt zum „Löſchen machen; widrigenfalls bei Unterlaſſung „deſſelben mit willkührlicher Geld- und Leibes„ſtrafe verfahren wird ꝛc.".

Das Küttisbrennen, (Fruchtbarmachung der Aecker durch das Feuer) darf nicht bei allzugroßer und anhaltender Dürre, ſo wenig als bei einem heftigen Sturmwinde geſchehen; und das Reinigen der Heuſchläge, vornämlich aber das Anmachen des Feuers in und bei den Wäldern iſt gänzlich unterſagt. Aber das alles hat bis hieher noch wenig fruchten wollen, ſondern es bleibt beim Alten, theils weil der Bauer nun einmal von ſeiner Gewohnheit nicht abgehet; theils weil es an Waldförſtern, Jägern und ſonſtigen Aufſehern fehlt, welche die Uebertreter der Geſetze auf der Stelle anzeigten, ergriffen oder den Gerichten übergäben.

In ſehr naher Verwandſchaft mit dieſer Nachläſſigkeit im Gebrauche des Feuers ſteht ein anderer Zug in dem Nationalcharakter der Ehſten, — Faulheit und Trägheit. Dies iſt ihr Hauptlaſter, ihre Lieblingseigenſchaft. Insgemein bemerkt man ſie mehr bei Arbeiten ex officio, bei ihren Frohndienſten und Leiſtungen für den Hof, als zu Hauſe. Iſt es aber ein

Wun-

Wunder; wenn der Bauer auf dem Hofe faul iſt, daß er in ſeiner ganzen Thätigkeit gelähmt da ſteht, daß er in allen ſeinen Handlungen nur ſchwerfällig und langſam fortſchreitet, da ſeine ganze Kraft geſchwächt, ſein Fleis recht gefliſſentlich gehemmt und unterdrückt wird? — Es iſt wahr, daß ſeine Faulheit, die am Hofe angewöhnte Trägheit, ihn oft auch nach Hauſe begleitet, und zur unverzeihlichen Nachläſſigkeit in ſeiner Wirthſchaft wird. Wenn nicht immer und überall der Aufſeher um ihn iſt und den Stock hebt, ſo thut er jede Arbeit langſam und ſchlecht, ſowohl für den Hof, als für ſich. Es giebt Bauern, welche einen großen Theil ihrer Felder unbeſäet liegen laſſen, nicht blos aus Mangel an Saatkorn, ſondern lediglich aus Faulheit. Andere laſſen ihr Vieh verhungern, ihre Wohnungen zuſammenfallen, ihr ganzes Hausweſen zu Grunde gehen, wenn der Herr ſich nicht ſelbſt um ihre Wirthſchaft bekümmert. Aber woher dies? Das Klima kann nicht Urſache ſein, denn man findet wohl kein fleißigeres und thätigeres Volk als die Ruſſen. Es giebt andere Urſachen, die dieſe Schlafheit bewirken. Er iſt träge, weil er ein Leibeigner iſt; alſo aus Ermattung, aus Erſchöpfung. Schon als Knabe wird er zu der härteſten Arbeit angeſpannt. Er muß dreſchen, pflügen, rhöden, Holz fällen, theils für den Hof, theils für ſein

nicht ganz geſteuert werden können. Unter andern heiſt es in einer ſolchen Ukgſe:

„Wer einen Waldbrand gewahr wird, ſoll „ſogleich Leute herbei rufen, und Anſtalt zum „Löſchen machen; widrigenfalls bei Unterlaſſung „deſſelben mit willkührlicher Geld- und Leibes„ſtrafe verfahren wird ꝛc.".

Das Küttisbrennen, (Fruchtbarmachung der Aecker durch das Feuer) darf nicht bei allzugroßer und anhaltender Dürre, ſo wenig als bei einem heftigen Sturmwinde geſchehen; und das Reinigen der Heuſchläge, vornämlich aber das Anmachen des Feuers in und bei den Wäldern iſt gänzlich unterſagt. Aber das alles hat bis hieher noch wenig fruchten wollen, ſondern es bleibt beim Alten, theils weil der Bauer nun einmal von ſeiner Gewohnheit nicht abgehet; theils weil es an Waldförſtern, Jägern und ſonſtigen Aufſehern fehlt, welche die Uebertreter der Geſetze auf der Stelle anzeigten, ergriffen oder den Gerichten übergäben.

In ſehr naher Verwandſchaft mit dieſer Nachläſſigkeit im Gebrauche des Feuers ſteht ein anderer Zug in dem Nationalcharakter der Ehſten, — Faulheit und Trägheit. Dies iſt ihr Hauptlaſter, ihre Lieblingseigenſchaft. Insgemein bemerkt man ſie mehr bei Arbeiten ex officio, bei ihren Frohndienſten und Leiſtungen für den Hof, als zu Hauſe. Iſt es aber ein

Wun-

Wunder, wenn der Bauer auf dem Hofe faul iſt, daß er in ſeiner ganzen Thätigkeit gelähmt da ſteht, daß er in allen ſeinen Handlungen nur ſchwerfällig und langſam fortſchreitet, da ſeine ganze Kraft geſchwächt, ſein Fleis recht gefliſſentlich gehemmt und unterdrückt wird? — Es iſt wahr, daß ſeine Faulheit, die am Hofe angewöhnte Trägheit, ihn oft auch nach Hauſe begleitet, und zur unverzeihlichen Nachläſſigkeit in ſeiner Wirthſchaft wird. Wenn nicht immer und überall der Aufſeher um ihn iſt und den Stock hebt, ſo thut er jede Arbeit langſam und ſchlecht, ſowohl für den Hof, als für ſich. Es giebt Bauern, welche einen großen Theil ihrer Felder unbeſäet liegen laſſen, nicht blos aus Mangel an Saatkorn, ſondern lediglich aus Faulheit. Andere laſſen ihr Vieh verhungern, ihre Wohnungen zuſammenfallen, ihr ganzes Hausweſen zu Grunde gehen, wenn der Herr ſich nicht ſelbſt um ihre Wirthſchaft bekümmert. Aber woher dies? Das Klima kann nicht Urſache ſein, denn man findet wohl kein fleißigeres und thätigeres Volk als die Ruſſen. Es giebt andere Urſachen, die dieſe Schlafheit bewirken. Er iſt träge, weil er ein Leibeigner iſt; alſo aus Ermattung, aus Erſchöpfung. Schon als Knabe wird er zu der härteſten Arbeit angeſpannt. Er muß dreſchen, pflügen, rhöden, Holz fällen, theils für den Hof, theils für ſein

Haus, weil die Erwachſenen faſt alle auf Hofarbeit beſtellt ſind. Und daß er auch für ſich weniger arbeitſam als ſonſt iſt, kommt von dem Mangel an Zeit und Eigenthum, wodurch man ihm allen Muth und alle Lebensluſt geraubt hat. Nicht die elende Hütte, die er bewohnt, iſt ſein, nicht das Feld und Korn, das er im Schweiſe ſeines Angeſichts baut, gehört ihm. Alles, was er anſieht, ſein Heerd, ſein Vieh, ſein Knecht, ja ſein Weib und ſeine Kinder ſind das Eigenthum ſeines Herrn. Er darf ja nichts beſitzen, und man läßt es ihm nur, um das mit ſeinem Herrn zu wuchern und dem Hofe zu fröhnen. Hat er ſein Land gut kultivirt, ſeinen Viehſtand verbeſſert, und glaubt nun mit Recht, den Ertrag ſeines Fleißes zu ärndten; ſo kommt ſein Herr, der eben einmal zufälliger Weiſe die Runde in ſeinem Gebiete gemacht hat, und ſich der fetten Kornfelder ſeines Bauern mit neidiſchen Blicken, daß der „Hundsfott" ſie eben ſo gut als er ſelbſt hat, ſich zu Gunſten freuet, und nimmt ſie ihm ab, behält ſie für ſich, und weiſet ihm dafür ein wüſtes Stück Land, eine Leede oder einen Strich Buſchwald an, mit der gnädigen Erlaubniß, daß er ſich da wieder anſiedeln, und durch Hülfe des Feuers es urbar machen könne. Wo kann da Kraft und Aufforderung zur Thätigkeit ſeyn? wo kann Trieb nach Fleiß und Emſigkeit in der Seele ei-

nes Elenden glimmen, der immer in Beſorgniß ſteht, aus ſeinem Eigenthum in eine andere Stelle verſetzt zu werden, die öde und wüſt iſt, und die er erſt anbauen ſoll, um über lang oder kürz wieder daraus in eine noch ödere geworfen zu werden? wie kann Betriebſamkeit und Induſtrie den beſeelen, der ſich alle Augenblicke, ſobald es ſeinem tyranniſchen Erbherrn gefällt, verkauft, verſchenkt, oder gegen Pferde, Hunde, Pfeifſenköpfe vertauſcht ſehen muß? muß da nicht alle Thätigkeit des Landmanns erſtickt werden? Er iſt natürlich daher faul und träge, wie das wohl bei jedem andern Menſchen, und auch bei dem Edelmanne ſeyn würde; er arbeitet mithin für ſich nur ſo viel, daß er nothdürftig und mühſelig ſein trauriges Leben hinſchleppt; was drüber iſt, das iſt vom Uebel. Nur die etwas näher bei Städten wohnen, und dabei ihren Vortheil finden, beweiſen mehr Emſigkeit und Erwerbfleiß. Daher iſt auch in Ehſtland ſowohl als in Liefland ein reicher Bauer eine eben ſo ſeltene Erſcheinung, als in Abdera ein kluger Kopf. Solche die 800 bis 1000 Rubel an Vermögen beſitzen, es ſei nun theils in baarem Gelde, theils in beweglichen Sachen, hält und nennet man mit Recht für die Reichſten. Und dabei müſſen ſie dennoch ihrem Herrn wohl noch davon gelegentlich vorſtrecken, wenn er weiß, daß einer etwas hat, oftmals ohne es je wieder zu

be-

bekommen, nach dem dort herrſchenden Grundſatze: der Bauer hat nichts eignes, ſein Gut und Leib gehört dem Herrn. Daher die meiſten auch ihre Reichthümer verbergen, wohl wiſſend, daß fremde Habſucht die Hände gierig darnach ausſtreckt, wenn ſie bekannt werden. Viele haben ihr nothdürftiges, kümmerliches Auskommen, die allermeiſten ſind blutarm. Aber nicht blos vor ihrem Herrn, ſondern auch vor ihren Mitnachbaren ſuchen ſie ihr allenfalſiges Vermögen zu verheimlichen, aus Furcht, des Verräthers lauſchendes Auge möchte es entdecken und dem Herrn anzeigen. Nur wenn ihnen Bier oder Branntwein die Zunge löſet, verrathen ſie es manchmal.

Mangel an Eigenthum und der prekäre Beſitz ihrer Habe iſt alſo ein Hauptgrund der Trägheit und Faulheit der Ehſten. Aber auch Erſchöpfung und Kraftloſigkeit, welche alle Strebſamkeit und Liebe zur Arbeit zerſtört. Da wo unter den Händen der Tyrannei die Bauern von Jugend an unaufhörlich und ſchwer arbeiten müſſen, haben ſie natürlich weniger Muth und Stärke als auf Gütern, wo ihnen Ruhe und Erholung vergönnet wird. Daher findet man auch auf ausgeſogenen Gütern, die von Blutigeln beherrſcht werden, mehr kleine, verkrüppelte, übelgeſtaltete und ſchmuzige Körper, als auf großen, wohlhabenden, unter einem milden Biedermann ſtehenden

den Gebieten, wo die Bauern nicht nur ſtärker und beſſer gewachſen, ſondern auch muntrer, lebhafter und behender ſind. Doch kömmt im Ganzen an Stärke, Kraft und feſtem, gedrungenem Muſkelbau keiner von ihnen den deutſchen Bauern gleich. Solche Säcke mit Getraide, ſolche Steine, Balken und Laſten, als der deutſche Bauer manchmal trägt, heben ſie nicht auf. Und wo ſoll auch bei ihrer magern, nichts weniger als nahrhaften Koſt, bei der frühen Anſtrengung, bei den angreifenden Frohndienſten und bei ihrer Faulheit, die ihnen von Jugend auf eigen iſt und zu eigen gemacht wird, Stärke und Nervenkraft herkommen? Bei allem dem aber halten ſie doch die härteſten Beſchwerden aus. Mit gleichem Muthe ertragen ſie Froſt und Hitze, Mangel, Hunger und Durſt, Näſſe und Nachtwachen. Lebensart, Klima, Gewohnheit, beſonders ihre heiſſen Badſtuben, aus denen ſie nackend und vom Schweiſe triefend in die freie Luft und im Winter in Schnee und Kälte treten, härten ſie gegen alle Strapazen ab. Von Flüſſen, Zahn- und Kopfſchmerzen, Katharren, Verkältungen, Rheumatismen und Ueberladung des Magens wiſſen ſie wenig. Selten findet man unter ihnen korpulente oder lange und wohlgewachſene Figuren. Ihre Statur iſt durchgängig mehr klein und unterſetzt, als gros und anſehnlich; beſonders findet man unter dem weib-

lichen

lichen Geſchlechte ſehr viele ungemein kleine und ungeſtaltete Perſonen. Ihr Geſicht iſt mehr rund und breit, als länglich und ſchmal; die Naſe dick, die Stirn hervorragend, die Augen feurig und hell, die Lippen aufgedunſen, das Kinn breit und die Haare weiß. Doch davon habe ich ſchon im erſten Theile geredet. Ich ſpreche hier von ihrer Trägheit und Unthätigkeit und den Urſachen derſelben. Ganz unwiderſprechlich erſcheint die Quelle davon, wenn ich meinen Leſern nur folgendes vor Augen ſtelle. Ich kannte Güter, wo bei meiner Ankunft im Lande vor nunmehr ſechzehn Jahren die Bauern wohlhabend, arbeitſam, ſtark, munter und thätig waren, nach einem Zeitraum von 8 bis 10 Jahren aber, da ſie in die Hände habſüchtiger und unmenſchlicher Despoten kamen, langſam und träg einherſchlichen, ausgezeichnet ſchmuzig und dumm ausſahen, und theils ſchon völlig in Unthätigkeit, Verdroſſenheit und Elend verſunken waren, theils ſich demſelben ſichtbar näherten. Woher dieſe Veränderung? doch wohl nicht vom Klima, von der Natur der Ehſten? ach, woher anders, als vom Drucke und Erſchöpfung, von Lähmung und Abſpannung aller Kraft und Lebensluſt! — Und auf der andern Seite haben ſich wieder unter manchen Gütern, z. B. Nurms, Werder, Koſtfer u. a. m. die elenden Hütten in bequeme Wohnhäuſer, die Wüſten und Plänen

in

in fruchtbare Ackerländer verwandelt. Woher dieſe ganz entgegengeſetzte Erſcheinung? ich weiß keine andere Urſache anzugeben, als die mildere Behandlung der Herrſchaften, ihre Genügſamkeit und Erleichterung des Jochs ihrer Leibeigenen.

Rechnet man zu dieſen wohlgegründeten Urſachen des Verderbens und Faulheitsſyſtems der Ehſten nun noch dieſes, daß viele der kleinen adlichen Despoten, (zur Ehre des gutdenkenden Theils des Ehſtländiſchen Adels ſage ich nicht alle) in die ganze häusliche Lage und Verfaſſung der Ehſten ſich einmiſchen, Eingriffe in ihre Rechte auf Weib und Kind thun, ihre ganze Wirthſchaft und innere Einrichtung auf eigne Speculation ihnen verſchreiben, um ſie gelegentlich für eine gute Priſe zu erklären, und daß ſelbſt der thätigſte Fleiß ihr klägliches Schickſal nicht ändern kann, daß ſie keinen Tag in dem Beſitz ihrer Hütte und Habe ſicher ſind; ſo wird man begreifen, woher ihr Stumpfſinn, die Lähmung alles Thätigkeitsgefühls und jeder Geiſteskraft rührt. Trägheit, Faulheit in allem ihren Thun und Laſſen, ſchlaffes Herabſinken von aller Energie, Arbeitsſcheu und Verminderung jeder Anſtrengung, Widerwille gegen alles Neuere und Beſſere, das etwas Mühe koſtet, Langſamkeit in Betreibung der ihnen angewieſenen Geſchäfte oder aufgetragenen Befehle, ſind dann natürliche Erſcheinungen. Munterkeit, Frohſinn

und

und Luſt werden bei dieſem armen Volke nur durch den Branntewein geweckt, und ſind höchſtens des Sonntags im Kruge oder beim Talkus, dem Aerndtefeſte der Ehſtländer, durch geiſtige Getränke gewaltſam hervorgeſchüttert, ſichtbar. Tauſend ſchmerzhafte Erfahrungen haben es ihn gelehrt, daß der geringſte verheimlichte, aber von dem Edelmanne geargwohnte Beſitz die unerſättliche Habgier deſſelben reizet; daher thut er lieber nichts, um nicht viel zu beſitzen, das ihm geraubt werden könnte; daher mag er ſeinen Kindern nichts hinterlaſſen, noch für ſie etwas erarbeiten, weil ſie vielleicht nichts oder nur wenig von dem erben, was der Vater im Schweiſe ſeines Angeſichts erwarb. Der Edelmann iſt unumſchränkter Herr über die Nachlaſſenſchaft ſeiner Leibeigenen, und kann ſie verſiegeln, nehmen und damit machen was er will. Daß er die Aecker und übrigen Ländereien deſſelben weggeben, einziehen oder zu den Hofsfeldern ſchlagen kann, habe ich oben ſchon geſagt. Alſo iſt dem Ehſten ſein Fleis, ſeine Thätigkeit und Betriebſamkeit mehr ſchädlich als nützlich, ſein Erwerb hilſt ihm nichts, ſeine Arbeit wird nicht geſchätzt, nicht belohnt. Man giebt ihm dafür was man will, auch oft wohl gar nichts; ja, man nimmt ihm noch obendrein, ohne daß er mukſen darf, und verweiſet ihn pro ſtudio et labore auf einen wüſten Platz. Er überläßt ſich

da-

daher lieber dem edeln Nichtsthun, und ſieht mit Stumpfſinn zu, wenn andere arbeiten und reich werden. Geſchäftloſigkeit iſt ihm das höchſte, das einzige Gut, und Trägheit ſeine zweite Natur. Für reichen Erwerb iſt er gleichgültig. Die Bearbeitung ſeiner Felder kann ihm zu weiter nichts helfen, als daß er mehr willkührliche Abgaben bekommt, und Brod muß ihm ſein Herr geben, wenn dieſer nicht ſeine Arbeiter verlieren will. Gähnend, langſam, ſchwerfällig und ſich in den Haaren kratzend, geht er daher an ſeines Herrn, ſo wie an ſeine eigne Arbeit. Mit ruhigem Blick ſieht er ſeine Kinder, Verwandte und Mitbrüder, Mangel leiden und nach Brodte gehen. Es rührt ihn nicht, wenn man ihm zuruft und ermuntert; ſelbſt der Stock ſeines Treibers vermag ihn oft nicht aus ſeiner Lethargie zu wecken, denn er hat kein Leben, keine Kraft, kein Ehrgefühl. In der Aerndtezeit ſind daher auch beim Kornſchneiden jedesmal hinter der Schaar der Schnitter ein oder mehrere Dudelſakbläſer, um die Arbeiter, wenn der Stecken des Kubjas nicht helfen will, durch Muſik munter und thätig zu erhalten. Und die Allgewalt dieſer Zauberkunſt wirkt in der That oft weit ſchneller und kräftiger als alle Drohungen, Schläge und andere Zwangsmittel. Ein neuer Athem fährt in die Arbeiter auf dem Felde, ein neuer Geiſt belebt ſie, wenn ſie die lieblichen Tö-

ne

ne des kreiſchenden, aber ihr noch nicht verwöhntes Ohr kitzelnden Dudelſaks hören, zumal wenn der Bläſer ein Virtuoſe iſt, und bey Wahrnehmung der Schläfrigkeit im Arbeiten ein neues, luſtiges Stückchen zu blaſen anfängt.

Zu Nutz und Frommen der Ehſtländiſchen Erbherrn will ich meine Gedanken über die Mittel, wodurch ich glaube, daß der Faulheit der Bauern am beſten Einhalt gethan und Fleiß, Regſamkeit und Thätigkeit unter ihnen befördert werden könne, eröffnen. Ich ſollte meinen, daß vor allen Dingen Lob, Beifall, Zufriedenheit, wenn die Arbeit gut von Statten geht, und Ermunterungen nebſt kleinen Geſchenken, wenn ſie glücklich beendigt iſt, ſo wie gute Aufſicht und bisweilen der Erlaß eines Arbeitetages von großer Wirkſamkeit ſeyn, und der Faulheit weit nachdrücklicher widerſtehen müſten, als Schelten, Drohen und Schläge. Zuweilen würde es Gewinn ſeyn, die Bauern nach Endigung einer aufgegebenen Arbeit, ohne genaue Berechnung der Tage, nach Hauſe gehen zu laſſen; nur müſten die Leiſtungen immer ihren und ihrer Anſpanne Kräften angemeſſen ſeyn, ein Umſtand, der bei den Pflügen nach vorgemeſſenen Stücken freylich nicht immer beobachtet wird. Niemals fühlt das zur Arbeit wie Laſtthiere getriebene Landvolk ein ſehnlicheres Verlangen nach dem Tode, als wenn es im Frühjahre umſonſt und mit leerem Magen

dazu arbeiten ſoll. Doch bey manchen geht die Trägheit ſo weit, daß ſie lieber einige Tage hinter einander hungern als arbeiten. Zu dieſem entſchließen ſie ſich nur alsdann, wenn jenes unausſtehlich wird. Bei ſolchen iſt faſt kein Beſſerungsmittel zu erſinnen, es wäre denn etwa ein Verſuch auf öffentlicher Arbeit, oder die Drohung des Verkaufens unter die Ruſſen. — Vertheilt man die Arbeiten nicht Geſindeweiſe, d. h. nach einzelnen Häuſern und Familien, ſo iſt der Faule deſto träger, und der Emſige muß verdrießlich werden. Freilich kann man das Korn auch mit dem ganzen verſammelten Gebiete abſchneiden, aber dann beſetze man ja alle Zugänge zu Buſch und Wald mit Wache, damit nicht der anwandelnde Schlummer die Hälfte der Schnitter nach der Kühle im Schatten, die ſo ſehr einladend für den Müden und Faulen iſt, hinreiße. Lieber weiſe man jedem Wirthe ſein mäſiges Stück an, dann kann man den Sakpfeiffer entbehren, weil der Fleiſige ſich ſelbſt treibt. Aber daß er doch ja nicht am Ende den Faulen als Helfer zugeſellet werde, ſonſt wird er nie wieder fleißig ſeyn. Ueberhaupt ſollte der ordentliche Bauer auf keine Weiſe ſtärker angeſtrengt werden als der lüderliche, weil dies den Muth niederſchlägt und ungerecht iſt. Arbeiten, deren Nutzen der Bauer gar nicht einſieht, z. B. auf einem See oder Fluſſe den Schnee zu einer Rennbahn wegſchaffen, erwecken Wider-

willen

willen und verleiten zur Faulheit; hingegen wird ſich ſein Fleiß verdoppeln, wenn er weiß, daß nach treu vollbrachter und nutzbarer Arbeit ihm einige Tage erlaſſen werden. — Man räume ferner die Gelegenheit zur Völlerei aus dem Wege, denn dieſe hindert den Fleiß und hat die Armuth in ihrem Gefolge. Wenn die Trinkluſt in ihren Schranken bliebe, würde ſie die Arbeitſamkeit befördern, da der Bauer die Stärkung von Bier und Branntwein fühlt. Leute, die ſich wohl ſtehen, ſiehet man weniger betrunken, und dieſen wäre es noch eher zu verzeihen. Der Ehſte iſt argwöhniſch und mißtrauiſch; er verkauft ſeine Produkte am liebſten an Fremde, wenn er auch von dieſen betrogen wird. Derjenige Herr wird gewiß am meiſten von ſeinen Bauern bekommen, der ſie gar nicht zwingt, ihre Produkte an den Hof zu verkaufen, ſondern das, was ſie ihm anbieten, eben ſo theuer als ein Fremder bezahlt. Einige Bauern erziehen zu ihrem Vortheil durch häuslichen Fleiß manche Kleinigkeiten, als Gänſe, Obſt, Honig, Wachs, Meerrettig, u. dergl. Der billige und kluge Erbherr fodert nur das, wozu ihn das Wakenbuch berechtiget, um das Uebrige bekümmert er ſich nicht, weil auf dieſe Weiſe Fleiß und Geſchäftigkeit ermuntert, und des Bauern Wohlſtand befördert wird, den jeder Zwang, er beſtehe in gefoderten Abgaben und Geſchenken, oder in

ſelbſt-

ſelbſtbeliebig niedrig geſetzten Preiſen, nothwendig zerſtören muß, und dabey alle fernere Bemühungen unnütz macht.

Ich komme zu einem andern herrſchenden Laſter des Ehſtniſchen Völkerſtamms und dieſes iſt die Wolluſt. Sie fröhnen ihr, wo nicht mehr, doch eben ſo ſehr und dabey auf eine gröbere Weiſe, als irgend ein anderes Volk in Europa. Geile Triebe, wilde Ausbrüche, thieriſcher Sinnlichkeit, Unzucht und Ausſchweifungen aller Art, bisweilen auch wohl noch Sodemiterei, ſeltener Ehebruch und Kindermord, gehen bey ihnen häufig im Schwange. Daß es in Lief- und Ehſtland, ſo wie überhaupt in Rußland, wenig Kindermörderinnen giebt, hat ſeinen Grund in den weiſen und milden Geſetzen in dieſem Punkte, ſo wie in den Findelhäuſern in Moſkau und St. Petersburg, wenigſtens in dieſen letztern für die umliegenden Gegenden und angränzenden Gouvernements. Man weiß im ganzen Lande nichts von Kirchenbuße, von ſchweren Geldſtrafen, von Einſchreiben des Vaters eines unehelichen Kindes in das Kirchenbuch, u. dergl. mehr; ja der Prediger darf nicht einmal bei dem gefallenen Mädchen nach dem Vater fragen, wenn dieſes ihn nicht ſelbſt angiebt. Schande iſt eben auch nicht damit verbunden, und für die Ernährung des Kindes iſt geſorgt, wenn die Mutter von dem Edelmanne nur eine Kuh bekommt, wel-

che

che dieſer gerne giebt, da er einen heranwachſenden Arbeiter mehr erhält. — Der Gelegenheiten, unkeuſche Triebe zu befriedigen, ſind bei dieſem Volke gar mancherlei, und dieſe vermehren den Hang dazu. Die Leichtigkeit, einander ungeſehen beizukommen, ihre eigne lüderliche und unſläthige Lebensart, die wenige Schande die damit verbunden iſt, geben dieſem Laſter täglich Zunder und die ſtärkſte Nahrung. Und iſt es ein Wunder, wenn dergleichen Vergehungen häufig vorfallen, da Knechte und Mägde, Jungen und Mädchen gewöhnlich ohne Wächter in einer Stube, in einer Scheune oder in einem Stalle, auch wohl auf derſelben Streue bei und unter einander wie im Paradieſe liegen? Des Sommers und Winters baden ſie ſich ohne Schaam und Scheu in Flüſſen und Badſtuben ohne Unterſchied mit einander, und tragen kein Bedenken, einander ihre Blöſe zu zeigen. Der Gedanke kömmt ihnen gar nicht bei, daß hierinn etwas Unanſtändiges liege. Bei ihren häuslichen Geſchäften und im Sommer bei der Feldarbeit ſind Weiber und Mädchen gewöhnlich mit ſonſt nichts als mit einem groben und oft noch dazu zerriſſenen Hemde bedeckt, das kaum bis über die Kniee reicht und über den Hüften umgürtet iſt. Den dünnen Rock, den ſie ja noch zuweilen darüber anhaben, ſchlagen oder ſchürzen ſie forn in die Höhe. Alles dies iſt nun eben nicht dazu geeignet,

net, die Schaamhaftigkeit zu befördern. Unzucht und wollüſtige Spiele halten ſie daher auch für nichts Sündliches oder Unerlaubtes, wenn daraus nur keine Schwangerſchaft entſteht. Und hierin werden ſie nicht ſelten durch das erhabene Beiſpiel ihres gnädigen Herrn ſelbſt beſtärkt, der ſich nicht entblödet, jedes hübſche Bauermädchen zu ſeiner Beiſchläferinn zu erwählen, und ſie oft, wenn ſie ſich nicht gutwillig dazu entſchließt, durch Drohungen und Strafe dazu zwinget. Mir iſt ein Beiſpiel bekannt, daß ein gewiſſer Herr von P...., ein Erzſybarit und Wollüſtling, ſeine Gemahlin mit dem Piſtol in der Hand zwang, ihm das Licht zu halten, während er eine Bauerndirne in ihrer Gegenwart deſlorirte. Ein anderer ſagte zu ſeinem Verwalter, der ihm geſtand, daß er ein Bauernmädchen geſchwängert habe, ſie aber zu ehelichen, keine Luſt beſitze: „O das iſt bei mir ſo gut, als wäre Er auf den Abtritt gegangen. Es hat nichts zu ſagen, ich gebe dem Mädchen eine Kuh, und drohe ihr bei dreißig Paar Ruthen *) nichts zu ſagen. Einen Kerl für

*) Ruthenſtreiche ſind eine gewöhnliche Strafe in ganz Ehſt- und Liefland. Sie werden gemeiniglich auf den Hintern, ſeltener auf den Rücken gegeben, entweder mit einem Bündel von friſchen Birkenzweigen, welches Kinderruthen

[illegible] ſie will ich [illegible], der ſie nehmen muß. Da ſei Er ganz ruhig und laß Er mich ſorgen, es ſoll nichts herauskommen. Das ſind ja Kleinigkeiten.“ —

Durch dieſe Beiſpiele und eigne Lüſternheit verführt, fröhnen ſie, vornehmlich das ledige Volk, ohne Scheu der Venus. Ein Mädchen in den Armen eines Jünglings zu finden, iſt daher bei den Ehſten keine Schande. Sie ſagen, das ſei ja ſo der Gebrauch und gar nichts Böſes. Der Schwangerſchaft ſollen ſie oft — relata refero, — durch eine ſchändliche Onanie ausweichen. Und auch dieſe hat bei ihnen eben nicht ſogar viel zu bedeuten. Manche treiben die Frucht mit Queckſilber ab, wenigſtens erzählte mir ein Prediger, daß unter dem Gute Rieſenberg ein junger Ehſte ſeinem Mädchen, das ſich von ihm ſchwanger fühlte, dieſes Mittel gerathen, und

wirk-

then heiſſen, oder nach gewöhnlicher mit zwei langen und ſtarken Spitzruthen von Birken, welche nach jedesmaligen zwei oder drei Hieben weggeworfen und mit friſchen gewechſelt werden. Zehen Paar Ruthen ſind alſo 30 Hiebe auf den entblößten Rücken oder Hintern des Unglücklichen, mit immer beim dritten Hiebe wechſelnden zwei Ruthen, und 30 Paar ſind 90 Hiebe mit zwei Ruthen. Sie zerfleiſchen oft bis auf die Knochen.

wirklich beigebracht habe, so sei das Kind, weil es ſchon reif geweſen, ganz klar zur Welt gekommen ſei. Auch dies Volk kennt alſo ſchon die ſchändlichen Mittel zur Abtreibung oder Ertödung der Leibesfrucht! — Die wenigſten Eltern kränken ſich, wenn ihre Tochter geſchwächt wird. Weit entfernt, ſich daraus ein großes Herzeleid zu machen, melden ſie es ganz ruhig dem Prediger und Edelmann. Einige, beſonders ſchon etwas bejahrte Dirnen, halten ſich es ſogar für eine Schande, wenn ſie ſich ſo verachtet ſehen, daß ſich noch nie ein junger Kerl zu ihnen gelegt hat; und manche, um nicht ausgelacht oder verachtet zu werden, wendet alle ihre Kunſtgriffe um Reize an, einen jungen Burſchen willig zu machen, daß er ihr des Nachts Geſellſchaft leiſte, damit man nur von ihr ſagen könne: ey ſieh doch, dieſe hat auch einen Liebhaber. — Mit Deutſchen oder Ruſſen der Wolluſt zu pflegen, iſt ihnen verächtlicher als mit ihres Gleichen, denn bei den letztern iſt doch Wahrſcheinlichkeit da, daß der junge Ehſte ſie heirathen werde, im Fall daß eine Schwangerſchaft ſichtbar wird, bey jenen fällt aber alle Hoffnung hierzu weg. Doch ſchlagen ſie es bisweilen, wenn ihnen der Antrag geſchieht, gegen einen oder etliche Rubel, und wenn vielleicht eben periculum in mora iſt, auch nicht aus. — Oft, wenn man ſie zuſammen findet, verſichern

 ſie

Für ſie will ich [illegible], der ſie nehmen muß. Da ſei Er ganz ruhig und laß Er mich ſorgen, es ſoll nichts herauskommen. Das ſind ja Kleinigkeiten.“ —

Durch dieſe Beiſpiele und eigne Lüſternheit verführt, fröhnen ſie, vornehmlich das ledige Volk, ohne Scheu der Venus. Ein Mädchen in den Armen eines Jünglings zu [illegible], iſt daher bei den Ehſten keine Schande. Sie ſagen, das ſei ja ſo der Gebrauch und gar nichts Böſes. Der Schwangerſchaft ſollen ſie oft — relata refero, — durch eine ſchändliche Onanie ausweichen. Und auch dieſe hat bei ihnen eben nicht ſogar viel zu bedeuten. Manche treiben die Frucht mit Queckſilber ab, wenigſtens erzählte mir ein Prediger, daß unter dem Gute **Rieſenberg** ein junger Ehſte ſeinem Mädchen, das ſich von ihm ſchwanger fühlte, dieſes Mittel gerathen, und

wirk=

then heiſſen, oder noch gewöhnlicher mit zwei langen und ſtarken Spitzruthen von Birken, welche nach jedesmaligen zwei oder drei Hieben weggeworfen und mit friſchen gewechſelt werden. Zehen Paar Ruthen ſind alſo 30 Hiebe auf den entblößten Rücken oder Hintern des Unglücklichen, mit immer beim dritten Hiebe wechſelnden zwei Ruthen, und 30 Paar ſind 90 Hiebe mit zwei Ruthen. Sie zerfleiſchen oft bis auf die Knochen.

wirklich beigebracht habe; ſo ſei das Kind, weil es ſchon reif geweſen, ganz blau zur Welt gekommen ſei. Auch dies Volk kennt alſo ſchon die ſchändlichen Mittel zur Abtreibung oder Ertödtung der Leibesfrucht! — Die wenigſten Aeltern kränken ſich, wenn ihre Tochter geſchwächt wird. Weit entfernt, ſich daraus ein großes Herzeleid zu machen, melden ſie es ganz ruhig dem Prediger und Edelmann. Einige, beſonders ſchon etwas bejahrte Dirnen, halten ſich es ſogar für eine Schande, wenn ſie ſich ſo verachtet ſehen, daß ſich noch nie ein junger Kerl zu ihnen gelegt hat; und manche, um nicht ausgelacht oder verachtet zu werden, wendet alle ihre Kunſtgriffe um Reize an, einen jungen Burſchen willig zu machen, daß er ihr des Nachts Geſellſchaft leiſte, damit man nur von ihr ſagen könne: ey ſieh doch, dieſe hat auch einen Liebhaber. — Mit Deutſchen oder Ruſſen der Wolluſt zu pflegen, iſt ihnen verächtlicher als mit ihres Gleichen, denn bei den letztern iſt doch Wahrſcheinlichkeit da, daß der junge Ehſte ſie heirathen werde, im Fall daß eine Schwangerſchaft ſichtbar wird, bey jenen fällt aber alle Hoffnung hierzu weg. Doch ſchlagen ſie es bisweilen, wenn ihnen der Antrag geſchieht, gegen einen oder etliche Rubel, und wenn vielleicht eben periculum in mora iſt, auch nicht aus. — Oft, wenn man ſie zuſammen findet, verſichern

ſie, daß ſie gar nichts Unrechtes vernähmen, ſondern blos zur Geſellſchaft bei einander geweſen wären. Hinterher aber bei entſtandenen Zwiſtigkeiten, geſtehen ſie dennoch, daß ſie ſchon mehrere Jahre einander beygewohnt hätten, ohne daß eine Schwangerſchaft erfolgt wäre. Wird dieſe auch ja ſichtbar und entdeckt, ſo legen ſie ihren jungfräulichen Kopfputz, ihren ſogenannten Perk *) ab, vertauſchen ihn mit einer Weiberhaube, und werden alsdann Emmand, Weiber, genannt, nicht wie bei uns, Frauen, ehſtniſch Praua, denn ſo heißen blos die Deutſchen verheiratheten Frauenzimmer, vorzüglich die adlichen Damen. Man hat mir verſichert, daß nicht ſelten altgewordene Dirnen Unzucht und Schwangerſchaft auf ſich bekannt haben, nur um eine Haube, dieſes Ehrenzeichen der Verheiratheten, tragen zu dürfen und

*) Iſt eine ſchmale Kopfbinde, mit der ſie das Haar auf dem Scheidel umbinden. Wohlhabendere, beſonders Hofsmädchen und ſolche, die in der Stadt dienen, nehmen dazu Pappe, überziehen ſie mit Taffent oder Atlas, ſetzen ſie wie ein Kaſkett auf, und zieren ſie mit bunten Bändern, die hinten über den Kopf in die Luft flattern. Es ſieht recht artig aus, und giebt einem hübſchen rothwangigen Mädchen einen beſondern Reiz.

und Weib zu heißen. Sie ſchlagen ſo zwei Fliegen mit einer Klappe, einmal entgehen ſie dem ihnen widerlichen Titel einer alten Jungfer, und zweitens werden ſie dadurch von der beſchwerlichen Hofsarbeit frei, weil ſie als Weiber nicht leicht Hofdienſte und Frohnen thun dürfen. Aus dem letztern Grunde wünſcht ſich daher manche ein uneheliches Kind. Ihre Hochzeiten, die Vorbereitungen dazu, die ſonderbaren, oft wunderlichen Ceremonien vor, bei und nach demſelben, erzähle ich an einem andern Orte.

Alles dies gilt jedoch nur von dem jungen Volke. Verheirathete ſind dergleichen Ausſchweifungen nicht ergeben, und ich wüßte mich bei aller Aufmerkſamkeit keines einzigen Beiſpiels zu erinnern, daß ein Gatte dem andern untreu geworden wäre. Eheliche Treue iſt ihnen heilig, und das Ehebett halten ſie unbefleckt. Die Ehſtin liebt ihren Mann mit aller Anhänglichkeit, und dieſer ſchätzt und vertheidigt ſie bei jeder Gelegenheit, beſonders wenn ſie eine fleißige Arbeiterin iſt. Heirathen in nahe Blutsverwandſchaft verabſcheuen ſie; aber eine Geſchwängerte wird oft, auch wohl an einen andern als den Beſchwängerer, verheirathet, nur muß ſie nicht im Rufe ſeyn, daß ſie mit einem Ruſſen oder Deutſchen, auf den ihr tiefſter Haß, mit bitterm Abſcheu verbunden, ruht, zuſammen gehalten habe, denn eine ſolche bekommt, wenn die Sache an den Tag käme,

nie

nie oder nur ſehr ſelten einen Mann. Daher meiden ſie auch den Beiſchlaf mit dieſen ſo viel als möglich, (es müſte denn ihr Geld ſie blenden,) weil ſie ſich von ihnen, als die weiter nichts darnach fragen, eher eine Schwangerſchaft beſorgen, als von einem ihres Gleichen, gegen welche ſie gleich bereitwillig ſind, und weil ſie keine Ausſicht haben, jene heirathen zu können. Man weiß unter ihnen Fälle, daß ſchon dreizehenjährige Mädchen unkeuſche Umarmungen geſucht und auch genoſſen haben; ſechzehenjährige werden oft, wenn ſie hübſch ſind, fleißig arbeiten und etwas mehr als andere haben, verheirathet. Ueberhaupt ſcheint ihnen der Beiſchlaf etwas ſo Unbedeutendes und Gleichgültiges, daß ſie ſich nicht entblöden, ihn auch dann und wann in Gegenwart anderer zu verrichten, wenn es nur Perſonen aus ihrem Volke, ihre Mitbrüder und keine Deutſchen oder Ruſſen ſind. Gegen dieſe, als Fremde und ihre Beherrſcher oder vielmehr Unterdrücker, äuſſert ſich ihre Schaamhaftigkeit noch einigermaaßen, die ihnen ſonſt unter ihres Gleichen ganz unbekannt iſt, wenn anders hiebei nicht vielmehr Furcht als Scheu zum Grunde liegt. Hofsdomeſtiken, die durch das beſſere Leben und durch den Müſſigang geiler werden, opfern der Wolluſt noch häufiger als die Ehſten in den Dörfern.

So

So ſelten, wie ich oben bemerkt habe, bei ihnen der Kindermord iſt, ſo hat doch dieſes unnatürliche Verbrechen hier und da Wurzel gefaſſet. Von Obrigkeits wegen iſt alles geſchehen, was zu deſſen Hemmung etwas beitragen kann. Die weiſeſten Geſetze, die mildeſten Mittel und gelindeſten Strafen ſind deswegen eingeführt, die Prediger machen ſie den Bauern bekannt, ermahnen, warnen; allein es fruchtet dies doch nicht allemal. Wenn gleich auf Unzucht und Schwängerung nur eine ſehr mäßige Strafe durch bürgerliche Geſetze geſetzt iſt, — denn verheirathete Standes- und wohlhabende Perſonen zahlen 4 Rubel, unverheirathete 2; geringere und unbegüterte Bürger und Bauern beiderlei Geſchlechts geben nur einen, und die unverheiratheten gar nur einen halben Rubel; die Ruthenſtrafe und Kirchenbuße ſind ſchon längſt abgeſchafft: — ſo hört man dennoch, wiewohl höchſt ſelten von Kindermörderinnen. Der Nahme Hure führt bei ihnen eben keine Schande mit ſich, und dergleichen Perſonen werden, wie ich ſchon geſagt habe, wenn ſie ſonſt fleißig und arbeitſam ſind, gar leicht und ohne Bedenken verheirathet. Die bürgerlichen Strafen, welche auf das Verbrechen des Kindermords geſetzt ſind, vor dem ſchon Natur und Religion ſie warnt, und die mehrentheils in Knute, Brandmarke oder 40 Paar Ruthen mit Verbannung in die Nertſchinskyſchen oder Koliwanſchen Bergwerke beſtehen, wiſſen ſie. Die gewöhnlichen Quellen

die-

dieſes Verbrechens, Schande, Spott, Mangel und Verachtung, fallen bei ihnen weg, vorausgeſetzt, daß der Erbherr der Gefallenen ſich ihrer annimmt und ſie mit ihrem Kinde ernährt, das heißt, ihr eine Kuh und ein Stück Land giebt. — Nur alſo in dem Falle, wenn der Erbherr hart und grauſam genug iſt, der armen Unglücklichen ſeine Hülfe zu entziehen, iſt ſie eine Verlaſſene und fällt auf den ſchrecklichen Entſchluß, ihrem und ihres Kindes Elende ein Ende zu machen. Jenes geſchiehet jedoch ſehr ſelten, denn der Edelmann bekommt ja einen Arbeiter mehr. Weit entfernt alſo, aus Edelmuth und Menſchenliebe die Gefallene zu unterſtützen, thut er dies vielmehr aus Eigennutz und ſeines Gewinnes wegen. Auſſerdem aber iſt ein ſolches unglückliches Mädchen verlohren. Denn ſowohl Bauern= als Hofmägde bekommen ſtatt des Lohns für ihre ſaure Dienſte weiter nichts als nothdürftige Nahrung und Kleidung. Beide reichen kaum für ſie hin, vielweniger für ſie und für ihr Kind. Nur drückende Armuth alſo und die Furcht, daß die Geſchwächte bei der Laſt der Kinderwartung nichts verdienen, und nun nebſt ihrem Kinde hülflos darben werde, kann den wider alles mütterliche Gefühl ſtreitenden Entſchluß der Ermordung einſtößen. Ein armes Mädchen mit einem Kinde, das ihr eigener Herr verſtoßen hat, verlangt niemand, weil ſie in ihrer Arbeit gehindert wird.

Der

Der Verdienſt durch Handarbeit iſt klein und ein ſchwaches Kind ſchwer unter zu bringen; es giebt in Ehſtland keine Findelhäuſer; das Ausſetzen kennt die Hülfloſe nicht, oder überläßt es witzigern: wo ſoll ſie hin? wo für ſich und für ihr Kind Unterhalt hernehmen? Barmherziger Gott! Die Verzweifelung giebt ihr den unſeligen Gedanken ein, ſich mit einemmale dieſer läſtigen Bürde zu entledigen. — Daß dieß der wahre und vielleicht auch einzige Grund von dieſer unnatürlichen und pflichtwidrigen That ſei, hat die Erfahrung gelehrt. Ein geſchwächtes Mädchen brachte nicht ihr erſtes, wohl aber ihr zweites Kind um, weil, wie ſie bei der Unterſuchung ſelbſt geſtand, der befürchtete Mangel ihr dieſen grauſamen Entſchluß eingab, und die Vorſtellung, daß keine Herrſchaft eine Magd mit zwei Kindern nehmen würde, ihn zur Reife und Vollendung brachte. Man hat zwar auch in Ehſtland dieſes Unheil durch obrigkeitliche Verordnungen und andere Verfügungen zu hemmmen geſucht, die aber doch nicht immer den gehofften Erfolg gehabt haben. Milde und Einſchränkung der ſchweren Strafen bei den Ausſchweifungen des Geſchlechtstriebes, in dem Falle, wenn ein Mädchen Mutter wird, ſind immer noch am wirkſamſten befunden worden.

Hat einer eine Dirne beſchwängert und die Sache wird bekannt, ohne daß jener Luſt hat, die Geſchwächte zu ehelichen, ſo ſuchen ihn ſeine Ver-

wand-

wanden und der Prediger durch die Gebote des Moſaiſchen Geſetzes, durch die Vorſtellung der Erſparung der Strafgelder und andere Vorſpiegelungen, worunter beſonders gewiſſe Vortheile und das Mein und Dein gehören, zu bewegen, die Entehrte zu heirathen. Können ſie dadurch nichts ausrichten, ſo erinnern ſie ihn an die Pflicht eines Vaters, für ſein Kind zu ſorgen, weil ſonſt die unglückliche Mutter dreifach geſtraft würde, nämlich an Geld, durch die Schande, und durch die Laſt der Kinderwartung und Erziehung. Weil ſie aber keine zwingende Macht haben, ſo ſuchen ſie den Herrn des Guts zu bewegen, um ſeines eigenen Gewinns willen, damit er nicht durch ein Verbrechen zwei Menſchen verliere, dem Thäter zu befehlen, entweder die Geſchwängerte zu heirathen, oder ihr zu ihren und ihres Kindes Unterhalt von ſeinem Lohne etwas an Geld oder Korn abzugeben. Solche, welche wiſſen oder auch nur hoffen dürfen, daß man für ihren Unterhalt ſorgen werde, daß ſie einen Mann oder doch eine Unterſtützung bekommen, und ſo wenigſtens nicht ganz hülflos bleiben, werden gewiß ihre Schwangerſchaft bei Zeiten, entweder ihren Verwandten oder dem Prediger entdecken, und nie auf den Gedanken gerathen, ihre Frucht umzubringen. Man höret daher, wie ich ſchon geſagt habe, nur äuſſerſt ſelten etwas vom Kindermorde, und es giebt ganze Gegenden, wo der Nahme einer

Kin=

Kindermörderin völlig unbekannt iſt. Uebrigens iſt es bei den Ehſten ganz etwas Gewöhnliches, und ſcheint ſchier in der Regel zu ſeyn, daß ſie vor der prieſterlichen Trauung einander bereits ehelich beigewohnt haben, welches gemeiniglich dann zu geſchehen pflegt, wann ſie zum zweitenmale Branntewein trinken, das bei ihnen eine Art der Verlobung iſt. Denn alle Heirathen werden bei ihnen durch das, was ihnen das Liebſte iſt, durch Branntewein, geſchloſſen. Dieſer iſt gleichſam das Verlobungsgetränk. Der Freier bringt etliche Maas davon in das Haus ſeiner Geliebten, und ſtatt der Anſprache bietet er ihr und ihren Aeltern ein Glas von dieſem ihren Lieblingsgetränke. Nimmt es das Mädchen und ihre Aeltern an, ſo hat er das Jawort erhalten, man giebt ſich die Hände und der Vertrag iſt geſchloſſen. Gemeiniglich nehmen ſie dieſe Handlung zur Abendzeit oder in der Nacht vor, und wollte ſich dann ein Mädchen einfallen laſſen, ihr gegebenes Wort zurückzunehmen, ſo müßte ſie beſondere Reize oder vorzüglichen Fleis und Vermögen haben, wenn ſie ſo bald wieder einen Freier bekommen ſollte. — Nach dem Jawort, oft auch erſt nach der prieſterlichen Verlobung, wohnen ſie einander ſchon ehelich bei. Nach der Aerndte gegen den Herbſt zu, (wo ſie die meiſten Hochzeiten machen, weil ſie da zu ſchmauſen haben,) gehen ſie zum Edelmann, zeigen ihm ihre Verſprechung an und bit-

ten

ten um ſeine Einwilligung. Die dabei üblichen Gebräuche erzähle ich an einem andern Orte. Sie erhalten darauf einen Erlaubnißſchein, den ſie dem Prediger bringen, welcher ſie ſodann proklamirt. Wird eine vor der Hochzeit geſchehene eheliche Beiwohnung bekannt und erwieſen, ſo müſſen beide an die Kirche einen Rubel zahlen. Verheelt die Braut ihre Schwangerſchaft, ſo daß dieſe erſt hinterher bekannt wird, und läßt ſie ſich als eine Jungfer im bloßen Bandaufſatz, mit unbedecktem Kopfe aufbieten und trauen; ſo muß ſie noch auſſerdem für den gemißbrauchten keuſchen jungfräulichen Brautſchmuck zwei Rubel an die Kirche zahlen.

Das heidniſche Laſter der Sodomiterei hat noch nicht ganz ausgerottet werden können. Noch immer werden einzelne, ſowohl ledige als verheirathete Mannsperſonen, deſſelben überführt. Vor mehrern Jahren war bei einem Landgerichte ein Ehemann als Sodomit unter Inquiſition. Ein anderer wurde ſogar, als er eben erſt von ſeiner Frau weggegangen war, der er ehelich beigewohnt hatte, über dieſem Laſter mit einer Ziege ertappt. Man ſage, was dieſe zu ſolcher Schandthat verleitet habe? Im Jahre 1790 trieb es einer im Teſtamaſchen Kirchſpiele lange Zeit mit ſeiner Stute und ſaß nicht lange in Pernau verhaftet, als er ſeine Strafe erhielt, die in 40 Paar Ruthen und Verweiſung nach Sibirien

birien oder Nertſchinsk und Kolivan beſteht. Während der Amtsführung des vortreflichen Probſts Glanſtröm im Kirchſpiele Michaelis bekam auch ein Sodomit ſeine Strafe. Der Prediger fragte ihn, wie er doch auf ein ſo unnatürliches Laſter gefallen ſei? Der Verbrecher antwortete: „er habe einſt einen Sodomiten öffentlich abſtrafen ſehen. Da habe er gedacht, ein Laſter, um deſſen willen ein Menſch einen ſo großen Schmerz erdulde, von dem er voraus wußte, daß er auf die Begehung jenes Laſters, ſobald es bekannt würde, unausbleiblich erfolge, ein ſolches Laſter müſſe einen doch wohl, durch ſeinen Reiz und das Vergnügen, welches es mit ſich führe, für jene Schmerzen hinlänglich entſchädigen, worauf er auch den Verſuch gemacht habe". — Das war der Fall, von dem Paulus ſagt: ich wußte nichts von der Sünde, ſondern nahm vom Geſetze Veranlaſſung zum Böſen; und Horaz: Nitimur in vetitum cupimusque negata. Durch die öffentliche Abſtrafung lernte der Menſch das Laſter der Sodomie erſt kennen. Sind alſo Exekutionen ein Mittel, die Menſchen von Verbrechen zurückzuhalten? Dieſe Erfahrung wenigſtens beweiſt fürs Gegentheil. — Ein Paſtoratsbauer *) aus dem

An-

*) Viele Prediger, beſonders in großen Kirchſpielen, haben ihre eigenen, zu den Pfarrlän-

Andernſchen Kirchſpiele, welcher dem Herrn Paſtor Kornrumpf gehörte und mit einer Stute Sodomiterei getrieben hatte, wurde 1792 öffentlich am Kirchenpranger gepeitſcht. Man hatte ihn alle Morgen mit dem Pferde wegreiten ſehen. Die Bauern wurden aufmerkſam, ſchlichen ihm nach und belauerten ihn hinter einem Buſche, wie er eben die ſchändliche That verübte. — Ein anderer, erſt 17 Jahr alt, der zum Gute Nurms gehörte, ſündigte mit einer Kuh. Laut dem von Niederlandgerichte in Baltiſchport publicirten Urtheil beſtand ſeine Strafe in 40 Paar Ruthen, Kirchenſühne und öffentlicher Arbeit auf zwei Jahre. Die Kuh mußte aus der Gegend, um ärgerliche Gedanken zu verhüten, fortgeſchafft werden. Die Exekution geſchah an drei verſchiedenen Sonntagen hinter einander. Am erſten bekam er 13 Paar Ruthen, acht Tage darauf eben ſo viel, und den dritten Sonntag 14 Paar. Ich ſah den Inquiſiten, welcher am Fuße in einen Block geſchloſ-

ſen

ländereien gehörigen Erbbauern, die ihnen ſo gut Frohndienſte thun und Abgaben entrichten müſſen, wie die Leibeigenen dem Edelmanne. Solche nennt man in Lief- und Ehſtland Paſtoratsbauern, zum Unterſchied von Guts- und Kronbauern.

ſen war. Er hatte die That gleich geſtanden und Reue gezeigt. Ich könnte mehrere Beiſpiele, die ich bei einem zwölfjährigen Aufenthalte in Rußland erlebt habe, anführen; allein ich decke den Verhang über dieſe ſchmuzigen Geſchichten, und bemerke nur noch, wie oben bei dem Laſter der Trunkenheit, daß dieſes Verbrechen bei den Ehſten von einer gelindern Seite zu beurtheilen iſt als bei andern geſitteteren Nationen. Die Prediger ermahnen und warnen, ſind aber auch oft ſo unvorſichtig, in der Kirche mit Schauder und Entſetzen von einem Laſter zu reden, das ſie kennen lehren, indem ſie es nennen und dafür warnen. Eine Veranlaſſung dazu liegt auch wohl in dem häufigen Umgange der Bauern mit ihrem Viehe. Von Jugend an ſehen ſie das Begatten deſſelben; nicht nur als Kinder bis zu den Jahren, da ſie arbeitſam werden, bringen ſie den ganzen Sommer hindurch mit dem Vieh auf der Weide, und den Winter bei der Wartung des Viehes in Ställen zu; ſondern ihre größte Beſchäftigung überhaupt iſt nebſt dem Ackerbau die Viehzucht. Das Begatten der Thiere geſchiehet vor ihren Augen, und es giebt Leute, die ihre ganze Lebenszeit hindurch Viehhüter ſind. Ihre Sinnlichkeit wird rege, die feinern Gefühle ſchlummern oder ſind abgeſtumpft, und ihr Begehren geht blos auf den Genuß der gröbern Wolluſt. Ihre eigene ſäuiſche, ich möchte faſt ſagen, viehiſche Lebensart,

da

da ſie im Winter das Vieh oft in und allemal bei der Stube haben, kann ſie in einen vertrautern Umgang mit demſelben bringen, als es Natur und Religion erlauben. —

Hiezu kömmt der Mangel an gehöriger Ausbildung ihrer Vernunft und ihres Geſchmacks, die Vernachläſſigung der allermeiſten in dem Unterrichte des Chriſtenthums, und in der Vorſtellung und Ueberzeugung von der Abſcheulichkeit und Strafwürdigkeit dieſes Verbrechens, welches alles dazu beiträgt, ihre gröbere Sinne dafür empfänglich zu machen, aber eben deshalb auch dem Verbrechen einen mildern Anſtrich und ein weniger ſtrafbares Anſehen giebt. Ein rüſtiger junger Ehſte, wenn er mit ſeinem Viehe allein, an einem angenehmen Tage die Reize der Natur, obgleich nur bäuriſch dumm, aber doppelt ſtark, empfindet, kann ſich leicht zur Löſchung eines Triebes durch Laſter zum Thiere erniedrigen. Aber er kömmt doch des Mittags und Abends nach Hauſe. An Gelegenheit, ſeine Lüſte zu ſättigen, fehlt es ihm nie, da überall mitleidige Dirnen genug mit ihm gleichſtarke Empfindung und Trieb zum Genuß des andern Geſchlechts haben. Hofsbediente, die durch Müſſiggang und gute Tage zwar wollüſtig werden, aber immer eben ſo wollüſtige Phrynen zu ihrer Abſicht willig finden, haben doch wohl gar keinen Anlaß zur Sodomiterei, und doch traf man einſt einen, der im Hofspferdſtalle

dieſelbe zu begehen, im Begriffe war. Wollte man auf die Vermuthung fallen, daß die Furcht, durch Beiſchlaf eine Schwangerſchaft zu bewirken, welche die Anverwandten der Dirne durch Drohungen, Haß oder Verfolgung rächen möchten, den laſterhaften Vorſatz, ſich zum Viehe zu halten, erregen könne; ſo habe ich ſchon dagegen erinnert, daß Kerle und Dirnen ohne Naturforſchung, durch eine Art von ſchändlicher Onanie der Schwangerſchaft auszuweichen verſtehen. Der Sodomiterei überführte Inquiſiten ſetzen ihre Dummheit, oder die Anreizung des Teufels, (eine gewöhnliche Sprache der Einfalt bei ihren unerklärlichen böſen Trieben,) zur Urſache ihres Verbrechens. Alles dies zuſammen genommen beweiſet, daß man die allgemeine Veranlaſſung zu dieſem, wie zu andern Laſtern, in dem unkultivirten rohen Zuſtande, in der zu viehiſchen Sitten gewöhnten Lebensart, alſo auch hier, wie überall, in dem Grundverderben Lief- und Ehſtlands, in der entehrenden Sklaverei der Bauern, zu ſuchen habe. Doch iſt dieſes abſcheuliche Laſter nur in einigen Kreiſen herrſchend. Immer mögen die Ehſten ſich täglich mit ihrem Viehe beſchäftigen, man wird nur wenige Sodomiten finden, darunter noch der gröſte Theil vielleicht in abgelegenen Streugeſinden aufwuchs. Bei der jetzt verbeſſerten Schulverfaſſung, öftern Katechiſationen und fleißigern Hausbeſuchen der

 Pre-

Prediger wird dieſes Laſter hoffentlich bald ſeltener werden; mit einemmale läßt es ſich nicht ausrotten. Bauern, die mit Deutſchen umgehen, fleißig die Kirche beſuchen, und das Leſen verſtehen, haben weit beſſere Begriffe als die übrigen. Wenn ſich unter der jetzt heranwachſenden Generation noch einzelne Sodomiten finden ſollten; ſo ſind es gewiß nur ſolche von der Natur ganz verwahrloſete und in aller moraliſchen Bildung verſäumte Geſchöpfe, die an Dummheit an das Vieh gränzen, oder durch Bosheit den Furien gleichen. Auch in manchem andern Lande, nicht nur da, wo Unwiſſenheit herrſcht, ſondern auch wo der beſte Unterricht ertheilt wird, giebt es noch einzelne Sodomiten.

Haß, Tücke, Widerſpenſtigkeit, Falſchheit und Empörung gegen ihre natürlichen Feinde und Unterdrücker, die Edelleute, und das häufige Entlaufen aus ihren Dienſten; ſind ſehr gewöhnliche Erſcheinungen, die in dem Drucke und in der harten Sklaverei, welcher dies arme Volk unterworfen iſt, ihren Grund haben. Sobald ſich ihnen ein Schimmer von Hoffnung, frei zu werden, ja auch nur die Ausſicht, der Gewalt einer Herrſchaft zu entkommen, zeigt; werden ſie ſtörriſch, trotzig und ungehorſam. Im Winter laufen ſie gern auf dem Eiſe über den Finniſchen Meerbuſen nach Finnland, und ſuchen bei den Schweden eine Freiſtätte als

Arbeiter oder Soldaten. Im Sommer rudern ihrer mehrere oft auf einem kleinen Nachen auf und davon hinüber nach Finnland. Kein Jahr vergeht, da nicht bald auf dieſem, bald auf jenem Gute unter den Bauern ein Auflauf gegen den Gutsherrn geſchieht, wobei ſchon mancher ſeinen Tod gefunden hat. Es darf aber nur eine halbe Kompagnie Ruſſen gegen ſie vorrücken, ſo iſt ihr Muth dahin, und ſie kriechen wieder unter das alte Knechtſchaftsjoch. Am meiſten iſt ihrem Haſſe und ihrer Mordſucht der Verwalter des Guts, (in Ehſtland der Amtmann genannt,) ausgeſetzt, weil dieſer ſie gemeiniglich, oft wider Wiſſen und Willen des Herrn, am grauſamſten behandelt; ich weiß daher in einer Reihe von 10 und mehr Jahren, gegen acht Beiſpiele von gewaltſamer Ermordung adlicher und unadlicher Tyrannen. Schon die ältere Geſchichte dieſes Volks liefert häufige Beiſpiele, wie ſie ſich in zahlreichen Haufen gegen ihre Herren empört haben. Befreiung vom Joche des Adels, Beſitz ihres Landes, Freiheit, (obgleich ſie für dieſen Begriff in ihrer Sprache kein Wort haben, denn ſie nennen ſie priti, welches aus dem Deutſchen genommen iſt,) iſt ihr höchſter Wunſch, ihr Triumph und Loſungswort. Es ſind wohl kaum 20 Jahre her, als ein ſolcher Empörer im Rigiſchen auftrat, der ſich einen großen Anhang machte,

und einer in der Kirche mit angehörten Predigt zufolge, worin der Prediger von der chriſtlichen Freiheit geſprochen, und ſich vielleicht etwas zu unvorſichtig ausgedrükt hatte, die Leute aus der Bibel lehren wollte, daß die Menſchen frei wären, und im neuen Teſtamente alle Knechtſchaft aufgehoben ſei. So ſehr er in Theſi recht hatte, ſo unrecht behielt er in Praxi. Denn einige Kompagnien Ruſſen bewieſen dem aufrühriſchen Haufen durch Erſchießung etlicher von ihnen, daß allerdings die Knechtſchaft noch bis auf den heutigen Tag gelte, und die Menſchen noch nicht ſo frei wären, wie ſich einige Thoren einfallen ließen, es zu wähnen. Einzelne Beiſpiele habe ich ſchon im erſten Theile angeführt, hier folgt noch eine kleine Nachleſe.

Auf dem Gute . . . . wurde der Baron von Löwenwolde des Nachts im Bette ermordet, ſeine beſten Effekten fortgeſchaft, und der Hauptthäter, ein Domeſtike, der ſie nach Petersburg in Sicherheit bringen und dort verkaufen wollte, bei Narwa erwiſcht und verhaftet. Er geſtand, daß blos bitterer Unwille über eine erduldete Beſtrafung ihn zu der That verleitet habe. — Ein anderer, Graf von Tieſenhauſen, wurde ebenfalls in ſeinem Bette von einem ſeiner Bedienten jämmerlich ums Leben gebracht. Der Böſewicht legte zuerſt Feuer unter das Bett, und als dieſes nicht zündete, nahm er eine eiſerne

Stange

Stange, dergleichen man zum Einbrechen braucht, und ſtieß ſie ſeinem Herrn durch das Herz, der doch allgemein das Lob eines gerechten, und gegen ſeine Bedienten nachſichtsvollen Mannes hatte. — Auch eine Dame wurde einſt auf W. in der Nacht von drei ihrer Erbmädchen, die ſie zur Aufwartung bei ſich auf der Stube hatte, im Bettzeuge erſtickt. Die Mädchen hoben ſie hernach, als ſie tod war, auf einen Lehnſtuhl und ſetzten ihr Thee vor, damit man glauben ſollte der Schlag habe ſie gerührt. Aber als ſie zum Verhör gebracht wurden, geſtanden ſie die That. — Daß auf dem Gute Fegefeuer ein Major von Handwich, ein arger Placker ſeiner Bauern, von dieſen im Felde erſchoſſen worden, habe ich bereits im erſten Theile erzählt. — Wenn man aber auch nicht ſo viele Beiſpiele davon anführen kann, daß ſie ſich an ihrem Herrn ſelbſt vergriffen haben; ſo finden ſich dafür deſto mehrere, daß ſtrenge Verwalter ihrer ganzen Wuth und Rache ausgeſetzt geweſen ſind. Dieſe haben beſtändig das Schlimmſte zu fürchten und alle Urſache, auf ihrer Hut zu ſeyn. Sechs Ehſten fielen einſt über einen ſolchen harten Aufſeher her, hieben ihm den Kopf ab, giengen damit auf den Hof, und warfen ihn der gnädigen Frau vor die Füße, mit den Worten: „Da haſt Du deines Amtmanns Kopf! „ſtrafe uns nun, wie Du willſt, wir haben

„un-

„unſere Brüder von dem Ungeheuer befreiet". — Auf Kechtel ſchlugen am Aerndtefeſte 1789 acht Ehſten ihren Auſſeher des Abends zwiſchen 10 und 11 Uhr im Bette tod, ließen ſich hernach willig greifen und in die Bergwerke verſchicken, weil ſie nach ihrer Meinung ihre Brüder gerächet hätten. Ein klägliches Beiſpiel erfuhr ich gleich im zweiten Jahre nach meiner Ankunft im Lande, welches ſich auf dem Gute Kunda ereignete, wo einige zwanzig Bauern ihren nach ihrer Meinung zu harten Amtmann, (Verwalter, Disponenten,) lebendig in Stücken zerſchnitten. Die Rädelsführer bekamen die Knute *) bis zum Tode,

*) Knute heiſt nach dem Ruſſiſchen eigentlich jede Peitſche. Beſonders aber verſteht man darunter eine ganz eigene, zur Beſtrafung großer Verbrecher beſtimmte Peitſche, die aus einem dicken Riemen von Juchtenleder beſteht. Die Stärke des untern Theils macht ihn auf einer Seite einem Peitſchenſtiele ähnlich; der obere Theil aber läuft ganz fein und ſpitzig zu, und endigt ſich in eine ſeidene oder hänfene Schmitze. Mit derſelben wird der Verbrecher, nachdem er mit entblößtem Rücken auf einen ſchräg ſtehenden Block, oder auf ein Bund Stroh gebunden worden, und er von zween Kerlen noch beſonders gehalten wird, von dem Knutenmeiſter längſt dem Rückgrad herab gehauen,

Tode, die andern wurden gebrantmarkt und auf öf-
fentliche Arbeiten geſchickt. — Auf dem Gute Tor-
gel, drei Meilen von Pernau, erſchlugen
an der Straſe vier Bauern im Jahre 1792 ih-
ren tyranniſchen Amtmann. Dieſe, fremde
Läuflinge, (aus ihres Herrn Dienſte und Ge-
biete entwichene Flüchtlinge,) waren von dem
ganzen Gebiete gedungen und lauerten im Walde
auf ihn, als er eben die Aufſicht beim Pflügen
hatte. Weil er ein handfeſter ſtarker Mann war,
fielen ſie ihn von hinten an, da er eben mit
dem

hauen. Dieſer tritt drei Schritte hinter den
Miſſethäter und haut jedesmal im Sprunge,
um dem Streiche einen deſto ſtärkern Zug zu ge-
ben. Dieſe Leute ſind ſo geübt, daß ſie 10,
20 und mehrmalen eine Linie treffen. Ver-
ſteht einer ſein Handwerk gut, und weiß er
der Knute den rechten Schwung zu geben, ſo
ſpringt die Haut und das Fleiſch, wie von
Meſſern zerſchnitten, aus einander, und das
Blut dringt häufig hervor. Oft erfolgt dies
ſchon auf den erſten Hieb, gewöhnlich beim
dritten. Bei dem fünften und ſechſten Hiebe
berſtet das Rückgrad entzwei, und der Un-
glückliche fällt todt herab. Ein ſtarker Kerl
hält bisweilen funfzig und mehr Hiebe aus,
ohne zu ſterben, je nachdem der Knutenmei-
ſter ſchwächer ſchlägt.

dem Rücken nach dem Walde zu am Wege ſaß, ſchlugen ihn mit dicken Prügeln erſt auf den Kopf, nachher die Beine morſch entzwei und ſofort vollends tod. Einige der Mitſchuldigen wurden ergriffen und zu Tode geknutet.

Alle dieſe Ausbrüche von Wuth, Ungehorſam, Widerſetzlichkeit und Empörung würden wegfallen, wenn man dem Volke ſeine Freilaſſung gewährte, oder auch nur die Macht ihrer Gewaltigen in engere Gränzen einſchränken würde, daß der Zorn derſelben nicht mehr nach Willkühr Ruthen, Karbatſchenſtreiche und Frohndienſte verhängen dürfte. Denn dieſes Murren und gewaltſame Zerbrechen oberherrlicher Gewalt findet meiſtentheils nur auf privaten Gütern und bei ſolchen Elenden Statt, die unter der eiſernen Peitſche tyranniſcher Despoten ſtehen und aufs äuſſerſte gebracht worden ſind. Es giebt dagegen, — zur Ehre der Menſchheit ſei es geſagt, — auch viele, ja bei weitem die meiſten, welche ihrem gerechten, milden und gütigen Herrn mit aller Liebe und Treue zugethan ſind, auch wohl ihr Gut und Blut, ja ſelbſt ihr Leben für ihn laſſen. Im Felliniſchen Kreiſe war ein gewiſſer Herr von B . . . genöthiget, Schulden halben ſein Gut zum Verkauf anſchlagen zu laſſen. Kaum hörten dies ſeine Bauern, welche ihn als einen billigen und wohldenkenden Mann über alles, wie Kinder ihren Vater liebten, und nach ihm vielleicht,

leicht, wer weiß es, welchem Nero oder Kaligula in die Hände zu fallen fürchteten; als ſie einige Deputirte aus ihrer Mitte ernannten, und bei ihrem Herrn anfragen ließen, warum er ſie, ihr Vater ſeine Kinder, verlaſſen und verkaufen wolle? — Als er ihnen ſeine Lage geſtanden hatte, fragten ſie weiter, wie hoch ſich ſeine Schulden beliefen? „Das frommt euch nichts, „Kinder, es zu wiſſen, ihr könnt mir doch „nicht helfen". „Wer weiß, lieber Herr, „ſagt es uns, wir haben unter euch etwas vor „uns gebracht, Gott wird vielleicht Mittel und „Rath ſchaffen". „Und wenn ich euch ſage, „daß mir unter 40,000 Rubeln nicht geholfen iſt, „ſo ſeht ihr die Nothwendigkeit, mein Gut zu „verkaufen". — Die Leute zuckten die Achſeln, „freilich viel, lieber Herr, aber wir „kommen wieder". Die braven Leute hielten ihr Wort und kamen wieder. Zwar war es ihnen unmöglich geweſen, die benannte Summe ganz zuſammen zu bringen, aber die Hälfte brachten ſie, und dem Herrn war geholfen. — Was ſagen meine Leſer zu dieſem Zuge? — Ein reicher Edelmann, Herr von P. hatte in dem letzten Schwediſchen Kriege, da bei dem anfänglichen Glück der Schwediſchen Waffen die Bauern einen Aufſtand erregten, eine anſehnliche Summe baaren Geldes liegen, und war wegen ihrer Sicherheit in Verlegenheit. Ein alter

ter Bauer kam zu ihm: „Herr, vertraut mir „das Geld an, ich hafte mit meinem Leben für „deſſen Sicherheit". Es ſchien weiter kein Ret= tungsmittel übrig; der Bauer erhielt alſo den Geldkaſten, vergrub ihn ſogleich im Walde und wich Tag und Nacht nicht von der Gegend. Die Unruhen wurden bald geſtillet, die Sicherheit wieder hergeſtellt, und nun kehrte auch der ehr= liche Alte mit ſeinem Geldkaſten wieder zurück. Die Treue und der Dienſteifer deſſelben erregte die Bewunderung ſeines Herrn, und dieſer ge= dachte ihn zu belohnen. Er öfnete ſeine Scha= tulle, griff hinein, und reichte dem Bauer — einen Rubel. Dieſer fand das Geſchenk anſehn= lich, weil er vielleicht eine Belohnung weder be= abſichtigt noch erwartet hatte, und dankte dem groſmüthigen Geber deſſelben tauſendmal dafür. Gewiß ein ſeltenes Beiſpiel von Reſignation und Sieg der Ehrlichkeit und Treue über jeden Reiz der Gelegenheit, und über jedes Gebot des Man= gels. — So wollte die Natur dem geſittetern Theile des Menſchengeſchlechts zeigen, daß kein Volk ein Auswurf von ihr ſei, ſondern daß es auch unter den roheſten Nationen noch Menſchen gebe, die ihr ſchönes Bild an ſich tragen, und es noch mehr ſtrahlen laſſen würden, wenn man nicht gefliſſentlich alle Triebe zum Edeln und Gu= ten in ihnen erſtickte.

Die Sprache der Ehſten hat mit keiner einzigen Europäiſchen, auſſer der Finniſchen, einige Verwandſchaft. Dem Ausländer kommt ſie anfänglich wegen ihrer fremden und rauhen Töne ſchwer an, ob ſie gleich an ſich wegen ihrer Armuth keine ſchwere Sprache iſt. Wer ſie lernt, hält ſich im Anfange gewöhnlich an Hupels Grammatik und an die Prediger oder andere Deutſche, die ſie verſtehen. Zum Gebrauch für das gemeine Leben lernt man ſie am beſten durch den Umgang und häufiges Sprechen mit den Bauern, beſonders Hofdarneſilken, die gemeiniglich etwas Deutſch dabei können und zu Dollmetſchern gut ſind. Kandidaten und angehende Prediger benutzen die Bibel als das beſte Hülfsmittel, um die Konzelſprache ſich bald eigen zu machen. Sie hat zwei Hauptdialekte, den Revalſchen und Dorpatſchen; der erſtere wird in ganz Ehſtland, auf der Inſel Oeſel, großentheils im Pernauiſchen Kreiſe und dem dritten Theil des Dorpatſchen Kreiſes geſprochen; der letztere hingegen nur in 17 Kirchſpielen eben deſſelben Kreiſes. Von der Armuth der Ehſtniſchen Sprache iſt dies ein Beweis, daß man abſtrakte Begriffe in ihr faſt gar nicht, oder höchſt ſelten ausdrücken kann, z. B. ſie hat keine Wörter für die Begriffe von Tugend und Laſter, ſondern man ſagt dafür: das, was gut; das was böſe iſt. Nicht einmal für den Begriff von Freiheit,

die

die doch ihr höchſtes Gut iſt, auf welches alle ihre Wünſche gerichtet ſind, haben die Ehſten kein Wort, ſondern ſie borgen es aus dem Deutſchen, priti. Vieles können ſie gar nicht ausdrücken, ſondern nehmen die Worte dazu aus der deutſchen und andern Sprachen, als: ein Vorhang heißt Gardina; Seide Siddi, Gabel Cawel, u. a. m. und das findet ſich gemeiniglich bei ſolchen Dingen, die der Bauer als Bauer nicht kennt, ſondern erſt von den Deutſchen kennen gelernt und angenommen hat. Das z, f, h, und ſch kann der Ehſte gar nicht ausſprechen. Statt Citrone ſagt er daher Sitron, für Hauſe Aube, für Fiſcher Wiſſer, ſtatt Stiefel Tiwel, ſtatt es ſtinkt es tinkt, für Scheere Sähre. Im Sprechen mit einem andern braucht man durchgehends wie im Lateiniſchen oder Griechiſchen die zweite Perſon des Singular. Von dem Bilderreichthum dieſer Sprache mögen folgende zwei Ausdrücke ein Beleg ſeyn; ſtatt, es wird Abend, ſagt man im Ehſtniſchen; die Sonne geht zum Schöpfer zurück; für, er ſtirbt, braucht man häufig: er legt ſeine Seele Gott in die Hände. Uebrigens iſt es eine rauhe und für das Gehör unangenehme Sprache, die aber, weil ſie die Diphtongen einzeln hören läßt, zum Geſang und zur Muſik nicht unſchicklich iſt. Der Ehſte bedankt ſich auch nicht in den gewöhn-

li-

lichen Ausdrücken: ich danke, bedanke mich ꝛc. ſondern er ſagt dafür: olge terwe, ſei geſund; ich wünſch dir Geſundheit, langes Leben; Gott vergelte es und dergleichen. Es giebt Ausländer, welche dieſe Sprache zwar vollkommen lernen und grammatikaliſch richtig ſprechen, aber an der rechten Pronunciation und dem richtigen Accente fehlt es ihnen doch immer, woran ſie auch gleich von den Eingebohrnen erkannt werden. Keine Worte hört man im gemeinen Leben im Ehſtniſchen häufiger als Jummal Gott, und Kurrat Teufel. Das erſtere Wort, welches bey den Ehſten jetzt den Begriff vom höchſten Weſen involvirt, iſt urſprünglich ein heidniſcher Nahme, der ehedem bei ihnen den guten Gott ausdrückte, ſo wie Kurrat den böſen, womit ſie jetzt den Teufel, das böſe Grundweſen, benennen. Die Mauleſel, für welche ihre Sprache kein Wort hat, das dieſe Vorſtellung ausdrückt, nennen ſie Chriſtuſie obboſit, des Herrn Chriſtus Reitpferde. Wie naiv und drollicht!

Hier iſt noch eine kleine Anzahl der Wörter:

Wet	Waſſer	Oellut	Bier
Laiwa	Brod	Jua	Trinken
Tubba	Stube	Aknat	Fenſter
Tuhl	Stuhl	Tuld	Feuer
Söema	Eſſen	Nuga	Meſſer

Sa-

Sabat	Stiefeln	Büxit	Hoſen
Laud	Tiſch	Kübbar	Hut
Wina	Wein	Kerz	Krug
Ramat	Geld	Külm	kalt
Hobbone	Pferd	Ürmoſt	grauſam
Koer	Hund	Pannema	ſetzen
Ux	Thür	Seitama	fahren.
Kinget	Schuh		

Einige Redensarten:

Kus ſa laehhet,	wo geheſt du hin?
Tulle ſiſſe,	komm herein,
Do minole laas wet,	hol mir ein Glas Waſſer.
Miſſa tahhat?	was willſt du?
Kule anna mul üx paar ſukkat,	höre, gieb mir ein Paar Strümpfe.

Zur Probe auch noch ein kleines Geſpräch und ein Stück aus der Ehſtniſchen Bibelüberſetzung.

Kus minno pois on?	Wo iſt mein Bedienter?
Kerz jure,	Beim Kruge (Wirthshauſe.)
Mis ta teeb kerzes?	Was macht er beim Kruge?
Temma joob üks laas wina,	Er trinkt ein Glas Branntwein.
Jürri, Jürri, tulle, tulle, meie tahame ſeitama,	Jürge, Jürge, komm, komm, wir wollen fahren.

Bai Erra! ma laeh- hän essde kerzes laas wina wottama	Guter Herr, ich will erſt [illegible] das Glas Brantwein mitneh- men.
Tee [illegible]rmeſt, ja tulle caſti [illegible] — Tulle, tulle [illegible], ja ſeita peäl!	Mach [illegible] und komm [illegible] wieder hierher. — Komm [illegible] und fahr zu!
Oh armas Erra, ma tullen wersti;	Ach lieber Herr, ich komme gleich.
[illegible] ſe tee laehheb Narwa jure?	Wo geht der Weg nach Narwa zu?
Wada üks Linna- mees!	Sieh da ein Mann aus der Stadt!
Kas Erra on koddo?	Iſt der Herr zu Hauſe?
Ei ma tean,	Ich weiß nicht.
Kule küllamees, aita ma naddukke!	Hör Bauer, hilf mir doch ein wenig.
[illegible] mitte,	Ich verſtehe es nicht.

Sirach Kap. 31. v. 32. 33.

Mis on ello winata? ſe on ka loodud inni- meſte rõmucks. Jodaw wiin on ſüddamele rööm ja hingele hea meel, kui ſedda öigel aial kaſſinaſte joakſe.

— Was iſt das Leben ohne Wein? dieſer iſt auch geſchaffen zu des Menſchen Freude. Mäſig getrunken erfreut der Wein Leib und Seele, wenn man ihn aber zu häufig trinkt, bringt er nur Herzeleid.

Mit

Mit der Lettiſchen und Ruſſiſchen Sprache hat die Ehſtniſche nicht die geringſte Aehnlichkeit oder Verwandſchaft. In Abſicht des Urſprungs derſelben herrſcht noch die gröſte Dunkelheit. Sie ſcheint weit aus Norden herzuſtammen, und iſt vielleicht mit ihrer Schweſter, der Finniſchen, eine Tochter; wer weiß welcher ausgeſtorbenen Originalſprache in Aſiens kältern Erdſtrichen. Sie iſt melodiſcher und vollkommner als die Lettiſche, auch etwas mehr ausgebildet, und man hat auſſer der Bibel, dem Geſangbuch und Katechismus noch mancherlei aus dem Deutſchen überſetzte Schriften in derſelben. Sie iſt den Eingebohrnen auch von den chriſtlichen Erobrern gelaſſen und die Religionsbücher ſind ihnen in derſelben mitgetheilt worden, aus Gründen, die ich ſchon im erſten Theile angeführt habe, da es ſonſt den mächtigen Bezwingern der Ehſten etwas leichtes geweſen wäre, nach und nach überall die Deutſche Sprache einzuführen; aber aus wohlthätigen Abſichten wollte man den Sklaven dieſes Unterſcheidungszeichen nicht nehmen, um ihnen nämlich nicht noch ein neues Joch aufzubürden, die Sprache ihrer gnädigen Herrn zu lernen.

Ihre Sprüchwörter ſind vom Lokalen, von ihren Sitten, Gebräuchen und ihrer Lebensart hergenommen, folglich ohne Feinheit, Stärke, Fülle oder Reichthum an Gedanken. Sie pflegen ſie eben nicht gar zu oft zu gebrauchen.

Eini=

Einige der beſten führe ich an: Es hält mich niemand beim Rockzipfel, d. i. ich bin niemanden etwas ſchuldig. — Nach dem Kleide empfängt man einen und nach dem Verſtande entläßt man ihn. (Iſt aus dem Ruſſiſchen genommen.) Das Stumme (Thier, Pferd,) muß wohl ziehen, was der Unvernünftige ihm auflegt. — Des Müllers Schweine und des Verwalters Pferde ſind immer fett. — Nimm den, welcher gerne Kurzweil treibt, nicht zum Freunde. (Iſt ebenfalls aus dem Ruſſiſchen, wo es bryshby ü wernoſt ſchutä ne prüinmaii heißt.) — Von des Reichen Krankheit und des Armen Bier hört man weit und breit. — Manche ſind ſchwer zu errathen, was ſie eigentlich bedeuten ſollen, z. B. naſſes Land bedarf keines Waſſers, d. i. betrübe den Betrübten nicht noch mehr: ſuche keine gröſſere Hexe, als im fremden Hauſe, d. i. fremde Augen ſehen alles. — Der Froſch kommt auf den Raſen, er weiß aber nicht auf dem Raſen zu leben, d. i. der Arme kann ſich nicht in ſein Glück ſchicken, u. a. m.

Nicht viel witziger und künſtlicher ſind ihre Räzel. Die meiſten ſind von groben Zoten und Unfläthereien zuſammengeſetzt ohne Scharfſinn und Eleganz, die ausgenommen, welche ſie von den Deutſchen gelernt und aufgenommen haben. Ich habe nur folgende davon behalten: Der Reiche

ſteckt es in die Taſche, der Arme, (Bauer) wirfts auf die Erde. S. v. Der Rotz. — Es läuft etwas durch den Zaun und ſchleppt die Gedärme hinter ſich her, d. i. die Nähnadel mit dem Zwirn. — Kaiſer, Edelmann und Bauer eſſen davon, und doch kömmt es nie auf ihren Tiſch: die Muttermilch. — Welches Frauenzimmer ſieht hinten wie forne aus? Antwort: Anna; (denn man leſe oder betrachte es vor und rückwärts, ſo ſieht und klingt es überein.) — Es hat keine Füſſe und läuft doch bis an der Welt Ende: die Wolken oder auch die Sonne. — Vier Jungfern gehen über die Brücke und weinen: ein neuer Wagen mit vier Rädern, welche quicken und knarren. Ein grauer Ochſe mit einem Loche im Rücken, d. i. ein Mühlſtein. — Es pflügt einer auf dem Felde, und doch iſt nie eine Furche hinterher, d. i. ein Schiff auf dem Meere. — Ein rothes Hündchen bellt durch den knöchernen Zaun, d. i. die Zunge. — Was hat ein ſchwarzer Hengſt für Haare? Antw. Pferdehaare. — Welches iſt das ſchwerſte Holz? Der Bettlersſtab. — Oben eine Seele, unten eine Seele und in der Mitte ein Brett, (Leder;) ein Reiter, Pferd und Sattel. — Einer geht über Wände und Dächer und trägt eine Schüſſel mit Fleiſch auf dem Kopfe: Der Hahn. — Ein Bauer geht aufs Feld und trägt ſeine Frau quer über dem Rücken: Der Bauer mit ſeinem kleinen Bierfaſſe, das er im Som-

Sommer auf dem Rücken mit aufs Feld nimmt. — Warum ſteht der Ofen in der Stube? Antwort: Weil die Stube nicht im Ofen ſteht, u. ſ. w.

Von ihrem Geſchmack in der Dichtkunſt will ich als Beweis eins von ihren Hochzeitliedern und noch ein Paar andere dem Leſer mittheilen. Sie hat etwas Aehnliches mit den Italiäniſchen Dichtern aus dem Stegreife, oder den ſogenannten Improviſatori, und dienet blos zum Geſang, wozu die Ehſtniſche Sprache, wie die Italiäniſche, wegen der häufigen Doppellauter, die alle einzeln ausgeſprochen werden, beſonders geſchickt iſt. Ihre Volkslieder ſind zum Theil ſehr alt, theils werden ſie als impromtus gemacht, denn die meiſten Ehſten eine bewundernswürdige Anlage haben, zumal wenn ſtarke Getränke ihre Lebensgeiſter und poetiſche Ader erhitzen. Alle ihre Lieder ſind reimlos und voll poetiſcher Freiheiten. Man hat zwar auch welche mit Reimen, die aber dadurch ihren Deutſchen Urheber verrathen und eben deswegen den Ehſten nicht gefallen. Kirchengeſänge gehören nicht hieher; ſie ſind meiſtentheils von Predigern aus dem Deutſchen überſetzt, gereimt und manche haben ſogar durch die Ueberſetzung gewonnen. Sie zeigen wenigſtens, daß die Ehſtniſche Sprache zu allerlei Versarten Biegſamkeit habe. Geſang iſt der Lieblingszeitvertreib der Ehſten, ſie ſingen auf dem Felde, im Walde, bei ihren Arbeiten, zu Hauſe, bisweilen auch im Kruge.

Die Hauptſängerinnen ſind die Weibsperſonen, vornämlich bei Hochzeiten und Kindtaufen. Gemeiniglich theilen ſie ſich ſogleich in zwei Chöre, der eine Chor ſingt eine Zeile vor, der andere wiederholet ſie. Bey einigen Liedern hängen ſie an jede Zeile gewiſſe gedanken⸗ und ſinnloſe Endſylben, als bei Hochzeitliedern kaſſikenne, kannikenne, die in einigen Gegenden mehr gedehnt, aber im Dorpatſchen ſehr hurtig geſungen werden.

Wenn die Braut gehaubt, d. i. aus dem Jungfernſtande in den Weiberſtand verſetzt wird.

Schmücke, ſchmücke Jungfrau Dich!
Schmücke Dich mit ſolchem Putze,
Der einſt Deine Mutter ſchmückte.
Binde ſolche Bänder um,
Wie einſt deine Mutter band.
Bind um den Kopf das Kummerband,
Und um die Stirn das Sorgenband,
Auf den Scheitel das Trauertuch.
Mach Dich fertig, es wird helle:
Leg alles zurecht, es kommt die Morgenröthe:
Die Schlitten beginnen ſchon zu fahren,
Die Kufen fangen an zu tanzen.

Ein anderes iſt das Lied eines Liebhabers:

Es war einmal ſchön Wetter,
Warm war es und nicht kalt:

Als juſt mit einem fahlen Pferde meine Geliebte vorbeiging.
Der Himmel regte ſich, es bellten die Hunde;
Alles war fröhlich, nur kalt in mir das Herz.
Geh, o junger Liebhaber, nicht mit dem Freier zum Reichen,
Der iſt ſtolz auf ſein Geld, und lacht bei ſeinem Gut,
Daß ſeine Tochter mir zu theil werde.
Geh zum Armen hin, der freuet ſich,
Daß ſeine Tochter einen Mann bekommt.
Er ſchlachtet Hähne und Hühner,
Und richtet ihr ein Hochzeitmal aus.

In einem Kriegsliede ſingt die Schweſter von ihrem in den Krieg ziehenden Bruder:

Ehhitellen ella wenda,	Ich rüſte aus den lieben Bruder,
Ehhitellen iöppetellen:	Rüſte ihn aus und unterrichte ihn:
Minno ella wellekenne,	Mein liebes Brüderchen,
Ärra ſa ajago eele;	Jage Du ja nicht voraus,
Ärra ſa jägo järrele:	Bleib doch auch nicht zurück:
Eſſimeſſed ölpitakſe	Die erſten werden durchgepeitſcht,

Tag,

Taggumiſſed tappe-takſe.	Die hinterſten erſchlagen.
Kerita keſſet ſödda-da,	Halte mitten in dem Heere Dich,
Liggi lippo kandiatte,	Nahe bei den Fahnenträgern;
Keskmiſſed koddo tul-lewad. u. ſ. w.	Die Mittelſten kommen wieder heim. u. ſ. w.

Folgendes Lied hat einen Deutſchen Dichter zum Verfaſſer:

Lieſole.	An Lieschen.
Wata minno armas Lieſo,	Sieh, mein liebes Lieschen, ſiehe!
Kuida talwe möda läib,	Wie der Winter flieht vorbei,
Kewwa leune äeg meil tödnud	Und der längſt gewünſchte Frühling
Ue römoga meil jä-äb,	Kehrt zurück, an Freuden neu!
Lumme langed ſulla-nud	Alle Feſſeln der Natur
Jõe katted katkenud.	Schmelzen auf von unſrer Flur.
Pea lilled oitswad jälle,	Blumen blühen bald nun wieder,
Ja nüüd lienud lau-lawad;	Und der Vögel Chor erwacht,
Keik nüüd heina ma-[illegible]ad	Und die Wieſen und die Felder

Hal-

Haljam uudne ſedda- mad,	Grünen bald in neuer Pracht.
Weik ſedlantaſt hap- pawad,	Froh enthüpft dem Stall das Vieh,
Karja lapſed oiska- wad.	Und der Hirt jauchzt ſpät und früh.
Laſſe meidna römo maitsta,	Laß uns auch die Freu- den ſchmecken,
Rewwad eſſe aja ſees!	Die der Lenz ſo freund- lich beut;
Waat! ai au, ai rik- kus ſeiſa,	Was iſt Gold, was Ruhm und Ehre,
Sella waſto elladees,	Gegen alle Seelig- keit? —
Rötte ruttes lennab ta	Denk, er eilt ſo ſchnell dahin,
Meie nore aëga.	Wie der Jugend Jahre fliehn.

Solche Lieder darf nur einer einmal verſingen und dann wieder von neuem anſtimmen: ſo wiederhohlt ſie der ganze Hauſe. Sie ſind oft voll der beiſſendſten Spöttereien, darin ſie vorzüglich die Deutſchen nicht verſchonen, und bisweilen auch den Hochzeitvater mitnehmen, wenn er ſich beim Hochzeitſchmauſe zu ſparſam oder knauſerig finden läßt. Sie haben auch Fabeln, in Verſen und in Proſa, welche aber ganz ins Kindiſche fallen und erbärmlich

ein-

einfältig ſind, wenn ſie z. B. erzählen: die Schwalbe habe Bier gebraut, die Lerche Holz dazu beigetragen, der Zaunkönig Hopfen eingelegt, u. ſ. w. Ihre allermeiſten Lieder ſind voll der ſchmuzigſten Zoten und der ekelhafteſten Wiederholungen. Viele kann ein Deutſcher wegen der ſelten vorkommenden, verſtümmelten und geradbrechten Worte gar nicht verſtehen, man müſte ſie denn mehrmals gehört haben und ihren Sinn errathen. — Folgende uralte Reime ſchildern den elenden Zuſtand des Ehſtniſchen Bauern kurz und treffend, und ſind dort zu Lande ſehr bekannt:

Ich bin ein Ehſtniſcher Bauer,
Mein Leben wird mir ſauer:
Ich ſteig auf einen Birkenbaum,
Und haue mir den Sattel und Zaum.
Die Füße bind' ich mir mit Baſten.
Und fülle meinem Herrn den Kaſten.
Ich gebe dem Paſtor meine Pflicht,
Und weiß von Gott und ſeinem Worte nicht.

Diejenige Sprache, welche nach der Ehſtniſchen am häufigſten im Lande geredet wird, iſt die Deutſche. Sie hat ein ganz eigenthümliches Gepräge, und wird, was die gute Ausſprache anlangt, wohl kaum ſo rein und wohllautend in irgend einer Provinz Deutſchlands geſprochen, als in Lief- und Ehſtland von den dortigen eingebohrnen Deutſchen. Ihre Zunge iſt geſchmeidiger, da ſie von Jugend auf meh-

rer-

rere Sprachen hören und lernen; und ihr Ohr weiß die Härten beſſer zu unterſcheiden, weil ſie durch die fremden Ankömmlinge faſt alle Mundarten Deutſchlands kennen lernen, dadurch die Provinzialiſmen der Sprache und des Dialekts ſogleich fühlen und unterſcheiden. Nach dem einſtimmigen Zeugniſſe ſachkundiger Männer, und ſelbſt vieler im Auslande lebender Perſonen, hat das Liefländiſche Deutſch etwas ſo Wohlklingendes, Scharfes und Reines in der Ausſprache, daß wohl ſchwerlich ein in Deutſchland gebohrner Deutſcher es je ſo gut und für das Gehör ſo angenehm ſprechen wird. Weil aber auch noch vier andere Sprachen auſſer der Deutſchen und Ehſtniſchen im Lande geſprochen werden, nämlich die Plattdeutſche, Ruſſiſche, Schwediſche und Lettiſche; ſo iſt es kein Wunder, zumal da ſie beinahe alle mehr oder weniger bei den meiſten Einwohnern Mutterſprachen ſind, daß oft viele Unrichtigkeiten und Eigenthümlichkeiten aus der einen in die andere übergetragen werden, und ſo ein Jargon, eine Sprachenvermengung und Verwirrung entſteht, die mit Recht den Ehſt- und Liefländern den Vorwurf zuzieht, daß ſie die deutſche Sprache durch fremde Wendungen, Redensarten, Worte und Konſtruktionen verfälſchen, eine Menge Provinzialiſmen einführen, und nicht ſelten undeutſch und grammatiſch unrichtig ſprechen. Es iſt wahr, alle jene angeführte

führte Sprachen, beſonders die Deutſche, Ehſtniſche und Ruſſiſche ſind zum Fortkommen im Lande und im Handel und Wandel unentbehrlich. Die Plattdeutſche, welche vor 20 und mehr Jahren noch durchgängig Mode war, wird jetzt nur ſelten mehr geſprochen. In Seeſtädten und in einzeinen Häuſern auf dem Lande hört man ſie noch, und ich habe mehrmals bemerkt, daß wer mit ſeinen Freunden und Bekannten recht vertraut reden wollte, ſich derſelben gemeinigsich zu bedienen pflegte. Zweien Freunden von mir, in deren Geſellſchaft ich bei meinem abwechſelnden Aufenthalte in Reval oft war, ſchien es unmöglich, wenn ſie zuſammenkamen, in einer andern als in der plattdeutſchen Sprache mit einander zu reden. Sie ſchienen verlegen, wenn ſie ehrenhalber hochdeutſch zu einander ſprechen muſten, und wer es nicht wuſte, glaubte, daß, wenn man ſie in Geſellſchaften zuſammen reden hörte, ſie unter ſich eine ganz eigene Sprache hätten. Auſſer jenen ſechs Hauptſprachen hört man auch noch hier und da Pohlniſch und Finniſch ſprechen, jenes nur im Rigiſchen und dieſes blos in Narwa. In Reval, Riga, Pernau und Narwa wird auch Engliſch geſprochen, weil daſelbſt viele Engländer ſich des Handels wegen aufhalten. Die franzöſiſche Sprache findet nur inter privatos parietes Statt. Deutſch wird auch von vielen Bauern oder ſogenann-

nannten Undeutſchen geſprochen, zumal wenn ſie eine Zeit lang in der Stadt oder bei Hofe gedient haben. Ich habe mehrere gehört, die es beinahe ſo gut als gebohrne Deutſche ſprachen, und bisweilen verhältnißmäſig beſſer, als wenn ein Deutſcher das Ehſtniſche oder Undeutſche lernen ſoll, oder es ſpricht. Mancher arme Schelm unter den letztern iſt aber auch nur froh, daß er ſein nothdürftiges Deutſch verſteht, und ſoll nun auch noch Undeutſch lernen, da er vielleicht mit jenem kaum hat fertig werden können, oder wohl gar noch nicht einmal damit zu Stande gekommen iſt.

So weit alſo auch Lief- und Ehſtland von denjenigen deutſchen Provinzen entlegen iſt, in welchen man das beſte Deutſch zu ſprechen und zu hören glaubt; ſo muß man dennoch ja nicht wähnen, als wäre das dortige Deutſch ſchlecht. Viele Buchſtaben und Wörter ſpricht man weit richtiger aus als in Oberſachſen, eben weil die Organe weit biegſamer ſind. Beinahe jedes Kind hört und lernt von Jugend auf vier und mehr Sprachen. Deutſch von ſeinen Aeltern, Ehſtniſch von der Amme und den Dienſtboten, Ruſſiſch von Ruſſiſchen Domeſtiken oder Handelsleuten, Schwediſch und Lettiſch von Leuten dieſer Nationen, welche der Vater, der ein Kaufmann iſt, vielleicht eben in ſeinen Dienſten hat. Daher lächelt auch der Lief- und Ehſtländer wenn

er

er das Wort Gott von Ausländern bald wie Jott oder Chott und Kott ausſprechen hört; oder wenn der Oberſachſe fragt, ob er ein aufgegebenes Wort mit dem ö oder e, mit dem ü oder i, mit dem weichen b, (wofür er wohl gar p ſagt,) und dem harten t ſchreiben ſolle. Gleichwohl verurſachen viele ganz eigene Ausdrücke, daß man die deutſche Sprache in Lief- und Ehſtland als eine beſondere Mundart anſehen muß. Der oben angeführte Umſtand, daß Kinder gewöhnlich etliche Sprachen zugleich hören und lernen; die häufige Vermiſchung der Eingebohrnen mit den Ausländern, von denen jeder einen Theil ſeiner eingebrachten Provinzialwörter beibehält und der allgemeinen Sprache mit beimiſchet; die Nothwendigkeit, in der die dortigen Deutſchen waren, von ihren abwechſelnden Beherrſchern, den Dänen, Schweden, Pohlen und beſonders den Ruſſen, gewiſſe Ausdrücke anzunehmen; daß ſie von dem hieſigen Landvolke, Ehſten, Letten, Schweden und Ruſſen, durch Verkehr und Bedürfniſſe, vornämlich durch die Landwirthſchaft, als ihrem Hauptgeſchäfte, viele fremde Worte, die man in Deutſchland nicht hört, zu entlehnen ſich gedrungen ſahen, u. ſ. w. alle dieſe Urſachen geben der deutſchen Sprache in Ehſtland die Geſtalt eines Miſchmaſches, worin Ruſſiſche, Ehſtniſche, Lettiſche, Schwediſche und andere, bald mit, bald ohne deutſche Endungen

auf=

aufgenommene Wörter und Redensarten vorkom-men, die dem deutſchen Ankömmling anfangs fremd ſind, aber bald geläufig werden, weil er ſich in Sitten und Gebräuchen auch unvermerkt nach der Landesart zu bilden anfängt, mithin auch, um im geſellſchaftlichen Umgange nicht auffallend zu werden, die dortige Mundart mit allen eigenthümlichen Redensarten, Wendungen, und den vielen aus andern Sprachen entlehnten, aber dort überall gewöhnlichen Wörtern, annimmt.

Abgerechnet die grammatikaliſchen Unrichtigkeiten, ſtößt man in dem täglichen Umgange alle Augenblicke auf falſche Zuſammenſetzungen und Konſtruktionen, die wider die erkannteſten Regeln des deutſchen Sprachgebrauchs und Sprachenbaues laufen. Hierher gehört beſonders die Verwechſelung des Artickels und des Dativs und Akkuſativs in dem Fürwörtern *ich*, *du*, *er*, welcher Vorwurf auch den Niederſachſen trifft: aber mehr noch der Gebrauch ſolcher Ausdrücke, die nur den Lief- und Ehſtländern verſtändlich ſind, den Ohren eines Ausländers hingegen fremd, undeutſch oder pöbelhaft klingen. Oft hat dort ein Wort eine ganz andere Bedeutung, die anderwärts nicht ſtatt findet, ja wohl lächerlich ſeyn würde, z. B. *Kutte*, welches in ganz Lief- und Ehſtland die Heimlichkeit der Frauenzimmer bezeichnet, und das thüringiſche Provinzialwort *Ficke* für Taſche, welches dort den actum

con-

concumbendi anzeigt. Man tadle dergleichen Wörter und Bedeutungen nicht. Ländlich, ſittlich! — Sie haben dort einmal das Bürgerrecht erhalten, und können mit keinem andern Ausdrucke füglich verwechſelt werden, z. B. Viehgarten für Viehſtall; Kleete für Speicher; Riege für Scheune und Korndarre; oder ſie ſind der niedern Klaſſe der Deutſchen, den Handwerksleuten und Dienſtboten, die keine Beleſenheit haben, eigen, als Schap für Schrank; Regge für Bauernſchlitten; Rettel für Leiter, aus dem Ehſtniſchen; oder ſie drücken am kürzeſten und vollſtändigſten das Ehſtniſche Wort und den damit verbundenen Begriff aus, z. B. ein Halbhäkner, das iſt ein Bauer, der einen halben Haken Landes beſitzt; Bath für Uebermaas auf vorgeſtrektes Korn ſtatt Zinſen; Kuje, ein groſſer kegelförmiger Heuhaufen. Solche Worte hört man alle Augenblicke in die Deutſche Unterredung eingemiſcht, oft ohne Veranlaſſung und Nothwendigkeit, welches einen widrigen Eindruck macht, einen häßlichen Jargon hervorbringt und wegzuwünſchen wäre. Manche geben ſich auch Mühe, ſie nach und nach auſſer Cours zu ſetzen, beſonders wenn man ſie durch beſſere deutſche erſetzen kann. Ein Theil dieſes Tadels verliert freilich dadurch ſeine Stärke, daß es oft unmöglich iſt, gewiſſe Nationalbenennungen mit eben der Beſtimmtheit in eine fremde Sprache überzutragen

und

und darinn auszudrücken, ohne misverſtanden zu werden, oder in eine lächerliche Petanderie zu verfallen und ſich als einen Sonderling darzuſtellen. Beiſpiele von ſolchen Fällen kommen ſelbſt in dieſem Buche häufig genug vor. Wer würde ſich zum Beiſpiel getrauen, die Worte: Troſchka, Kuje, Dentſchtſchik, Subarrende u. a. m. zu verdeutſchen? Eine Menge täglich vorkommender Bedürfniſſe ſind eben ſo unüberſetzbar, eigenthümliche Beziehungen, beſondere Landesprodukte, individuelle Gewohnheiten u. ſ. w. deren Ueberſetzung und Erklärung oft mehr Mühe koſtet, als die Sache werth iſt. Aber es iſt dennoch nicht zu läugnen, daß die deutſche Sprache dadurch in dem Munde der Herren und Damen ein ſehr buntſchäckigtes, verhunztes Anſehen bekommt, und es wäre daher doch wohl zu wünſchen, daß man dergleichen Ausdrücke, wo möglich, mit beſſern und deutſchen vertauſchte. Jeden Augenblick hört man die Redensarten, (und welches gutgewöhnte deutſche Ohr verträgt ſie gern?) ich muß auf den Peltik, das heißt, auf den Abtritt; biſt du in der Kleete (im Kornmagazin) geweſen? Sind die Luken (Laden) zu? Leg es auf den Schap, für Schrank; er fährt mit einem Priprätſch, d. i. mit einem Nebenpferd, er hat noch ein Pferd zur Seite geſpannt. Dieſe und hundert dergleichen andere laſſen ſich mit guten deutſchen Wörtern

ver-

verlauſchen. Andere müſſen freilich geduldet werden, weil ſie ſich ohne Affektation nicht leicht überſetzen laſſen, z. B. hohl Heu von der Kuije, d. i. von dem hohen im Heuſchlage liegenden Haufen; er trägt Paſſeln, d. i. aus rohem Leder verfertigte Bauernſchuh; mein Kubjas iſt geſtorben, d. i. der Aufſeher bei den Frohnarbeiten der Bauern, etwa der Frohnvogt. Je unausweichlicher dieſer Uebelſtand iſt, um ſo weniger iſt es zu verzeihen, wenn man ohne Noth Ehſtniſche, Lettiſche, Ruſſiſche Wörter gebraucht, die ſich gar füglich durch allgemein gebräuchliche und bekannte Deutſche erſetzen laſſen. Es giebt bisweilen Perſonen, die wirklich eine ſehr auffallende deutſche Sprache reden, entweder weil ſie als gebohrne Ehſten, Ruſſen, Letten, dieſelbe nicht recht verſtehen, wenn z. B. einſt ein Ehſtniſcher Bedieute zu ſeinem Herrn ſagte: Err, es kömmt wer über die Welt, welches ſo viel heiſſen ſollte als: Herr, es kömmt jemand über das Feld; oder gar, weil ſie ohne Anlaß, blos aus Unachtſamkeit von dem Landvolke gewiſſe undeutſche Ausdrücke zu entlehnen, und ſie einzumiſchen ſich angewöhnet haben. So hört man zuweilen auf dem Lande, ſelbſt von Perſonen, die eben nicht zum Pöbel, ſondern wohl gar zur Klaſſe der Gelehrten und des Adels gehören, daß ſie z. B. ſagen: er fuhr mit einer Regge in den Kaſik,

um

um Marjad zu ſammlen, welches nach Ueberſetzung der drey Ehſtniſchen Wörter, die bey den dortigen Deutſchen im geſitteten Umgange noch keine Aufnahme gefunden haben, ſo viel heiſſen ſoll, als: er fuhr mit einem Bauernſchlitten in das Birkengehölze, um Beeren zu ſammeln. Solcher Verunſtaltungen ſollte man ſich billig enthalten.

Auch falſche deutſche Wortfügungen verdienen gerügt zu werden, die wörtliche Uebertragungen aus dem Ehſtniſchen und Ruſſiſchen ſind, und einem gebohrnen Deutſchen durchaus unverſtändlich ſeyn müſſen, z. B. ich liebe nicht zu eſſen; geh ihn rufen; recht ſo ſelbig, wenn man die Art und Weiſe nicht angeben kann, wie etwas iſt oder geſchieht, als: wie kommen Sie dazu? Antwort: recht ſo ſelbig; er hat es an mich gegeben; was nicht iſt, für irgend etwas; wie nicht iſt, d. h. auf irgend eine Weiſe; ich gehe ihn holen u. ſ. w. Dergleichen Ausdrücke ſind ſogar unter gebildeten Leuten üblich, aber nur derjenige wird ſie recht verſtehen, der Ehſtniſch oder Ruſſiſch verſteht, weil ſie wörtlich aus dieſen Sprachen überſetzt ſind. Aus dieſer Urſach hat auch vor einigen Jahren der würdige Paſtor Hupel ein Idiotikon der deutſchen Sprache in Lief- und Ehſtland herausgegeben, das eine Menge ſolcher eigenthümlichen Redensarten, Provinzialismen und

fremde Ausdrücke enthält. Weil es aber bei weitem noch nicht vollſtändig genug iſt, ſo will ich hier verſuchen, noch eine kleine Nachleſe von dergleichen Ausdrücken und Wortfügungen, wie ich ſie aus vieljährigem Umgange mit allerlei Klaſſen von Einwohnern bemerkt und geſammelt habe, in alphabetiſcher Ordnung zu liefern.

Alliirte, d. i. Anverwandte, Blutsfreunde.

An, wird oft überflüſſig gebraucht, z. B. gieb es an ihn, ſag es an ihn, er hat er an mir geſagt.

Arme Ritter, weiſes Brodt in Milch eingeweicht, das in Scheiben geſchnitten und in Butter gebacken, hernach mit Zucker beſtreut gegeſſen wird.

Aufnahme, der, ſtatt Addreſſe, Aufſchrift auf einem Briefe.

Aus, für heraus, z. B. komm aus! wann eher ausgekommen? d. h. wann ſind Sie herausgekommen? er iſt aus, ſtatt draußen.

Baar, der Bär.

Bake, Feuerbake, d. i. Leuchtthurm.

Bähning, der Boden unter dem Dache. Aus dem Ehſtniſchen.

Bailo oder Pailo (aus dem Ehſtniſchen) ein Kinderſchmeichelwort, etwa Liebchen, Kleines, mein Kind.

Bal-

Ballen, Miſtbeete unter Fenſtern in Gärten und Treibhäuſern.

Band für Bindfaden, dünne Schnuren.

Barſch, herbe, bitter, beißend, z. B. der Käſe oder Rettig ſchmeckt barſch.

Beſtek, ſtatt Reißzeug, mathematiſche Inſtrumente.

Blakſcheiſſer, d. i. ein Dintenklekſer, der viel ſchreibt, beſonders ein Gelehrter. Pöbelhaft.

Blok für Stock und Klotz, z. B. der Kirchenblok, Stiefelblok.

Blus, fuhl, fung, für ich blies, fiel, fieng. Pöbelhaft.

Bolle ſtatt Bulle, Ochſe.

Bott, Gebot bei einem Handel, z. B. er hat mir einen guten Bott gethan, d. i. er hat mir viel geboten.

Brakmaſt für Branntewein⸗ oder Träbermaſt.

Braten, Kaffee braten, für brennen.

Brummkieſel, bedeutet nicht nur den Brummkreiſel, ſondern auch einen ſauertöpfiſchen, mürriſchen, unzufriedenen Menſchen, der über alles verdrieslich wird und brummt.

Bruſten, bruſen, bezeichnet das Nieſen eines Pferdes, oft im Scherz oder pöbelhaften Ausdrucke auch das Nieſen des Menſchen; oft auch, vor Lachen herausplatzen, cachinnare.

Büchſe oder Bixe, für die Nabe am Wagen.

Buhſten, d. i. blaſen.

Camiſol, alle Arten von Weſten, Jacken, Wamſe u. dergl.

Carolin, d. i. 25 Kopeken. Man darf alſo nicht an einen franzöſiſchen à 6 Rthl. denken.

Chamatan, (ſprich Schamatang) ein Mantelſak, Falleiſen, (aus d. Ruſſ.)

Cullapak oder Kullapak, ein Schmeichelwort wie, aus dem Eſthniſchen, etwa, mein Goldchen, Zuckerchen!

Damang ſ. drunter, als: gieß es damang, es waren ihrer viele damang.

Dümber für Dünnbier.

Doppelt, auch dopfelt wird in der Zuſammenſetzung oft für fältig und fach gebraucht, z. B. vierdoppelt ſtatt vierfältig, vierfach. Auch oft ſtatt gefüllt, z. B. dopfelte Nelken, dopfelte Levkoyen; ſo wie man dagegen für einfach enkelt ſagt.

Doſe für jede Art von Büchſen, goldnen, ſilbernen und andern kleinen Gefäßen, z. B. die Zuckerdoſe, Streudoſe beim Dintefaß, Salzdoſe ꝛc.

Draußen für hinaus. Ich gehe draußen; kommen Sie draußen.

Dreher für Drechsler, wie drehen ſtatt drechſeln.

Drek

Dreizig f. dreißig und ſo fort bis neun und Dreizig.

Ein für herein, da, darinn, z. B. komm ein; wann eher eingekommen? (in die Stadt,) leg es ein, für herein. Sind Sie auch ein? d. i. in der Stadt; er iſt ein, d. i. darin.

Erzug für Erziehung.

Faßlehrig f. gelehrig, der etwas gut faſſet.

Fegen für kehren, die Stube, Feuereſſe reinigen.

Feſt, f. zu, z. B. mach die Thür feſt; nimm ihn feſt, d. i. halt ihn auf, haſche ihn, greiſe ihn; leg die Lucke feſt, (ganz nach dem Ehſtn.) d. i. mach den Laden zu.

Ficken bezeichnet den Beiſchlaf halten.

Fiſel für das nämliche Glied.

Flink, ſchnell, hurtig, eilig, behende.

Flitzbogen ſt. Armbruſt.

Frangen ſt. Franzen, ſo goldne, ſilberne, ſeidene, zwirnerne Franzen.

Gaak, d. i. der Pranger. Er ſteht am Gaak, f. am Halseiſen.

Gebäklis für Bakwerk oder Gebackenes.

Gebe, eſſe, nehme für gieb, iß, nimm.

Gehongen, geſchonken, f. gehenkt, gehängt, gehangen und geſchenkt.

Genung f. genug; iſt oft auch die Bejahungsformel, nach dem Ehſtniſchen, z. B. iſt das fertig? Antw. genung, ſtatt ja!

Geſ-

Geſſeln, junge Gänſe, Enten.

Geſtühlte ſtatt Kirchenſtühle.

Getrocknete Pflaumen ſ. gewelkte Zwetſchen.

Gieſt, gieſte Kuh, eine Kuh, die keine Milch giebt, eine jölle, jellte Kuh.

Grosſohn, Grostochter für Enkel, Enkelin.

Gulajen, (aus dem Ruſſiſchen) ſpazierengehen, herumfahren.

Gücker der, d. i. ein kleiner Taſchentubus, (von Gucken,) wird auch Kieker ausgeſprochen.

Hacke die, für Ferſe, daher Hackenſtücke d. i. die Hinterblätter (Quartiere) an den Schuhen.

Hackenſcheu, von Pferden, die ſcheu werden, wenn ſie ſich mit dem Hinterfuße an etwas ſtoßen.

Hagebalken, Hängebalken, Querbalken an der obern Decke oder Lage der Stube.

Hätte ſ. hatte, z. B. als ich es ihm geſagt hätte.

Henf oder Hempf ſtatt Hanf.

Hinter ſ. hinten, hinterdrein, z. E. er geht hinter; hinter iſts entzwei.

Hofsmutter die, heißt die Aufſeherin über das Vieh, Kühe, Kälber, Schweine, Hühner, Enten, Gänſe, u. ſ. w.

Hubel ſtatt Hobel.

Hundejunge, der über die Haus- Vieh- und Jagdhunde geſetzte und die Aufſicht habende, ſie fütternde und wartende Leibeigene.

Jebjonamat, ein ruſſiſches Schimpfwort, das Mutterſchänder bedeutet.

Ihr für ſie, foemin. z. B. ich habe ihr geſeſehen, ſtatt ſie; ruf ihr her; gieb es an ihr.

Junge, der, heißt gewöhnlich ein Bedienter vom Bauernſtande, ein leibeigner Domeſtike, daher Stubenjunge, d. i. ledige Hofs- oder Stubenbediente. Daher ſagt man: er hat ſeinen Jungen, d. i. Bedienten, mit.

Käſe, alles von Milch zuſammengeronnene, auch Sauermilch, wenn ſie dick iſt, die man gekäſete Milch, auch wohl gegäſene Milch nennt.

[illegible]. Käſekammer, ein gewöhnlich [illegible] auf vier Pfählen errichtetes, oben wie ein Taubenhaus mit Brettern eingeſchloſſenes und mit Luftlöchern verſehenes Behältniß, um darin Käſe zu trocknen.

Kalb braucht man auch für einen Jährling, oder Stier.

Kanehl durchgängig ſtatt Zimmt.

Kante die, ein Streif, das Ende einer Sache, die Seite, Einfaſſung oder Saum.

Kant, die, d. i. die oberſte Brodrinde, harte Kruſte.

Kant-

Kantſchuh, der, eine kurze Peitſche, (aus dem Ruſſiſchen.)

Kaſtrolle, die, ein kupferner oder eiſerner Tiegel, eine Pfanne.

Kattak, Wachholder, (aus dem Ehſtniſchen.)

Katta, **Kattinka**, ein Weibernahme, nach dem Ruſſiſchen, Katharina, mehr aber für das Diminutiv Kathrinchen.

Katharinenpflaumen, allgemein für gewelkte Zwetſchchen.

Kaufmann bedeutet auch jeden Kleinkrämer, Hauſirer und Höker. Man ſollte billig dafür Krämer ſagen.

Kek, der, (aus dem Ehſtniſchen,) auch **Palten**; Wurſt von Blut, Grütze oder Mehl, die in Scheiben geſchnitten und in Butter gebraten häufig gegeſſen wird.

Kee, der, ſoll wohl das franzöſiſche queue ſeyn, ſt. Zopf. Daher das **Keeband**, ſ. Haar- oder Zopfband.

Kief, ich **kief**, ſt. ich kaufte. Ich habe es **gekiefen**, d. i. gekauft.

Kniff, ich, für ich kneipte; ich habe ihn **gekniffen**, d. i. gekneipt.

Kiſſen, alle Arten von Betten, als: Unterbetten, Deckbetten, Pfühle ꝛc.

Kleider oft für Wäſche, z. B. die Kleider ſind zu waſchen gegeben; **ſchwarze Kleider** für ſchmuzige Wäſche.

Klem=

Klempel ſtatt Klöppel einer Glocke, wofür man richtiger Klöpfel ſagt.

Knackebrod, dünnes hartgebackenes und mit Salz beſtreuetes Brod aus Waizenmehl, das zwiſchen den Zähnen knackert. Es iſt aus dem Schwediſchen entlehnt.

Knuſt, Knuſtchen, Knäuſtchen, der, das, ein Stück Brod, beſonders das Aufſchnittchen. Auch ſonſt ein Stück von einer andern Sache.

Korinthen, allgemein für kleine Roſinen.

Koizen, d. i. vomiren, ſich erbrechen.

Kotyflügel, die ledernen Decken über dem Tritt und den vier Rädern der Troſchke, die über eiſerne Stäbe ausgeſpannt ſind, und beim Fahren vor dem Sprützen des Kothes ſchützen.

Krapen, ein Tiegel, irdener Topf oder Pfanne.

Kröken oder Kreeken, eine Art kleiner blauer oder gelber Pflaumen, die man in manchen Gegenden Deutſchlands Spillinge nennt.

Kronsfeſt, Kronsfeiertag, diejenigen Tage, an welchen die Geburts- Nahmens- und andere feſtliche merkwürdige Tage der kaiſerlichen Familie gefeiert werden.

Kruſte für Brodrinde. Ingleichen der Grind auf einer Wunde.

Krützwurſt, eine mit Blut, Fett und Grütze gefüllte Wurſt. Beſondere Arten davon ſind Palten und Kek. S. oben.

Kuchen, alle Arten von Backwerk, jedes Gebackene.

Kufft, ein weiblicher Anzug, Kamiſölchen, Leibchen oder Kontuſch.

Kuhhäſſig nennt man einen, deſſen Knie einwärts gebogen ſind.

Kuhfladen, ſt. Küheblatter, Exkremente.

Kulla, Kullakenne, Kullachen, ein Schmeichelwort aus dem Ehſtniſchen, welches ſo viel als Goldchen, Liebchen, Theurer, heiſſen ſoll.

Kutte für weibliche Schaam. Ausländer werden dieſes Wortes wegen oft in Geſellſchaften ausgelacht, wenn ſie es unwiſſend brauchen.

Kutſchſchlitten, ein ordinärer Schlitten, oder deſſen Geſtelle, auf dem aber ein Kutſchkaſten befeſtigt wird, um vor Ungeſtüm geſichert zu ſeyn, oder bequemer fahren zu können.

Laken, der, die, das, ſtatt gemeines Tuch, Leinwand, auch für Bett- und Tiſchzeug. Daher Bettlaken, Tiſchlaken; ein Rock von Laken.

Latere, ein von drei Seiten eingeſchloſſener, mit Krippe und Heuraufe verſehener Pferdeſtand.

Legen f. ſetzen, ſtellen, bringen, z. B. leg den Stock in den Winkel! oft gar für gießen, z. B. leg Dinte ein, d. i. gieß Dinte in das Dintefaß; die Pferde vorlegen, ſt. anſpannen. Aus dem Ehſtniſchen.

Lehſt, ein Leiſten, wie die Schuſter haben. Auch jede andere Leiſte.

Lichtſchnuppe, Lichtſchneuze für Lichtſcheere. Lichtputze hört man nur ſelten, weil Putz im Ehſtniſchen die weibliche Schaam heiſt, und man daher aus Feinheit dieſes Wort vermeidet. Man braucht faſt immer Lichtſcheere, wofür ſehr viele unrichtig die Leuchtſcheere ſagen.

Los für locker, z. B. das Bret iſt los, die Erde iſt los; auch für auf, z. B. mach die Thür los; und für offen, als, das Fenſter iſt los.

Maars, f. Arſch, Hintere, Steis.

Mächtig bezeichnet 1) das Widerliche, ſüßliche, ekelhafte, widrigſüße, z. B. dieſe Speiſe ſchmeckt mächtig. 2) Etwas Wichtiges, Großes, wo eigentlich keine Macht iſt, z. B. mächtigſtermaßen, d. i. allerdings viel gros; ein mächtiger Kerl.

Mahnen f. Mohnen.

Man ſt. nur, blos, als: es ſind man vier noch übrig; kannſt man gehen.

Mang

Mang f. unter, z. B. mang ſie, d. i. unter ihnen.

March d. i. Mark in den Knochen.

Mark und **Markt** werden oft verwechſelt, z. B. dreier Herren Mark oder Markt, d. i. ein Fleck oder Stück Landes, an welchem die Grenzen von drei Landgütern zuſammenſtoßen. Manche ſagen der **Jahrmarcht**, oder wohl gar der **Gahrmarcht**.

Mauk, **Maukſchlüſſel**, d. i. ein Dietrich, Nachſchlüſſel.

Maulharfen heiſt nicht allein keifen, zanken; ſondern auch auf dem Brummeiſen (das man **Maulharfe** nennt,) ſpielen.

Mōraſt oder **Mōraz**, (erſte Silbe recht lang,) für **Mŏrāſt**, (erſte Silbe kurz) Sumpf. Manche ſagen gar **Murast**.

Mucken oder **Nücken** f. Ränke, Launen, Grillen, z. E. er hat Mucken, d. i. Tücken! das Pferd hat ſeine Nücken, d. h. Fehler.

Nabber, (aus dem Ehſtn.) eine Kornmandel, Getraidehaufen von 15 Garben.

Nächtigen, über Nacht wo bleiben.

Nadeln ſtatt nähen, zuflicken, die Strümpfe ſtopfen.

Neuſchierig f. neugierig.

Nich, falſche Ausſprache von nicht. **Was nich iſt**, (aus dem Ruſſiſchen,) für etwas, das übrige, u. ſ. w.

Noll f. Null, ſo wie Bolle für Bulle und dieſem ähnliche.

Nöthig, es iſt nicht nöthig, f. ich brauche das nicht, das iſt überflüſſig, es kann unterbleiben. Ganz nach dem Ehſtniſchen.

Nücken, [illegible] ...ücken, tückiſch.

Oben, durchgängig ſtatt hinauf, z. B. auf ihn oben f. hinauf. ins obere Stockwerk, auf den Boden, bring es oben, laß ihn oben kommen, und dergl. mehr.

Ofengrütze, oft nach dem Ehſtniſchen Puddro genannt, iſt in Milch gekochte, dann auf einer Schüſſel oben mit Rahm begoſſene und ſo in der Ofenhitze dick und obenher braun gewordene Grütze, eine Lieblingsſpeiſe der Lief- und Ehſtländer.

Ohrpoſen oder Rohrpoſen, die äuſſerſten harten Federſpuhlen am Ende des Gänſeflügels.

Pathepapa und Pathemama für Herr und Frau Pathe.

Paneelung die, oder das Paneelwerk, ſtatt Lambris, Täfelwerk, Vertäfelung der Wände und Thürpfoſten mit Brettern oder Marmor.

Paknelchen, ein Paket, Pak, Reiſebündel, jemandes wenige Habſeeligkeit.

Pflaumen braucht man ohne Unterſchied von Zwetſchen und eigentlichen Pflaumen, daher

gedörr-

gedörrte oder getrocknete Pflaumen für gewelkte Zwetſchen.

Pflück, **Pflücken**, der, ſtatt Pflock, hölzerner Nagel. Man ſagt auch **Pfluk** und **Plük**, und braucht es oft für Pfahl.

Poſchlinne, die, die Abgabe, welche der Käufer eines Grundſtückes oder Hauſes der Krone (oder dem Landesherrn, Kaiſer,) entrichten muß.

Pott iſt ſo viel als Topf, daher der **Pißpott** für das Nachtgeſchirr.

Prasdnik oder **Prasnik**, der, (aus dem Ruſſiſchen,) heißt ein Feſt⸗ Feier⸗ oder Ruhetag, auch eine Schmauſerei; daher **Prasnik machen** oder **einen Prasnik geben**, d. i. ſchmauſen, traktiren, eine Fete geben.

Prees oder die **Pröſe**, der ſilberne Schmuck, den die Ehſtniſchen Bäurinnen auf der Bruſt tragen, überhaupt eine Spange, kleine Bruſtſchnalle. Einige ſagen auch das **Präschen**. Es kommt entweder aus dem Ehſtniſchen prees, oder ſoll das Lateiniſche prætioſa ſeyn.

Puddro (ſ. Ofengrütze,) ein dicker im Ofen gebakner Brei von Grütze, der mit Zucker und Rahm gegeſſen wird. Ofenbrei, denn jenes iſt das Ehſtniſche Wort.

Pulpet ſ. Pult, Schreibeſchrank, Kommode.

Pulwane die, oder der Bolwan, (ein aus dem Ruſſiſchen entlehntes Wort,) eine von ſchwarzem Tuch gemachte und ausgeſtopfte Vogelfigur, die Birkhühner auf der Jagd zu locken.

Quartal für Quartier, Theil der Stadt, z.B. er wohnt in dem Strandquartale, d.h. in demjenigen Quartiere oder Theile der Stadt, welcher an dem Strande liegt. Daher Quartaloffizier f. einen Quartieroffizier in den 4 Vierteln der Stadt.

Quartier wird dagegen wieder für ein Viertel geſagt, z.B. 3 Quartier Band f. ¾ Ellen.

Quaſte für jeden Beſen, er ſei von Schweinsborſten oder Birkenzweigen gemacht, daher Badequaſte, ein Büſchel belaubter Birkenzweige, mit dem der Körper im Bade ſanft geſtrichen wird.

Quebbicht, ſumpfig, moraſtig, wenn der Boden nachgiebt, von Quebbe, eine Pfütze, weiche, ſchlammichte Stelle.

Quentien ein, ſtatt eine Quente.

Quik, (vermuthlich aus den Engliſchen quick,) lebhaft, regſam, munter.

Quinkeliren, Winkelzüge machen, Ausflüchte ſuchen.

Rademacher f. Wagner, Stellmacher.

Ränzel, ein Reiſebündel, Mantelſack.

Recht, iſt oft ein bloßes Flickwort, als: ich will recht mitgehen: kommen Sie recht ſo mit.

Da

Daher recht ſo ſelbig, ſagt man, wenn man die Art und Weiſe, wie etwas iſt oder geſchieht, nicht beſtimmt angeben kann, z. B. wie haben Sie das gemacht? Antwort: ih, recht ſo ſelbig.

Recke oder Regge, (aus dem Ehſtniſchen) ein gewöhnlicher Bauerſchlitten.

Reddel für Leiter, (ebenfalls Ehſtn.) Man hört es zehnmal, ehe man das Deutſche einmal hört.

Regohl, ſtatt Bücherbrett; auch Reohl geſprochen, ingleichen Rejohl.

Rein, ein Flickwörtchen, z. B. es iſt rein zum Todlachen; ich habe es rein vergeſſen; er iſt rein ein Taugenichts.

Reviſor der, ſ. Landmeſſer, welcher die Gränzen der Güter und des Landes in Ordnung bringen muß. Daher revidiren, d. i. meſſen, und Reviſion, Meſſung, aber auch Volkszählung, Menſchenaufſchreibung.

Röhd, d. i. der Stock, das Rohr; auch Schilf.

Roſen, ehſtn. rooſit, hört man oft ſtatt Blumen ſagen.

Rothſchär nennt man hier Stockfiſch.

Sade die, oder der Saden, ſ. Heuſchober; Heuhaufe, auch bisweilen für Geſchwader.

Sähl:

Sählhund f. Seehund; Robbe. Daher Sählfelle f. Seehundsfelle, und Sählſpek für Seehundsſpek.

Sage überall für Säge; daher Sagemühle, Sagebalken, Sageſpähne.

Schachtel für Kaſten, z. B. die Schachteln in einer Komode, für die Schiebekaſten, Schubladen. Was bei uns Schachteln heiſt, wird in Lief- und Ehſtland Karp genennt.

Schaafsfleiſch für Schöpſenfleiſch. So Schaafsbraten ſtatt Schöpſenbraten.

Schäker, der arme, für der arme Schelm. Er iſt ein rechter Schäker, d. i. ein Erzſpasmacher, luſtiger Kauz, ein durchtriebener Vogel.

Schärfe die, ſtatt Schärpe.

Schamatang, d. i. der Mantelſack, das Felleiſen, (aus dem Ruſſiſchen).

Schap, d. i. Schrank. Auch Schaff, Schank und Schranken.

Schlachter oder Knochenhauer für Fleiſcher, Metzger, Fleiſchhauer.

Schlenge, Fenſterſchlenge, d. i. Fenſterkreuz, oft auch für Schlinge.

Schneiderſche, Küſterſche, Schuſterſche, Nätherſche und dieſen ähnliche für Schneiderin, Schuſterin, Nätherin Pöb.

Bayerische Staatsbibliothek München

Schießpferde heißen diejenigen Bauernpferde, welche auf obrigkeitlichen Befehl von den Gütern zur Beförderung eines Kuriers, einer Staffette, oder ſonſt in öffentlichen Angelegenheiten reiſender Perſonen, geſtellet werden. Daher Schießſoldat, ein ſolcher Bote oder Abgeſchickter (gemeiniglich ein alter Garniſöner,) der die obrigkeitlichen Befehle in den Kirchſpielen herumträgt, und bei ſchlechtem Wetter ein Schießpferd bekommt.

Schocken, für ſich ſchaukeln, daher Schocke für Schaukel.

Schule nennt man auſſer der gewöhnlichen Bedeutung allgemein den Privat- oder Hausunterricht durch Hofmeiſter, z. B. in die Schule gehen, für in die Lehrſtunden gehen, Hausunterricht haben; geh in die Schule, d. h. zum Hofmeiſter in die Stunden; er hat gute Schule gehabt, d. i. einen guten Hausunterricht genoſſen, u. dergl. m.

Schworken, beſchworken, für bewölkt, mit Wolken umzogen, z. B. der Himmel iſt heute beſchworken, d. i. umwölkt.

Sohle wird immer ſtatt Kufe an den Schlitten geſagt.

Souſe auch Saus und Sauſt für Brühe, Sauçe.

Spiddig, hager, ſchmächtig, eingefallen; dünne.

Spüll-

Spüllfaß oder Füllfaß, ein Schöpfgefäß mit einer langen Stange.
Staaken für Stecken, Zaunſtaaken ꝛc. auch bisweilen für Staket.
Stadtſcher der, Stadtſche die, eine Städterin; einer oder eine aus der Stadt, ſo wie Landſche, d. i. die vom Lande.
Sprengwaſſer, d. i. Quellwaſſer, Springwaſſer aus Felſen.
Staker, der arme Staker, oder wohl gar Stakerchen, d. i. der arme Teufel, ein elender Wicht.
Staken z. E. Erbſen, Bohnen, ſtatt ſtängeln.
Staroſt, ein Aufſeher über die Frohnarbeiter, desgleichen ein Aelteſter.
Stärklis, Stärke von Kartoffeln oder Waizenmehl.
Statolle, Pferderaum in den Schenken und Wirthshäuſern.
Stechen ſtatt ſtecken, z. E. Stich den Degen ein; er hat es in die Taſche geſtochen. Daher ſich verſtechen ſtatt verſtecken.
Steine oder Steiner, die, für Kirſch- Pflaumen- Aprikoſenkernen.
Stienchen, (ſprich Schtienchen,) iſt der verſtümmelte Nahme Chriſtinchen.
Stiel, Pfeiffenſtiel f. Pfeiffenröhre.
Stellmacher oder Rademacher, d. i. ein Wagner.

Stockig ſagt man nicht nur von einem unzuthätigen, mürriſchen Menſchen, ſondern auch von Speiſen, wenn ſie hart und unſchmackhaft geworden ſind, beſonders von Fiſchen und Fleiſche, wenn ſie zähe und ſaſericht ſind, und nicht gut kochen.

Stopfkuchen oder Stoppkuckel, Semmel oder weißes Brod, in welches, da es noch warm iſt, Butter eingerührt wird.

Strammblitzen, Schläge auf den Hintern über die ſtraff angezogenen Hoſen.

Strips, Stripſe, Ruthen- und Karbatſchenhiebe.

Strom oft für jeden auch noch ſo kleinen Bach. Ueberhaupt unterſcheidet man in Lief- und Ehſtland die drei Worte: Strom, Fluß und Bach faſt gar nicht.

Strüffel, ein einzelnes am Wege liegendes Strauchland, jedes kleine Buſchwerk oder Geſträuch.

Syrenen die, ſo nennt man die Syringe; (in Sachſen blaue Blüthe oder türkiſcher Holunder genannt.)

Takelwaare, ſchlechtes Zeug, liederliches Gut.

Talg- oder Fettlümmel, ein Vogel, der im Herbſte ſehr fett wird.

Taluppe oder eigentlich Tulup (aus dem Ruſſiſchen,) ein mit Flanell oder dünnem Pelzwerk gefütterter Schlafrock.

Taunenvoll, Taunendik, ſoll entweder ſo viel als tonnenvoll, tonnendick, voll wie eine Kanone, Tonne; oder ſo viel als karthaunendick ſeyn.

Tiſchler ſtatt Schreiner oder Tiſcher.

Topſen, ein, für ein Gewind Seide oder Zwirn, von einem Lothe.

Trojeduhs, (klingt faſt wie Trockhduhs) zeigt an, daß man etwas auf gut Glück wage, z. E. er hat es auf ein Trockhduhs, d. i. auf Gerathewohl, gethan.

Troſchka oder eigentlich nach dem Ruſſiſchen Droſchke, ein kleines freies Ruſſiſches Fuhrwerk mit vier Rädern, darauf man wie auf einem Sopha oder Kanapee ſitzt und deſſen Sitz auf den Schwungbäumen ruhet, durch Federn aber bequemer wird.

Troßen, Troßfuhren. Kleine Bauernwagen, welche Reiſenden das Gepäcke, Futter für die Pferde, Proviant, Lebensmittel und dergl. nachfahren, oder die der Herr mit Produkten zur Stadt ſchickt, beſonders wenn er ſelbſt dahin reiſet. Der darauf ſitzende oder ſie regierende Bauer heißt der Troßkerl.

Trottel, die, für Portepeè, Degengehänge. Dann für jede Quaſte.

Twatſch, d. i. albern, dumm, aberwitzig, träumeriſch.

Ukaſe; die, oder eigentlich der Ukas, ein Befehl vom Regenten oder dem Senate. Daher Immänolukaſe, ein Manifeſt oder Befehl vom dem Monarchen ſelbſt, oder in ſeinem Nahmen vom Senate in St. Petersburg unterſchrieben.

Undicht ſ. undicht, nicht dicht, z. B. die Saat ſtehet ſehr undicht, d. i. dünne, in einzelnen Halmen.

Unten ſ. herab, herunter, z. B. komm unten, ſ. herunter; nach unten gehen, ſ. herabgehen. Und wiederum ſagt man unter, wo unten ſtehen muß, z. B. ich komme gleich unter, ſtatt hinunter, oder unten hin; hohl es unter, ſtatt herunter.

Verſpüllen ſtatt verſchütten, gleichſam verſpühlen.

Verfrieren, verſaufen, verzählen und dieſen ähnliche, ſ. erfrieren, erſaufen, erzählen, z. B. verzähl er man weiter, d. i. erzähl er nur weiter.

Wachtkerl der, der auf einem Gute oder dem Hofe die Wache hält, welches aber ſein geringſtes Geſchäft iſt. Mehr dient er dazu, um die Oefen zu heitzen, Holz zu ſpalten, die Thore auf und zuzumachen, Botſchaft zu laufen, die Abtritte zu fegen, Ruthen und Karbatſchenſtreiche zu geben, die Schornſteine zu reinigen u. dergl.

Wäch-

Wächter heißt oft ein Aufſeher, z. B. der **Buſchwächter**, der in einem Walde auf Diebe ein wachſames Auge haben muß, ſelbſt aber gemeiniglich der ärgſte Dieb iſt.

Warm, ich habe warm, ſtatt mir iſt warm. Nach dem Franzöſiſchen: j'ai chaud. So auch: ich habe kalt, j'ai froid.

Was nicht iſt, d. h. das übrige, was ſonſt noch dazu gehört, oder: und ſo weiter.

Wattmann, grobes Tuch, beſonders das von den Ehſten ſelbſt verfertigte, woraus ſie ſich und ihren Weibern und Kindern die braunen Kleider machen; dann auch für anderes grobes Zeug.

Weg, der große ſ. Landſtraße, Heerweg, nach dem Ehſtniſchen ſuur dee.

Weeden d. i. jäten, reinigen vom Unkraute.

Wellerarbeit, eine Leimwand mit dazwiſchen geflochtenen Ruthen und geſpaltenen ſchlanken Weiden.

Wenn eher ſ. wann, z. B. wenn eher werden Sie reiſen?

Werden wird oft für reiſen gebraucht, als: ich **werde** morgen nach Pernau; wenn eher **werden** Sie nach Reval? ſc. reiſen.

Weib heiſſen blos die Bäurinnen. Würde man eine Deutſche ſo nennen, ſo wäre das die höchſte Beleidigung. Alle deutſche verheirathete Frauenzimmer heiſſen Frauen, und unverheira-

the-

thete wollen auch nicht gern einmal Mädchen heiſſen, weil man dieſes Wort ebenfalls von den Töchtern der Bauern braucht. (!) Lieber laſſen ſie ſich Mamſell und Jungfer nennen. Altweib heißt eine Bäurinn, die als Hebamme oder als Arzt, si diis placet, — gebraucht wird.

Wettern die, (in der vielfachen Zahl,) für Wetter; z. B. es ſind heute gute Wettern; die Wettern waren zeither ſchlecht. Aus dem Ehſtniſchen.

Windigen, d. h. das Korn ſichten, von der Spreu abſondern und von Geſämig reinigen. Es geſchieht durch den Zugwind, bei zwei einander gegen über ſtehenden offnen Thüren, in der Riege mit einem groben Siebe.

Zaun, eine Einfaſſung und Verpalliſadirung mit armdicken Tannen- oder Fichtenſtecken, gegen den Anlauf des Viehes und Wildes. Oft wird es auch für Stakete, bretterne Wände und Mauern von über einander gelegten, nicht mit Mörtel verbundenen Steinen gebraucht; daher der Ausdruck: ein ſteinerner Zaun.

Zehndner iſt einer, der ein Gut gegen Empfang des zehnten Theils aller Einkünfte oder ſolcher Produkte, die aus der Erde wachſen, für den Erbbeſitzer verwaltet.

Zehrung für Wegezehrung, Reiſekoſt.

Zwirnt ſtatt Zwirn.

Vielleicht ließe ſich dies Verzeichniß von Lief- und Ehſtländiſchen Provinzialismen noch ſehr vermehren, und es iſt gar wohl möglich, daß mir noch viele entgangen ſind, die auch im Hupelſchen Idiotikon nicht ſtehen. Aber es iſt ſchwer, hier aufmerkſam und vollſtändig genug zu ſeyn, und intereſſirt auch den Ausländer weniger als den Eingebohrnen.

Geheiligter und ausgebildeter Aberglaube, eine Menge Vorurtheile und alberne, lächerliche Ceremonieen, liegen gleich einer dicken Wolke, in mannigfaltigen und barocken Geſtalten, über die ganze Nation der Ehſten verbreitet, und erben unvermindert von Aeltern auf Kinder fort. Tagewählen, Zeichendeuten, Zauberei, böſe Geiſter, Hexen- und Geſpenſterweſen, beherrſchen Alt und Jung, und ſpuken nicht ſelten auch in den Köpfen mancher Deutſchen, die ſich weit klüger dünken als die — dummen Bauern. Beſprechungen, Beſchwörungen und Zauberformeln, geheimnißvolle hergemurmelte Worte, Reiben, Streichen und Kreuzmachen, müſſen ihnen gegen Schaden und Unheil helfen und ſie dafür behüten. Sie belegen wohl gar ihre Irrthümer und abergläubigen Vorſtellungen mit bibliſchen Dokumenten. Und iſt es dann ein Wunder, wenn ſie in der Bibel von Zauberern und magiſchen Weibern leſen, daß ſie ſelbſt daran glauben und ſteif und

feſt

feſt daran hängen? — Ich ſehe bei der Fortdauer und Aufrechthaltung des unzweckmäſigen Leſens eines ſchweren Buchs, deſſen Sinn den meiſten verſchloſſen bleibt, ſo lange man ihnen keinen brauchbaren Auszug in die Hände giebt, nicht ein, wie wir die Ueberzeugung, daß es heut zu Tage keine Zauberer und magiſche Weiber mehr gebe, einem Volke zutrauen können, das noch auf der unterſten Stufe der Ausbildung ſteht, und deſſen Religion bloßes Flickwerk iſt. Obgleich manche würdige, verdienſtvolle Prediger und andere brave Männer, unter welchen ich nur einen Glanſtröm, Willmann und Arvelius nenne, ſeit mehrern Jahren ſich bemühet haben, die dicke Finſterniß, in der dieſes Volk tappt, durch Bücher aufzuhellen, die ſie theils ins Ehſtniſche überſetzten, theils ſelbſt ſchrieben; ſo konnten doch bis jetzt ihre Bemühungen nur erſt wenig Nutzen ſchaffen, theils weil der Adel hin und wieder gegen alle Bildung der Ehſten ſich ſträubt, und dem Verbreiten in Ehſtniſcher Sprache geſchriebener Bücher auf mancherlei Weiſe Hinderniſſe in den Weg legt; theils weil die Leibeigenen ſelbſt größtentheils zu wenig Geld, Zeit und Luſt zum Leſen haben, wenn ſie es ja verſtehen, und ihnen der Ankauf von Büchern auch noch ſo ſehr erleichtert, oder dieſe ihnen wohl gar umſonſt in die Hände geſpielt würden. Es finden ſich auch immer

mer noch einzelne gewinnſüchtige Betrüger unter den Deutſchen, die das Vertrauen der Bauern, welche von den Produkten des Kunſtfleißes der Deutſchen auf die Güte des Verſtandes und Herzens derſelben ſchließen; mißbrauchen, ihnen die abgeſchmackteſten Dinge, die albernſten Lügen und Mährchen, die poſſierlichſten Abentheuer weis machen, ihnen dies und jenes aufſchwatzen, und der leichtglaubige, oft gutherzige Ehſte glaubt ihnen alles aufs Wort, und läßt ſich überreden; und da er gleich allen unkultivirten, durch falſchen Wahn und Vorurtheile geblendeten Völkern, nach dem Wunderbaren und Aufferordentlichen haſcht, ſo kann man ſich kaum vorſtellen, wie viel Eingang manche ausländiſche Fratze und abergläubige Meinung in den Gemüthern dieſes Volks gefunden hat. Ich will nun verſuchen, manche Züge aus dieſem allgemeinen Gemälde ,einzeln darzuſtellen.

In jenen finſtern Zeiten, als die Ehſten, ſo wie die Letten und Finnen, ihre Nachbaren, noch als ein gänzlich verwildertes Volk, in den finſtern Gebüſchen dieſes Landes ihre Wohnungen, aufgeſchlagen hatten, waren die Sonne, der Mond, die Winde, der Blitz und Donner, kurz alles das, was auf der einen Seite für ſie entweder wohlthätig, oder auf der andern ſchrecklich und nachtheilig war, ihre Götter, welchen ſie in heiligen Wäldern und Hainen ſowohl, als in

Höh-

Höhlen und auf Bergen, wie unſere alten Vorfahren, die Deutſchen, Opfer und Geſchenke brachten. Das Meer, das Feld und der Wald waren gleichſam die Untergottheiten, denen ſie das Gute, das ihnen begegnete, eben ſo wie das Böſe und alle Widerwärtigkeiten, die ihnen aufſtießen, zuſchrieben. Sie verrichteten daher gewiſſe Gebete, die ſie bei allen Gelegenheiten dieſen vermeintlichen Gottheiten vortrugen. Durch die Ausbreitung der chriſtlichen Religion in Ehſt- und Lettland, und durch den beſtändigen und unermüdeten Unterricht rechtſchaffener Prediger, ſind ſie freylich von den gröbſten Irrthümern gereiniget worden: indeſſen ſind ſie dennoch in vielen Stücken noch immer ſehr unwiſſend, und haben manche alte, falſche Vorſtellungen mit nicht viel beſſern neuen vertauſcht. Noch immer giebt es z. B. welche, die heimlicher Weiſe den Waldgöttern an gewiſſen Oertern, die eine alte Sage und der Aberglaube geheiliget hat, Geld und Fleiſch opfern; oder die den Donner und Blitz keinesweges aus natürlichen Urſachen erklären, ſondern bei einem Gewitter allemahl den Ausdruck brauchen: unſer Herr Gott zankt, oder wohl gar: Der Himmel führt Krieg. *) Aber vor dieſem Zanken

oder

*) Schande für viele Deutſche, die ebenfalls noch oft, um ihre Kinder in Furcht zu ſetzen oder

fromm

oder Kriegführen des Himmels iſt der Ehſtniſche Bauer doch ſo wenig bange, daß er weder Karten noch Kanne aus der Hand leget, wenn er ſich mit beiden zu Hauſe oder im Kruge einen guten Abend zu machen ſucht. Der Mangel an frühzeitiger Bildung und Einflöſung der praktiſchen Lehren der Religion iſt hier ſo groß, daß nicht ſelten erwachſene Perſonen beiderlei Geſchlechts bei dem Edelmanne ſowohl, als beſonders bei dem Bauer, erſt in ihrem 17ten, ja wohl gar 20ten Jahre zum Prediger in die Lehre geſchickt und zum Geuuß des Abendmahls gelaſſen werden könne; denn Beichte iſt im ganzen Lande nicht üblich. Bei einer ſo kläglichen Verwahrloſung des Geiſtes iſt es denn freilich kein Wunder, wenn dieſes Volk noch im Aberglauben und Dummheit verſunken iſt, und dieſe Verfinſterung von einer Generation auf die andere fortgepflanzt wird.

Mit dem Teufel, (Kurrat) führen ſie einen ewigen Krieg, rufen ihn bei jeder Gelegenheit bei ſeinem wohlklingenden Nahmen und verpalliſadiren ihm den Eingang, ſo gut ſie können, mit Gebeten, Kreuzmachen und — Teufelsdreck, (aſa fœtida.) Oft ſchleicht ſich aber, aller angewandten Vorſicht ungeachtet, dieſer ungebetene Gaſt dennoch durch, rächet ſich am Vieh, oder

aus

fromm zu machen, ihnen zurufen: „ſtille Kinder, der liebe Gott ſtraft!" —

aus Verſehen und in der Dunkelheit der Nacht, wohl gar an der Familie des Hauſes, und dann nimmt das ganze Dorf daran Theil, jagt den unſeligen Tölpel mit Prügeln und durch Räuchern, — ſo wie in Deutſchland durch neunerlei Holz, — mit geſammter Macht über die Gränze des Dorfs hinaus und iſt froh, noch ſo mit heiler Haut davon gekommen zu ſeyn. — Ein Ehſtniſcher Bauer ſah einſt eine Taſchenuhr auf der Straße liegen, die ein Reiſender verlohren hatte. Er hebt das glänzende Ding auf und betrachtet es mit beſonderm Erſtaunen. Wie er aber das tick tack hört, hält er ſie ans Ohr und wirft ſie darauf mit einemmahle voll Schrecken zu Boden, nimmt ſeinen Prügel und giebt ihr einen derben Schlag. Darauf neigt er ſich zur Erde und horcht. Als er das tick tack noch immer hört, prügelt er ſo lange auf die Uhr los, bis er nichts mehr vernimmt. Und nun läuft er über Hals und Kopf nach Hauſe, und erzählt in ſeinem Dorfe: „er habe den Teufel in einer kleinen „nen ſilbernen Schachtel tod geſchlagen". — Bei der Taufe haben ſie auch allerhand Aberglauben und Teufelsunfug im Kopfe. Die meiſten z. B. geben ihren Kindern Teufelsdreck in die Windeln mit, weil ſie dadurch für Hexerey geſchützt wären, und dann der Böſe eher ausfahre. Sie glauben, daß eine Taufe in deutſcher Sprache an einem Kinde verrichtet, nicht ſo kräftig als

in ehſtniſcher Sprache, indeſſen doch beſſer als gar keine ſei, weil ſonſt das arme Kind unmittelbar ein Raub des hölliſchen Böſewichts werde. Dergleichen Hexen- und Teufelskram mit allen Wahrſagerkünſten und weiſer Frauen Weſen iſt im Lande, ſelbſt unter manchen Vornehmen, die in ihrem Leben von ihrem Gute nicht weggekommen ſind, ganz etwas Gewöhnliches. Das ſogenannte Johannisfeuer in der Nacht vor Johannistag iſt in den Städten und auf den Dörfern ſehr üblich. Des Donnerſtags wird ſelten eine Bäuerin für ſich ſpinnen, aus Furcht, die Schaafe möchten nicht gedeihen: und ob ſie gleich an dieſem Tage am Hofe ſpinnen müſſen, und ſehen, daß da den Schaafen kein Unfall begegnet, alſo von dem Ungrunde ihrer abergläubiſchen Meinung überzeugt werden: ſo wird es demungeachtet keine wagen, zu Hauſe zu ſpinnen oder ſpinnen zu laſſen. — Beſchreien, Beſprechungen, Geſundmachen durch gewiſſe Worte iſt nebſt Blutregen und Donnerkeil allgemein herrſchender Wahn, und ſelbſt viele unter den Adlichen glauben dies, wie ich es mir mehr als einmal habe verſichern laſſen müſſen. Dieſe haben auch vielfältig den Gebrauch, bei Tiſche das Bruſtbein von einem Huhn zu zerbrechen. *) Eine Perſon faſſet die eine Hälfte, die

*) Ich finde dieſen Gebrauch auch in England im Schwange, und in einer kleinen Abhandlung on

die andere die zweite. Jede denkt ſich etwas dabei. Wer diejenige Hälfte hat, daran der Knoten iſt, deſſen Gedanke ſoll eintreffen. Viele glauben im Ernſt an dieſe Poſſe. Und das iſt der aufgeklärtere Theil Ehſtlands! — In der Weihnachtsnacht gieſſen ſehr viele Blei, beſonders Hofsbediente, und weiſſagen einander allerlei daraus, dazu denn deutſche Gänſe und Gänschen treulich mit helfen, zumal wenn es auf Heirathsangelegenheiten ankommt, da ſie ganz unerſchöpflich im Prophezeien nach den verſchiedenen Figuren ſind, die das Blei im Waſſer bildet. — Von der Kommunion haben ſie gar ſonderbare Vorſtellungen, und der Wein ſoll für gar vieles gut ſeyn, wenn man deſſen bekommen könne, beſonders rühmen ſie ihn als ein vortreffliches Heilmittel bei Augenkrankheiten, jedoch müſſe abſolut die Konſekration darüber geſprochen worden ſeyn. In die Kirche nehmen ſie gern ein Fläſchchen Branntwein mit, „auf daß „Gottes Wort darüber gehe“, — Er ſoll bei vielen Krankheiten helfen. Manche betrinken ſich an dem Sonntage, da ſie kommunizirt haben, theils damit die Hoſtie deſto beſſer ſchwimme, theils aus der Meinung, wenn die

Seele

on ſuperſtition, in Schillers Moral tales and eſſays, erwähnt.

Seele eine Stärkung genoſſen habe, ſo müſſe der Leib auch ſeine Erquickung haben; und das gröſſte Labſal der Ehſten iſt Branntewein. — Auf aller Seelen Tag kochen viele Eſſen für die Verſtorbenen, und ſetzen es ihnen irgendwo im Hauſe hin, damit, wenn die Seele etwa Appetit hätte, ſie komme und etwas finde. Dem Toden geben ſie ein Büſchel zuſammen gebundener Birkenzweige, (eine ſogenannte Badequaſte,) mit in den Sarg, die Seiſe, womit der Tode gewaſchen wurde, eine Kopfbürſte, (welche ihnen ſtatt des Kammes dient, den ſie nicht haben,) und bisweilen auch etwas Geld, damit ſich der Verſtorbene unter Weges eine Kanne Bier kaufen könne; einer Mannesperſon geben ſie auch wohl Pfeiſe und Tabak mit. Dergleichen und ähnliche Fratzen haben auch die Ruſſen, die ihren Toden immer eine Handſchrift mitgeben, welche ſie einſt bei ihrer Auſſtehung vorzeigen müſſen. Sie ſetzen ihnen auch wohl einen Teller voll Reisbrei auf das Grab, und was der Poſſen mehrere ſind.

Das Loben oder Beſchreien kleiner Kinder oder des jungen Viehes macht ſie auch bange, und ſie ſuchen es durch allerlei hergemurmelte Worte wieder gut zu machen oder zu vertreiben. — Des Abends, ehe ſie Licht anzünden, kreuzigen und ſegnen ſich viele, welches ſie auch zuweilen in der Kirche thun, wenn ſie der Prediger beweglich weckt, ermahnet, oder ſeine ſtrafende Stimme

 don=

die andere die zweite. Jede denkt ſich etwas dabei. Wer diejenige Hälfte hat, daran der Knoten iſt, deſſen Gedanke ſoll eintreffen. Viele glauben im Ernſt an dieſe Poſſe. Und das iſt der aufgeklärtere Theil Ehſtlands! — In der Weihnachtsnacht gieſſen ſehr viele Blei, beſonders Hofsbediente, und weiſſagen einander allerlei daraus, dazu denn deutſche Gänſe und Gänschen treulich mit helfen, zumal wenn es auf Heirathsangelegenheiten ankommt, da ſie ganz unerſchöpflich im Prophezeien nach den verſchiedenen Figuren ſind, die das Blei im Waſſer bildet. — Von der Kommunion haben ſie gar ſonderbare Vorſtellungen, und der Wein ſoll für gar vieles gut ſeyn, wenn man deſſen bekommen könne, beſonders rühmen ſie ihn als ein vortreffliches Heilmittel bei Augenkrankheiten, jedoch müſſe abſolut die Konſekration darüber geſprochen worden ſeyn. In die Kirche nehmen ſie gern ein Fläſchchen Branntwein mit, „auf daß „Gottes Wort darüber gehe", — Er ſoll bei vielen Krankheiten helfen. Manche betrinken ſich an dem Sonntage, da ſie kommunizirt haben, theils damit die Hoſtie deſto beſſer ſchwimme, theils aus der Meinung, wenn die

Seele

on ſuperſtition, in Schillers Moral tales and eſſays, erwähnt.

Seele eine Stärkung genoſſen habe, ſo müſſe der Leib auch ſeine Erquickung haben; und das gröſ- ſte Labſal der Ehſten iſt Branntewein. — Auf aller Seelen Tag kochen viele Eſſen für die Ver- ſtorbenen, und ſetzen es ihnen irgendwo im Hauſe hin, damit, wenn die Seele etwa Appetit hät- te, ſie komme und etwas finde. Dem Toden geben ſie ein Büſchel zuſammen gebundener Birken- zweige, (eine ſogenannte Badequaſte,) mit in den Sarg, die Seife, womit der Tode gewa- ſchen wurde, eine Kopfbürſte, (welche ihnen ſtatt des Kammes dient, den ſie nicht haben,) und bisweilen auch etwas Geld, damit ſich der Ver- ſtorbene unter Weges eine Kanne Bier kaufen kön- ne; einer Mannesperſon geben ſie auch wohl Pfei- ſe und Tabak mit. Dergleichen und ähnliche Fratzen haben auch die Ruſſen, die ihren Toden immer eine Handſchrift mitgeben, welche ſie einſt bei ihrer Auſſtehung vorzeigen müſſen. Sie ſetzen ihnen auch wohl einen Teller voll Reisbrei auf das Grab, und was der Poſſen mehrere ſind.

Das Loben oder Beſchreien kleiner Kinder oder des jungen Viehes macht ſie auch bange, und ſie ſuchen es durch allerlei hergemurmelte Worte wie- der gut zu machen oder zu vertreiben. — Des Abends, ehe ſie Licht anzünden, kreuzigen und ſegnen ſich viele, welches ſie auch zuweilen in der Kirche thun, wenn ſie der Prediger beweglich weckt, ermahnet, oder ſeine ſtrafende Stimme

donnernd erhebet. Dann ſchlagen ſie ſich wohl an die Bruſt und ſprechen dabei: „Gottes Wort iſt kräftig und rührend.“. — Spüren ſie an ihrem Leibe einen Ausſchlag oder ein Geſchwür, ſo ſinnen ſie nach, an welchem Orte ſie zuletzt geſeſſen oder gelegen haben, und die böſe Stelle muß dann Schuld daran ſeyn. Sie gehen ſofort hin, ſchaben ein wenig Silber von einem Rubel an den verdächtigen Ort, darauf auch etwas um ihre Wunde oder Beule herum, und murmeln dabei einige unverſtändliche Worte her. Dieſe Kur nennen ſie das Weiſe an einen Ort legen. — Salz mit Branntewein, worüber ein Weiſer dreimal ſein Hokus Pokus gemacht hat, iſt bei ihnen in großem Anſehen und von erſtaunlicher Wirkung. Sie brauchen es bei Krankheiten ſtatt Arzeneien. — Mit Schlangen, vornehmlich mit unvermuthet gefundenen, wollen ſie mächtige Wunderkuren thun. Sie heilen auch in der That ſehr oft Geſchwüre, Ausſchläge, Verenkungen, ja ſelbſt die veneriſche Krankheit, in kurzer Zeit, und durch einfache Mittel, die ſelbſt Aerzte ſtutzig machen. Von Klyſtieren wiſſen ſie nichts, aber vom Schröpfen und Aderlaſſen halten ſie viel. Statt der erſtern brauchen ſie bei Verſtopfungen Pferdeſchweis, mit welchem ſie Oeffnung ſchaffen wollen. — So oft ſie etwas ſchlachten, legen ſie ein Stück davon hinter den Viehſtall an eine gewiſſe Stelle zum Opfer. Iſt

ih-

ihnen ein Haus abgebrannt, ſo werden ſie das neue nie wieder an die alte Stelle bauen; es müſte denn auf ausdrücklichen Befehl der Herrſchaft geſchehen; und wenn beim Zuhauen des Grundbalkens zum neuen Hauſe durch den Beilhieb ohngefähr eine Feuerfunke ſprühet, ſo vermuthen ſie daraus abermals einen Brand, und ſuchen wieder eine neue Stelle für ihre Hütte aus. — Ehe ſie einen Viehſtall bauen, prüfen ſie ſorgfältig auf allerlei Art, ob die Stelle dazu gut oder böſe ſei. Unter andern legen ſie Lappen und Kräuter hin. Nun warten ſie, ob ſich Ameiſen dabei ſehen laſſen, und was für welche? ſind es ſchwarze, ſo wird das Vieh gedeihen, die Stelle iſt gut und der Bau wird flugs angefangen; ſind es rothe, ſo iſt dies eine unglückliche Vorbedeutung, und es wird in Ewigkeit auf dieſen ſchädlichen Platz kein Stall gebauet. — Gewiſſe Tage im Jahre ſind ihnen ungemein heilig und merkwürdig. Dahin gehört unter andern der Matthiastag, an welchem ſie das Wetter beobachten, und kein Sieb in die Hand nehmen, um von Ungeziefer rein zu bleiben. Auf Mariä Verkündigung betrinken ſie ſich wacker, um das ganze Jahr recht friſch und roth auszuſehen. Den 23ten April hauen ſie nicht gerne Holz, damit ihnen die Wölfe keinen Schaden zufügen. In der Johannistagsnacht brennen ſie viele Feuer an, um ihr Vieh für Verherungen zu ſchützen. — Auf ihren Bart hal-

 ten

ten ſie ungemein viel und ſtreichen ihn oft, ungeachtet er nicht ſelten die Reſidenz allerlei kleiner Thierchen iſt. Manche tragen ihn bis weit über die Bruſt und ſehen fürchterlich aus. Lange Gewohnheit macht aber einem Ausländer den anfänglich frappanten und ſeltſamen Anblick eines langbärtigen Ehſtländers endlich erträglich und völlig gleichgültig. — Während dem Vollmonde beſchlagen ſie nicht gerne Pferde und verpflanzen keine Gewächſe. Wenn ſie den Neumond erblicken, ſo grüſſen ſie ihn in ihrer Sprache ſo: terre terre noorku; minna noreks, ſinna wannaks; minno ſilmad ſelgeks, ſinno ſilmad ſeggaſeks, minna kirbo körgeks, ſinna brandras keks, d. h. ſei gegrüßt o Neumond, ich müſſe jung, du alt, meine Augen helle, deine Augen dunkel werden; ich leicht wie ein Floh, du wie Eiſen ſchwer. — Auch zeigt der Ehſte nicht gern nach dem Neumonde mit dem Finger, damit dieſer Finger im Grabe nicht unverweislich bleibe. Auf Katharinn- und Eliſabethentag ſoll allemal ein Thauwetter einfallen. Dieſer häßliche Schwarm abergläubiger Vorſtellungen hat ſich auch in manchem Deutſchen Kopfe tief eingeniſtet, und zwar mit denſelben Nebenideen wie bei den Ehſten.

Da ſie mit dem Teufel noch immer ſo viel zu thun haben und vor ſeinen Wirkungen bange ſind; ſo ſchreiben ſie ihm auch ſchreckliche Orkane, Sturm- und Wirbelwinde, Hagel u. ſ. w. zu, weil

ſie

ſie ihnen viel Schaden thun. Treibt ein ſolcher Wind irgendwo den Staub zuſammen, ſo verfolgen ſie ihn ſchreiend, und werfen Steine, Erdſchollen, und was ihnen zur Hand kommt, hinterdrein. Manche Hölen nennen ſie Wohnungen des Teufels; bei einigen opfern ſie wieder, noch andern legen ſie eine beſondere Heilkraft bei, und tragen ihre Kranken dahin. Der fliegende Drache wird auch nicht vergeſſen. Sie glauben ihn oft zu ſehen, und Butter, Käſe, Eier, Mehl und Korn getragen bringen. Ein etwas wohlhabender Hauswirth muß ſchlechterdings den Drachen haben, gerade nach derſelben Vorſtellung, die in den Köpfen vieler deutſchen Bauern ſpukt. C'eſt tout comme chés nous. Das bekannte Sternſchneuzen halten auch einige für Drachen, und zwar für kleine oder junge Drachen. Von der Teufelsaustreibung bei der Taufe ſind ſie große Verehrer. Seit einigen Jahren iſt jedoch der ärgerliche Exorcismus abgeſchafft. Nur die Worte: entſageſt du dem Teufel und allen ſeinen Werken und Weſen, ſind geblieben. Wenn es aber in ihrer Macht ſtände, ſo machten ſie es gewiß wie jener Meklenburger Fleiſcher, der, als der Prediger ſeiner Inſtruktion gemäs, den Exorcismus weglies, mit dem Beile hinter ihn trat, und ihm mit ſchrecklicher Stimme zurief: „Herr, will he meinem Kenge glich the Düwel uhttriebe?" — Schreien die Kinder nach

der

der Taufe viel, ſo glauben ſie, daß dabei ein Verſehen müſſe vorgefallen ſeyn, und bitten wohl um eine zweite Taufe. Von der Kommunion auf dem Krankenbette haben ſie ebenfalls ganz eigne und ſonderbare Begriffe. Und ich möchte die manches Deutſchen davon wiſſen! — Wie die Vorſtellungen vieler Lief- und Ehſtländiſchen Deutſchen Bewohner ſeyn mögen, beweiſen folgende zwei Anekdoten die mir der verdienſtvolle Paſtor Hupel in Oberpahlen erzählte. Als er einſt einem Handwerksmanne, der in zehen Jahren nicht kommunicirt hatte, deßhalb Vorſtellungen that, war des letzten Antwort und Entſchuldigung dieſe: „ob er gleich nicht öffentlich zum „Nachtmahle gegangen ſei, ſo habe er doch im „Geiſte und in der Wahrheit kommu„nicirt". — Ein anderer ſchrieb an ihn: „er „möge die Gewogenheit haben und künftigen „Sonntag zu ihm kommen, denn er wünſche „mit den Seinigen von ihm die heilige Drei„faltigkeit gereicht zu bekommen"; das ſollte heiſſen: er möge ihm das Abendmahl reichen! — Wenn die Bauern den Prediger hohlen laſſen, ſo iſt es mit dem Kranken gemeiniglich ſchon nahe am Ende, und dann iſt eine ihrer erſten Fragen an ihn dieſe: „ob der Kranke „ſterben oder geneſen werde"? denn ſie glauben, der geiſtliche Herr, als ein Mann Gottes, [illegible] das auf ein Haar wiſſen. Eben dies er-

war-

warten ſie von ſeinem Pferde, nach deſſen Kopf ſie forſchend blicken. Trägt es bei ſeiner Ankunft vor der Hausthür den Kopf empor, ſo kommt der Kranke gewiß wieder davon; läßt es denſelben traurig ſinken, ſo muß er unfehlbar fort, und es iſt keine Rettung. Von den Kirchenfürbitten für Kranke erwarten ſie daſſelbe, was auch einfältige Leute unter uns davon erwarten, und die Prieſter erhalten ſie noch immerfort aufrecht. Wie wahr und richtig iſt doch der Satz: daß Menſchen, welche noch in Dummheit und Unempfindlichkeit ſchlummern, am allermeiſten zur Leichtglaubigkeit, zum Aberglauben und zu Vorurtheilen aufgelegt ſind! —

Von den heiligen Oertern, Tempeln, Hügeln, Hölen und Hainen, wo die heidniſchen Ehſten (und Letten,) ihre gottesdienſtlichen Ceremonien verrichteten, findet man noch hin und wieder Spuren, und ſie bezeugen auch noch jezt gegen ſolche heilige Plätze vielfältig eine ſchaudernde Ehrfurcht. Zwar hat die Obrigkeit ſehr auf die Zerſtörung derſelben gedrungen, und ihre Beſuchung und Verehrung zu aller Zeit ſcharf verboten; aber der Glaube leidet keinen Zwang. Sobald gewiſſe Handlungen den Anſtrich von etwas Gottesdienſtlichen, Heiligen und Religiöſen bekommen, ſo ſiegen ſie über alle Furcht. Dergleichen heiligen Hainen nahen ſie ſich nicht anders als mit der gröſten Ehrfurcht und Andacht. Einen

nen Zweig von einem Baume, der an einem ſolchen geheiligten Orte ſteht, abzuhauen oder abzubrechen, halten ſie für eine große Ruchloſigkeit, ja ſie nehmen nicht einmal, ſo weit ſein Schatten reicht, gern eine Erdbeere weg. Wagt es ein Deutſcher, aus Muthwillen, Unwiſſenheit oder Spott daran zu ſchneiden, ſo zittern ſie wegen der Folgen, und glauben, daß die Strafe gewiß nicht ausbleiben werde. An ſolche heilige Orte, die man gemeinigilch auf Hügeln, an Quellen, in dicken Waldungen u. ſ. w findet, und welche an gewiſſen Bäumen kenntlich ſind, begraben manche gern heimlich ihre Toden, hüten ſich aber ſorgfältig, daß es wegen der darauf geſetzten Strafe nicht herauskomme. Daher trift man auf ſolchen Anhöhen, und hier und da in Wäldern, noch viele Gräber und Todenhügel aus der Vorzeit an, deren Umfang eine von Steinen aufgeſetzte kleine Mauer oder Raſenwand à la Siegwart einſchließt, und die ſich von den neuern nur durch die Entfernung, in welcher ſie von Dörfern oder Gütern liegen, unterſcheiden. Sie weiſen uns noch auf jene Zeiten zurück, in welchen die Nation zerſtreuet und gleich unſern Vorfahren in Hölen und Hütten lebte. Ohngefähr vier Meilen von Reval fährt man über eine ſolche Anhöhe, nicht weit von dem Hofe Ruil an der Landſtraße, auf der man jedesmal eine Menge dürren und grünen

Strauch

Strauch, Stecken, Hölzer u. dergl. aufgehäuft ſieht. Dies iſt ein ſolcher von den Bauern für heilig gehaltener Ort, vor welchem keiner vorbeifährt, ohne etwas hinzulegen; ja man hat mir verſichert, daß man bisweilen ſogar Geld unter dem Haufen des Geſträuches findet. Und wenn daſſelbe heute auf Befehl des Gutsherrn weggeräumt worden iſt, ſo liegt der Platz den andern Tag wieder ſo voll als vorher, wovon ich mehrmals Augenzeuge geweſen bin. Wahrſcheinlich war dies in den heidniſchen Zeiten Ehſtlands ein Opferplatz, wie es deren mehrere im Lande giebt, von denen ſich die Sage und ein abergläubiger Wahn fortgepflanzt hat, ohne daß die Ehſten jezt noch den Grund von dieſem Gebrauche anzugeben wiſſen. Man hat wohl eher Bauern zwingen wollen, einen Baum auf einer ſolchen heiligen Höhe abzuhauen, aber weder durch Vorſtellungen noch Drohungen hat man ſie dazu bewegen können. Ich habe ſchon erzählt, daß, wie mir iſt verſichert worden, wirklich noch jezt welche Opfer an ſolche geheiligte Orte bringen, die in Geld, Wolle, Brod, Garn, Wachs u. dergl. beſtehen, beſonders, wenn ſie eine Krankheit, Geſchwür, Ausſchlag oder ſo etwas an ſich haben, davon ſie die Urſache in der Erde an dem Orte ſuchen, wo ſie zulezt geſtanden, gelegen, geſeſſen oder getrunken haben. Dahin ſchaben ſie ein wenig Silber von

ſi-

einem Rubel; oder am liebſten von dem Halsſchmucke ihrer Weiber, und das ſoll die Kraft haben, ihre Geneſung, welche zufälliger Weiſe eben die gütige Natur bewirkt, zu befördern. O Menſch! großes Weſen in der Schöpfung! der du von Gott die erhabenen Kräfte des Verſtandes und der Vernunft in der Abſicht bekommen haſt, ſie anzuwenden, und durch Wahrheitsforſchen und Denken weiſe, tugendhaft und glücklich zu werden; du Gott der Erde! wie kannſt du ſo oft deinen Verſtand, die Vernunft, dieſe Töchter des Himmels, ſchlummern, wie ſo oft durch Irrthum und Vorurtheil dich blenden laſſen, daß du die Wahrheit nicht ſieheſt, und neben dem Wege des Lichts wie ein Träumender vorbei ſchleicheſt? — Doch man lehrt ja die Menſchen noch immer ſo wenig ihre Vernunft brauchen, und hält ſie mehr zum Glauben an. Daher alle jene Ungereimtheiten, welche die Vernunft ſo ſehr entehren; dadurch ſind alle Schwärmereien und aller Aberglaube in Freiheit geſetzt worden; daraus entſtanden ſo abgeſchmackte Meinungen und Religionshandlungen, daß ein vernünftiger Mann über die Thorheit erſtaunen, und ſie keinesweges als Gott wohlgefällig, ſondern vielmehr als lächerlich und für einen Menſchen von geſundem Verſtande beleidigend und entehrend anſehen muß. —

Seit

Seit der Zeit, da man Lief- und Ehſtlands freie Völker nach einem langen und harten Kampfe in das Knechtſchaftsjoch eingezwängt hatte, fühlte man das Unrecht, das man dieſen grauſam Unterdrückten that, und war bemüht, es einigermaaſen wieder gut zu machen. Daher die mannichfaltigen Verſuche, den elenden Zuſtand der Bauern zu verbeſſern und ihnen Bildung, Erleichterung der Kettenlaſt und Freiheit zu verſchaffen. Gleich nach ihrer Unterjochung fanden ſich einzelne Biedermänner, beſonders unter den Heermeiſtern, die das Elend der Bauern zu mildern ſuchten, ſie aus dem Stande der Sklaverei zu reiſſen und empor zu heben bemüht waren. Schon Schenkenberg und Gotthard von Kettler machten hierin den Verſuch; aber noch mehr that der weiſe und heldenmüthige Pohlniſche König Stephan Bathory zur Beſchränkung der großen Gewalt der Deutſchen Herrn in Lief- und Ehſtland. Er verbot den Edelleuten, ihre Unterthanen nicht mehr mit Leibesſtrafen zu züchtigen, ſondern befahl ſie mit Geldſtrafen zu belegen, und er würde gewiß dieſe damaligen Hydern noch mehr gezügelt haben, wenn der Tod ſeine Entwürfe nicht vernichtet hätte. Guſtav Adolph befahl, um die große Scheidewand zwiſchen Adel, Bürger und Bauer einigermaaßen aufzuheben, daß ohne Unterſchied Adliche, Bürger- und Bauernſöhne in das Gymnaſium zu Riga und Reval aufgenommen werden ſoll.

ſollten; nahm den Erbherrn das Recht über Leben und Tod ihrer Leibeignen, und entzog die letztern ganz der richterlichen Gewalt der erſtern. Er ertheilte den Bauern das Recht, gegen ihre ungerechten und grauſamen Herrn bei den Königlichen Gerichten Klage führen zu dürfen, und unterwarf jene blos der Verurtheilung vom Hof- und Landgericht zu öffentlichen Strafen. Die Hauszucht lies er fürs erſte dem Adel noch, um ihn nicht zu ſehr aufzubringen. Mit ſeinem Tode hatte aber alles dies wieder ein Ende, und funfzig Jahre hindurch blieb der Zuſtand der Leibeigenen wieder der kläglichſte. Zwar galten Guſtav Adolphs Verordnungen noch fort, aber der Adel rächte ſich durch verſtärkten Druck, durch gröſſere Leiſtungen und barbariſchere Hauszucht; bis Karl der Eilfte im Jahr 1681 dem verſammelten Adel gerade zu den Antrag that, den Bauern die Freiheit zu geben. Da hätte jemand das Schäumen und Wüthen ſehen ſollen! es war nicht anders, als wenn er den Herrn die innerſten Nerven gezogen hätte! zum Glück für den Adel ſtarb er, ehe er ſeine Foderung durchſetzte, gegen die man ſich ſchon zum Widerſtande rüſtete. Sein Nachfolger, Karl XII. war zu ſehr vom Soldatengeiſte beſeelt, lebte und webte faſt nur im Felde und in Schlachten, als daß er ſich anhaltend um das Wohl ſeiner Unterthanen im Innern des Landes und an den Gränzen ſeines Reichs hätte bekümmern

kümmern ſollen. Doch zog er viele Privatgüter ein, und ſchenkte den auf ſolche Art zu Kronbauern gewordenen Erbbauern mehr Freiheit und eine gewiſſe feſte Verfaſſung, die noch jetzt auf Krongütern fortdauert, und die Kronbauern für Beeinträchtigungen und Vergewaltigungen ſchützt, wenn ſie nicht durch Schenkungen unter Peter dem Großen und ſeinen Nachfolgern der Gewalt eines Einzigen wieder Preis gegeben worden ſind. — Peter beſtätigte dem Adel ſeine alten Privilegien und Vorrechte in ihrem ganzen Umfange, und unter ihm geſchah eigentlich nichts zur Verbeſſerung, Bildung und Erleichterung der Ehſten. Auch ſeine Nachfolger waren zu ſehr mit der Ausführung der von ihm hinterlaſſenen Entwürfe beſchäftigt, als daß ſie mit Ernſt ihr Augenmerk auf den Zuſtand der Bauern in den neueroberten Provinzen hätten richten können. Nur unter der Kaiſerin Eliſabeth erſchien im Jahre 1756 eine Verordnung zum Beſten der Leibeigenen, in welcher verboten wird, ihnen beim Heirathen Hinderniſſe in den Weg zu legen. Ungehindert konnte alſo die adliche Tyrannei ihren Weg verfolgen, ſie hatte das ganze verfloſſene Jahrhundert hindurch einen weiten Spielraum, niemand ſetzte ihr einen Damm entgegen, und ſie arbeitete nach Herzensluſt ihrem Ziele zu, als — im Jahre 1763 Katharina II. auf ihrer Durchreiſe durch Ehſt- und Liefland ihren Blick auf

die

die traurige Lage der Bauern heftete, ihr tiefes Elend mit eignen Augen ſahe, ihre Seufzer hörte, und dem enormen Misbräuche willkührlicher erbherrlicher Gewalt ein Ende zu machen beſchloß. Sie befahl daher dem damaligen Generalgouverneur, Reichsgrafen von Browne, dem Adel die Vorſtellung zu thun, daß es ihr Wille ſei, dem Unweſen zu ſteuern und durchaus die Leibeigenſchaft erträglicher zu machen. (Denn ſie auf einmal ganz abzuſchaffen, fand ſie nach ihrer Weisheit nicht für zuträglich.) Die Edelleute erklärten zwar, es ſei alles, was man ihnen von Tyrannei, Härte, Vergewaltigung ꝛc. zur Laſt lege, lauter Verläumdung, und baten um die Erhaltung ihrer bisher gehabten, ihnen von Peter I. ertheilten und beſtätigten Rechte. Aber es half alles nichts. Es war der ernſtliche Wille der erlauchten Monarchin, der leidenden Menſchheit aufzuhelfen, und es iſt warlich nicht ihre Schuld, wenn ihre Abſicht unerreicht blieb. Man traf, um doch ſcheinbar etwas zu thun, allerhand Einrichtungen. Zu Folge derſelben ſoll alſo kein Bauer mehr auf öffentlichem Markte verkauft werden. (Aber man bietet ſie nun dafür in den öffentlichen Intelligenzblättern feil, und vertauſcht ſie wie Waaren gegen andere Leibeigene und — Sachen,) Der Bauer ſoll künftig ſeine wenigen Habſeligkeiten als Eigenthum beſitzen, welches er vormals gar nicht hatte; es wurden

die Frohnen und andere Leiſtungen beſtimmter aufgeſetzt, nachdem jeder Gutsherr ſchriftlich hatte einreichen müſſen, was er von ſeinen Leibeignen federe; endlich wurden auch Gerichte niedergeſetzt, bei welchen der Bauer gegen ſeinen Herren klagen konnte, wenn dieſer mehr federte, als ihm zukam, und der Hauszucht, welche zwar ebenfalls wieder den Herrn gelaſſen wurde, beſtimmtere Gränzen angewieſen. Allein es gieng auch hier, wie es immer gegangen war: mit feiner Vorſicht wuſte der Adel vorzubeugen, auszuweichen, ſcheinbar einzuwilligen und — durch raffinirten Druck ſich zu entſchädigen. Man ſchrieb auf, was man wollte, und viele wußten ſogar die Gelegenheit zu geſetzlicher Erhöhung der Frohndienſte und Abgaben argliſtig zu benutzen und Vortheile zu erſchleichen. Die Berichte und Angaben wurden nach den Wakenbüchern genau eingerichtet, im Kameralhofe niedergelegt und ſollten zur ewigen Norm dienen. Man ſchläferte dabei Bauern und Gerichtsherrn ein; jene wurden nicht gefragt, und dieſen fiel es nicht ein, je eine allgemeine Unterſuchung anzuſtellen, ob wirklich alles ſo gehalten worden ſei, wie es abgeſchloſſen war, und ſo hat die ganze Sache ihren Zweck verfehlt. Wie können auch alle dergleichen Geſetze und Abmachungen hinlänglich wirken, ſo lange der verklagte Edelmann das grauſame Recht behält, die Kläger zu peitſchen oder zu verkaufen? Wie wenig Men-

ſchenkenntniß gehört dazu, voraus zu ſehen, daß derjenige Erbherr, welcher ungerechte Foderungen macht, auch die gerechten Klagen darüber, nicht ungeahndet werde hingehen laſſen, ſo lange er die Macht, nach Gefallen zu züchtigen und los zu laſſen, in den Händen hat. Auch iſt es ein ſeltener Fall, daß die Privatbauern Schutz gegen die Bedrückungen ihrer Erbherren bei der Obrigkeit ſuchen, weil ſie faſt allemal verlieren. Dieſen Ausgang haben von jeher alle Verordnungen gehabt, die vom Throne herab zum Beſten der Bauern gemacht worden ſind. Ihre Abſicht und der Geiſt, in dem ſie abgefaßt ſind, ſind vortreflich; aber ihre Vollſtreckung wird immer Männern aufgetragen, die ſelbſt Gutsbeſitzer ſind; und werden dieſe wohl wider ihr eignes Intereſſe handeln? hinc illae lacrymae. —

Was einzelne Biedermänner und edel geſinnte Glieder des Lief- und Ehſtländiſchen Adels zum Beſten der Bauern gethan haben, konnte noch weniger wirkſam in ſeinen Folgen ſeyn, da die Beſchlüſſe des ganzen Korps unerfüllt blieben. Es iſt wahr, der Adel in den beiden Herzogthümern hat mehrere vortrefliche Männer aufzuweiſen, die ſich mit allem Ernſte des bedrängten Bauernſtandes annahmen, allein ihre Stimme konnte nicht durchdringen. Ein ſolcher Edler war der verſtorbene Baron Schulze von Aſcheraden, ein ſolcher iſt der Kreismarſchall von Bock und

der Kreismarſchall von Hellwig. Sie nahmen ſich der Gerechtſame der Bauerſchaft mit allem Eifer bei jeder Gelegenheit an, fochten und ſprachen mit Wärme für die Milderung der Leibeigenſchaft. Ihre Stimme verhallte unter dem Gegengeſchrei der Menge, und ſie vermochten blos auf ihren Gütern ihren menſchenfreundlichen Vorſchlägen Gewicht und Eingang zu verſchaffen. Man nannte ihre Propoſitionen gefährliche und unhaltbare Neuerungen. Viele andere ſprechen vortrefflich von Menſchenrechten, Freiheit, anerkannten Grundſätzen der Vernunft, Gerechtigkeit und Billigkeit, von Pflichten und Geboten der Menſchenliebe, wiſſen in glänzenden, hochklingenden Phraſen und Modetiraden ihre Entwürfe zur Verbeſſerungen ihres Gutes und der Bauerſchaft mit Zutrauen erweckender Miene auszukramen; aber glaubt es nicht! es ſind Paradeſentiments, Floſkeln aus Büchern, nach dem Geiſte des Zeitalters, die nie in Thaten übergehen, nicht den geringſten Einfluß aufs Handeln haben. Wo man ſolche Blößen giebt, iſt von allgemeiner Billigkeit und Gerechtigkeit wenig zu hoffen. Hängt der leibliche Wohlſtand der Bauern von der Herzensgüte und Geiſtesbildung ihres Beherrſchers ab, ach ſo dürfte der geringſte Theil nur, ſich eines leidlichen Schickſals zu erfreuen haben. Von oben herab iſt viel geſchehen, obgleich lange noch nicht alles;

aber das meiſte kommt auf die Edelleute an. Wollen dieſe Gutes, ſo kann die erwünſchte Beſſerung nicht auſſenbleiben. Es ſind ſeit 1765 Schulen in den Kirchſpielen angelegt, und die Prediger müſſen jährlich über die Fortſchritte der Kinder-Liſten an den Oberkirchenvorſteher des Kreiſes einſchicken. Dies iſt ein Schritt zur Verbeſſerung, aber bei weitem noch nicht der gröſte. Er zeigt blos den guten Willen der Landesregenten zur Bildung der Nation, beſſere Kenntniſſe zu verbreiten, die Sitten milder zu machen, und das Volk ſeiner Beſtimmung näher zu führen. Aber ohne Freiheit, oder wenigſtens ohne menſchlichere Behandlung, öfnet man ihm ſo nur noch recht die Augen über ſein Elend. Die Abſchaffung der Leibeigenſchaft iſt das einzige wahre Mittel zur Kultur, und die Beibehaltung derſelben bleibt das mächtigſte Hinderniß in der Volksaufklärung. Die unmenſchliche Gewohnheit, Menſchen zur Waare zu erniedrigen, und ihr Blut und Leben mit zu den Gütern des Herrn zu zählen, bringt die gröſten Mißverhältniſſe im Staate hervor, und ertödet den guten Geiſt bei allen Ständen, bei allen Unternehmungen, ja ſelbſt bei allen Gewerben. Die ächte Moralität kann in einem ſolchen Lande auch nur langſam fortſchritten.

Der Einfluß der Herrſchaften auf das Wohl oder Wehe, auf den phyſiſchen und moraliſchen Zuſtand der Bauern iſt von entſchiedenem Gewicht.

Es heiſt hier mit allem Rechte: wie der Herr, ſo der Diener, wie die Herrſchaft, ſo die Leute. Daß es unter den erſtern viele vortrefliche Männer, helle und kluge Köpfe giebt, die ihrem Stande Ehre machen, und durch ihre guten und weiſen Einrichtungen allgemein geſchäzt ſind, wiederhole ich noch einmal. Das Andenken des Baron Schulze wird im ganzen Lande jedem Wohldenkenden ewig heilig bleiben. Auf ähnliche Weiſe verdienen der Kammerherr von Baier, der Kreismarſchall von Brèwern, der Herr von Mohrenſchild, die noch leben, ein Denkmal in Lief- und Ehſtlands Jahrbüchern. An ſie ſchließt ſich eine Klaſſe ehrlicher, gerader und biederer Männer, gute Herzen, alte brave deutſche Degenknöpfe, bei denen der Adel des Herzens erblich zu ſeyn ſcheint, wie es der Adel ihrer Familie iſt. Ich kenne deren viele, die ihre Bauern menſchlich behandeln, ob ſie gleich in Abſicht der Verdienſte um dieſelben jenen nachſtehen. Aber viele einzelne Aeuſſerungen, ſelbſt von ſolchen Perſonen, die äuſſere Politur in hohem Grade, Kenntniſſe und Gutmüthigkeit beſitzen, ſind der Meinung von den menſchlichen Geſinnungen und einer nachſichtsvollen Behandlung der Bauern, eben nicht günſtig. So vernünftig ſonſt mancher Edelmann über Güte und Gerechtigkeit ſprechen mag, ſo wird man doch unter zehen Fällen kaum einen finden, wo er

eben die Grundſätze, die er äuſſert, auf ſeine Bauern anwenden werde. „Sie ſind ja leibeis gen", ſagt man gewöhnlich, und glaubt das mit alles geſagt zu haben, um ein hartes oder unbilliges Verfahren zu rechtfertigen. Dies gilt beſonders von derjenigen vermiſchten Klaſſe von Edelleuten, die blos für den körperlichen Genuß leben, die Menſchen lieber thieriſch gebrauchen als veredeln, dem Spiele ſich ergeben, der Jagd weidlich obliegen, und nach ſo vollführten herrlichen Thaten, dem Leichname gütlich thun.

Im Jahre 1783 bei der Einführung der neuen Stadthalterſchaftsverfaſſung wurde höhern Orts abermals ein Schritt gethan, das Schickſal der Leibeigenen erträglicher zu machen. Aber auch diesmal wußte der Adel dies Ereigniß zu ſeinem Vortheil zu benutzen, und das Waſſer auf ſeine Mühle zu leiten. Die Krone verwandelte nämlich die alten Naturallieferuungen der Bauern in eine Kopfſteuer, welche 1784 auf einen Rubel für jeden männlichen Kopf feſtgeſetzt wurde. Statt daß dies eine Erleichterung für ſie ſeyn ſollte, wurden ſie dadurch nur in noch engere Feſſeln geſchmiedet. Der Adel übernahm nämlich die Bezahlung der Kopfſteuer, erhebt aber nun dafür die alten Kronabgaben, und legt ſo viele neue Leiſtungen auf, als ihm beliebt. Hier war wieder ein neues Feld zur vorigen Unbeſchränktheit geöffnet, denn man berechnet den Betrag der

alten Abgaben gegen das Tagelohn für die neuen Frohnen, ſo wird man finden, wer dabei gewonnen habe. Was die damals neu eingeſetzten Gerichte, in welchen Perſonen aus dem Bauernſtande mit Beiſitzer ſind, für ſie für Gewinn gebracht haben, habe ich im vorhergehenden Abſchnitte gezeigt. Bei den anbefohlnen und zum Theil wirklich eingerichteten und in Gang gebrachten Schulen iſt die Möglichkeit der Kultur da, und ich werde in einem der folgenden Abſchnitte hiervon noch etwas Mehreres ſagen. Aber wenn nur dieſe Anſtalten auch ſo benutzt, und der Befehl immer genau befolgt würde! wenn nur die Hofsarbeiten der Jugend nicht ſo viele Zeit wegnähmen! — Ich habe gerade den ganzen Zeitraum hindurch von Einführung der Stadthalterſchaftsverfaſſung bis beinahe zum Tode der Kaiſerinn Katharina II. größtentheils in Ehſt- und Liefland gelebt, und bin alſo eine Reihe von Jahren Augenzeuge geweſen, wie wenig der Erfolg den Abſichten der großen Monarchin entſprochen hat. Dies geht ſo weit, daß man ſeine Unzufriedenheit über die neue Verfaſſung laut äuſſerte, und die Bauern bisweilen den Wunſch thaten, wieder unter Schwediſcher Herrſchaft zu ſtehen, weil ſie da weniger gedrückt würden. Denn was gewannen ſie unter der zum Theil um ihrer willen gemachten neuen Einrichtung? — Wenig oder nichts; ihr Verluſt hingegen iſt — durch die Schuld der

Edel-

leute, — beträchtlich. Die Hauszucht blieb in den Händen der Erbherrn: es wurden zwar derſelben gewiſſe Gränzen geſetzt, über die hinaus mit der Straſe nicht geſchritten werden ſollte. Aber wer hindert einen harten gefühlloſen Tyrannen, ſie mit der ganzen Strenge auszuüben, die ſein Zorn heiſcht? wo ſoll der Leidende klagen? bei den Kaiſerlichen Gerichten? ach, die ſind mit Feinden des Klägers beſetzt: nur der Bauer auf den Krongütern findet etwas mehr Schütz gegen Bedrückungen, und gewöhnlich werden auch nur Kronbauern zu Beiſitzern in den Gerichten genommen.

Zwölf Jahre darauf, nämlich 1795 wurde wieder auf Befehl der Kaiſerinn in der gewöhnlichen alle drei Jahre zu Riga und Reval gehaltenen Adelsverſammlung, die man den Landtag nennt, eine Motion zur Verbeſſerung des Schickſals der Bauern gemacht, und man verſprach ſich mit Recht groſe Erwartungen und die beſten Wirkungen davon, weil man das Beiſpiel von Frankreich und Pohlen in friſchem Andenken hatte. Der Geiſt des Zeitalters, der ſo laut die Abſchaffung des Drucks und der Sklaverei predigt; die ſichtbare Scheu, mit welcher in unſern Tagen hartherzige Gutsbeſitzer ihre Werke der Finſterniß treiben; der Haß und Unwille, der ſich gegen Despotismus und Adelstyrannei allenthalben erhebt; das Streben, den Schein von Edelmuth und

Men-

Menſchenliebe zu haben, ungerechte Behandlung zu maſkiren und in Geſellſchaften mit den Tugenden der Milde und Aufklärung zu glänzen; alles dies berechtigte zu den ſchönſten Hoffnungen und Ausſichten. Es ſtanden allgemein verehrte Männer an der Spitze der Verſammlung, Männer von einem unbeſtechlichen Charakter und warmen Patriotismus beſeelt, die das, was zur Verbeſſerung des Zuſtandes der Bauern gehörte, in ſeinem ganzen Umfange einſahen und auch Kraft hatten, ihre Vorſchläge durchzuſetzen; und dennoch geſchah — wenig. Der Oberpaſtor Sonntag, ein edler Mann und vortreflicher Redner, eröffnete den Landtag mit einer geiſtvollen Predigt am 3ten December 1795, welche auch die Ritterſchaft zum Drucke befördern ließ. Mit Sachkenntniß und Klugheit, aber auch mit offener Freimüthigkeit erinnerte er an alle Foderungen, welche der Gemeingeiſt, (dies war der Inhalt der Rede,) an eine ſolche Ständeverſammlung thun muß. Noch mehr aber und mit dem feurigſten Pathos und hinreiſſender Beredſamkeit ſchilderte er das Schrekliche der Leibeigenſchaft, die Pflichten und Obliegenheiten des Adels bei dieſer Gelegenheit, und hob die beſonderen Bedürfniſſe, welche die Verſammlung berückſichtigen ſollte, heraus. Die Ritterſchaft muſte am beſten wiſſen, was alles an dem vom Redner mit kluger Vermeidung aller möglichen Erbitterung behandelten

Stoff

Stoff gränze. Sie hörte ihn mit Achtung und Beifall, und belohnte ihn durch ein in der erſten Sitzung dekretirtes Ehrengeſchenk von einer goldnen Doſe mit der Deviſe Gemeingeiſt. — Auch in Reval hielt an eben dem Tage der Oberpaſtor und Domprediger Moyer eine Predigt voll der zweckmäſigſten Ermahnungen und Aufforderungen zur Menſchenpflicht an den zahlreich verſammelten Adel, die ebenfalls mit Wohlgefallen aufgenommen und nicht unbelohnt gelaſſen wurde. — Wer Wahrheit hört und belohnt, wie ſehr nahe muß der dem Gefühl der Pflicht ſeyn, ſie zu befolgen! wie nahe alſo auch wohl der Ausführung ſelbſt! Wer hätte da nicht denken ſollen, daß die armen Leibeignen ſammt und ſonders, Ehſten und Letten, aus dem Zuſtande des der Gewalt und dem willkährlichſten Eigennutze aufgeopferten Sklaven nun endlich einmahl gewiß herausgeriſſen werden würden? es wurde auch ein Anfang zur Verminderung des Elends gemacht, aber das übrige gieng wie ſonſt. Man machte Parade mit ſchönen Sentenzen, beklomplimentirte ſich mit der Menſchenliebe, verſicherte ſie ſeiner Achtung und Ergebenheit und ließ das Meiſte beim Alten.

Man hatte hauptſächlich folgende vier Punkte in Deliberation genommen und abzuändern beſchloſſen: 1. Es ſollen den willkährlichen Strafen der Gutsbeſitzer gegen ihre Leibeigenen Gränzen geſetzt und gewiſſe Grade beſtimmt werden, die nicht über-

überſchritten werden dürfen. 2. Soll in Zukunft das Verkaufen der Bauern ſehr eingeſchränkt und wo möglich gänzlich eingeſtellt werden. 3. Sollen gewiſſe und beſtimmte Arbeitstage und Frohndienſte feſtgeſetzt werden, über welche der Herr ſeine Bauern nicht nach Willkühr darf arbeiten laſſen. 4. Soll der Bauer die Freiheit haben, bei einer zu dem Ende niedergeſetzten Adelskommiſſion, im Nothfall gegen ſeinen Erbherrn Klage führen zu dürfen, und von ihr die Entſcheidung zu erwarten. — Aber alle dieſe Abmachungen exiſtirten ſchon ſeit 1765; und dennoch thaten ſie den Mißhandlungen und Bedrückungen keinen Einhalt: ſie ſtanden auf dem Papiere, aber ſie giengen nicht in Thaten über. Die willkührlichen Auflagen, Frohnen und Abgaben, das Verkaufen, das Ruthengeben und Peitſchen, die Eingriffe in das Eigenthum und die häuslichen Verhältniſſe des Landbauers, die Vertheilungen der Erbſchaften nach dem Belieben des Gutsherrn, das Einmiſchen der Herrſchaft in die Heirathen u. ſ. w. hörten deswegen nicht auf. Ueberhaupt wurden die obigen Verhandlungen nie förmlich bekannt gemacht, und erhielten keine geſetzliche Kraft durch die Beſtätigung des Monarchen. Und heißt das wohl das Schickſal der Bauerſchaft ſehr lindern, wenn man unter andern Straſen ſolche feſtſetzt wie die: „Daß kleine Vergehungen in continenti mit 30 Peitſchenhieben, und gröſſere, z. B. geringer

Dieb-

Diebſtahl; mit 10 Paar Ruthen beſtraft, und mit jedem Paare nur 3 Hiebe gegeben werden ſollen?" — oder beſchließt, „daß bei dem Verkaufe der Leibeignen keine Eheleute, (alſo doch beiläufig Aeltern und Kinder, Brüder und Schweſtern,) getrennt werden ſollen?" Macht man wohl ſolche Beſchlüſſe zum Beſten ſolcher Menſchen, denen geholfen werden ſoll? — Wie überdies die angeführten Strafgeſetze gar nicht billig ſind, ſo ſind es auch manche von denen, welche die Arbeiten und Abgaben der Bauern betreffen. Viele ſind bloße Scheinverbeſſerungen, denn theils iſt, wie ſchon geſagt, die beſchloſſene Einſchränkung der willkührlichen Gewalt an ſich von geringer Bedeutung, theils iſt den neuen Geſetzen kein hinlänglicher Nachdruck gegeben worden. Der gute Wille der Entwerfer hat ſich gezeigt, allein es fehlte die Ausführung. Ein Anfang zur Rettung iſt gemacht, aber bei weitem nicht alles geſchehen, was hätte geſchehen ſollen, und wozu man ſich beim Anfange des Landtages ſo ſchöne Hoffnungen machte. Das Verkaufen der Menſchen iſt zwar eingeſchränkt, aber noch nicht abgeſtellt worden. Immer können noch ſolche Leibeigene verkauft werden, die von ihren eignen Mitbrüdern für inkorrigibele Taugenichtſe erklärt werden. — Das höchſte Apellationsgericht in Sachen der Leibeigenen gegen ihre Erbherrn iſt der Adelskonvent, der ſeine Mitgenoſſen ſchwerlich ver-

ur-

urtheilen wird. Auch beweiſen ja die bisher beſtandenen Gerichte, darin Adliche und Bauernaſſeſſoren ſaßen, z. B. das Niederlandgericht und die Niederrechtspflege, hinlänglich, wie wenig Nutzen hierdurch bis daher für die klagenden Leibeigenen von Privatgütern iſt geſtiftet worden. Und kann man von den neuen Richtern in der Adelskommiſſion mehr Milde und Gerechtigkeit erwarten? ſollte ſich der Geiſt ihrer Kaſte denn ſo auf einmal geändert haben, da ſie zumal nun nicht mehr an vorgeſchriebene Geſetze höhern Orts gebunden ſind, ſondern nur ihren eignen entworfnen Vorſchriften und ihrem Gutdünken folgen dürfen? — Bedenkt man noch überdies dabei, daß nunmehr die Bauern wieder dem Schutze der kaiſerlichen Richterſtühle, (alſo der eigentlichen Landesobrigkeit), entzogen und unter die Gerichtsbarkeit bloßer Edelleute geſtellet worden ſind; ſo hat man gerechte Urſache, hievon das Schlimmſte zu fürchten, und die Verſagung der Beſtätigung des ganzen Entwurfs von Seiten des Monarchen zu wünſchen.

Wenn in dem neuen Landtagsſchluſſe die Fuhren und andere Lieferungen genauer als zuvor beſtimmt worden ſind, ſo iſt dies zwar an ſich löblich und gut. Aber iſt denn dieſe Abmachung auch den Bauern bekannt gemacht worden? ich zweifle ſehr daran. Was hilft ſie ihnen alſo, wenn ſie nicht wiſſen, wie weit ihr Herr nun

eigent-

eigentlich hierin gehen kann? Für billige Gutsbeſitzer war dieſe Beſtimmung gar nicht nöthig, denn die ſchonen ihre Leute ohnehin; und für die harten? die werden ſich warlich nicht dafür fürchten, denn wer macht ſie für die Uebertretung derſelben verantwortlich? die niedergeſetzte Adels-Kommiſſion? aber die Aſſeſſoren in den zeitherigen Kreis- und Niederlandgerichten hatten ja dieſelbe Funktion auf ſich, und dennoch fand keine Gerechtigkeit für Privatleibeigene Statt. Wer bürgt denn dafür, daß ſie auch immer aus edeln Männern beſtehen werde? — Es iſt wahr, man muß die Laſt der Frohnen nie an ſich, ſondern im Verhältniß des Landes betrachten, das ein Bauer beſitzt. Täglich einen Arbeiter zu Pferd und zu Fuß ſchicken, ſcheint hart, iſt aber leidlich, wenn der Bauer mehr als ein Geſpann halten kann. Mancher hat vier, fünf, ſechs Pferde, und kann mithin leicht eins oder zwei abgeben. Ja, aber wenn es nur dabei bliebe! ob nicht die ordinären und extraordinären Laſten, die durch den letzten Landtagsſchluß den Bauern auferlegt worden ſind, das gehörige Verhältniß überſteigen, will ich hier nicht entſcheiden; aber immer hörte ich darüber Klage führen, daß die Berechnungen in den Wakenbüchern, welche doch die Norm der Leiſtungen ſeyn ſollen, falſch angegeben wären, daß die unbeſtimmten Forderungen alles Maaß überſchritten

ten und die Wakenbücher nicht beobachtet würden. Dieſen Klagen iſt durch den neuen Landtagsſchluß nur in ſo weit abgeholfen worden, als es durch bloße Geſetze, denen der Nachdruck fehlt, geſchehen kann.

„Dies alſo, ruft Merkel, der Sprecher „für ſeine unglücklichen Landsleute, die Letten, „(und warum nicht auch der Ehſten?) der edle „Eiferer für das Beſte der Menſchheit, aus", dies waren die Reſultate des Landtages, von dem man ſich ſo große Dinge verſprach. Das ſind die edeln Aufopferungen, zu denen ſich ein verſammelter Adel entſchließen konnte! Großer Gott! Statt Erleichterungen zuzugeſtehen, macht man die Bedrückungen geſetzlich; ſtatt den Bauern wirkſamern Schutz der Geſetze zu verſchaffen, will man ſie denſelben entreißen; ſtatt ihnen Unterſtützung zuzuſichern, zwingt man ſie, noch mehr von ihrer ärmlichen Aerndte abzugeben, damit nur der Herr frei über die ſeinige disponiren kann. — Die Verhandlungen auf dieſem Landtage ſind ein offenbares Geſtändniß, daß der Bauer im tiefſten Elende verſunken, und daß die unbeſchränkte Willkühr die Urſache davon ſei. Sie zeigen ferner, was die Majorität des Adels unter Verbeſſerung der Bauernverfaſſung verſteht: nämlich nicht Erleichterung der Laſten, ſondern nur Vorbeugung, daß die Unglücklichen nicht unter denſelben völlig erliegen; in ſofern

der

der Herr durch dieſe Verbeugung gewinnen könne. — Sie zeigen endlich unwiderſprechlich, wie wenig es dieſer Majorität ein Ernſt damit ſei, die Bauern der Freiheit entgegen zu führen, ja ihnen auch nur einen Theil ihres Jochs abzunehmen. Sie beweiſen, — und das iſt das ſchrecklichſte! — ſie beweiſen auf das einleuchtendſte, daß auch nie, nie von dem Adel die Wiedererſtattung der Bürgerrechte des Bauern zu erwarten iſt. Ewig werden die Edlern zu ſchwach ſeyn durchzudringen, und ewig wird der große Hauſe zu bösartig ſeyn, um ſeine Beute fahren zu laſſen. Tritt nicht endlich die Regierung als Entſcheiderin dieſes fürchterlichen Theaterſpiels ins Mittel, oder übt die blutige Fauſt der Verzweiflung nicht ſelbſt Gerechtigkeit, ſo wird der Lief- (und eben ſo gut auch der Ehſtländiſche) Adel noch Jahrhunderte lang ſich mit Menſchenliebe brüſten und Unmenſchlichkeiten verüben, ſeine Gerechtſame vertheidigen und den Landleuten die ihrigen verſagen; vorgeben, den Letten (und Ehſten) zur Freiheit bilden zu wollen, und ihn immer bänger und bänger zuſammenzwängen in den engen Kreis der Leibeigenheit, und dabei mit Patriotismus prunken. — Die Regierung findet jetzt den Zeitpunkt noch nicht, der ihr günſtig ſcheint, zur Befreiung des Bauernſtandes in Lief- und Ehſtland zu handeln. Vielleicht ſcheint ihr zur Zeit die Leibeigenſchaft gar noch nothwendig zu ſeyn." —

Wir

Wir haben geſehen, daß das Schickſal der Ehſten, ungeachtet aller Verſuche, es zu verbeſſern, immer noch traurig genug iſt, um tiefes Mitleiden zu erregen, und gegen einen großen Theil ſeiner Herrn gerechten Unwillen zu fühlen. Beides wird ſich nicht vermindern, wenn ich meine Leſer näher zu den Wohnungen und in die Dörfer dieſer geplagten Menſchenklaſſe hinführe, und ſie mit den Sitten und der Lebensart derſelben bekannt mache. Sie werden da das Elend in leibhafter Geſtalt erblicken, Armſeligkeit, Dürftigkeit, Rohheit, Schmuz, Ekel und was überhaupt im Gefolge der Leibeigenſchaft gewöhnlich zu ſeyn pflegt. Aeuſſerſt unreinlich und undelikat iſt der ganze Aufzug, die Wohnung und innere Wirthſchaft der Ehſten. Allen iſt ein beſonderer häßlicher Geruch eigen, der theils von dem beſtändigen Rauche, in dem ſie leben, theils von ihrer Unſauberkeit in Wäſche und Kleidung herrührt. Auf der niedrigſten Stufe der Kultur und des Wohlſtandes ſtehend, iſt bei ihnen alles noch roh, grob, einfach, plump und ungeſchlacht. Zwar erſcheinen ſie nicht zerlumpt wie die Pohlniſchen Bauern, aber ihre Wohnung ſowohl als ihre Koſt iſt höchſt elend, und alles trägt auch hierin den Stempel der drückendſten Leibeigenſchaft. Wenn man durch das Land reiſet, ſo findet man faſt bei jedem Schritte hiervon die deutlichſten und auffallendſten Beweiſe.

Zuerſt kommen uns da ihre Dörfer und Wohnungen vor die Augen. Sie liegen theils zerſtreuet, oft ganz iſolirt in dicken Waldungen, auf Wieſen und Halden, theils machen ſie zuſammen eine Gruppe von fünf, zehen und mehr Höfen, oder ein ordentliches Dorf, worunter man ſich jedoch kein Deutſches mit einer Kirche, Thurm, Pfarre und Schule vorzuſtellen hat. Dieſe letztern liegen ebenfalls gewöhnlich in den ſehr weitläuftigen Kirchſpielen einſam, fern von dem Paſtorate und den Dörfern, ſo wie von den Höfen der Edelleute. Sie haben ſämmtlich wegen der alten, oft bemooſten und halb verfaulten Strohdächer ein finſteres, ſchwarzes und rußiges Anſehen, wobei das Auge ſelten durch einen Baumgarten oder grüne Zäune und Hecken erfreuet wird. Die dürren Zäune, die mehr Staketen gleichen und durchaus alle Bauerngehöfde verpalliſadiren, gewähren einen kahlen öden Anblick, und kein Baum oder Strauch lacht zwiſchen den düſtern Hütten hervor. Ehe man zu einem ſolchen Dorfe oder einem einzelnen Bauerhauſe kommt, muß man allemal erſt durch einen langen Tannaw, d. h. durch einen Weg zwiſchen zwei Zäunen von langen dürren Staken, auf welchem entweder blos die Viehheerde zur Weide geht, oder der überhaupt ins Dorf führt. Die Wohnungen der Bauern liegen nicht nahe an einander wie in deutſchen Dörfern, ſind auch nicht durch Wände oder

Thor-

Theil II Nro. 3.

Ehsteiſches Bauernhaus.

Thorwege mit einander verbunden, ſondern jede macht einen eigenen Bezirk aus, die mit einem Zaune vergattert iſt. Dieſe Umzäunungen ſind im ganzen Lande ſehr holzverſchwenderiſch, denn ſie werden nicht nur um die Höfe, ſondern auch um ganze Kornfelder gegen das Anlaufen wilder und zahmer Thiere gemacht, und beſtehen aus zwei neben einander alle drei oder vier Schuhe palliſadenförmig geſtellten dicken Stämmen von jungen Nadelbäumen, zwiſchen welche lange geſpaltene Scheithölzer, Schleeten genannt, ſchräg gelegt und mit Bindeweiden befeſtiget werden; bisweilen auch aus horizontal zwiſchen dicke Pfähle gelegten Stangen. Geflochtene und lebendige Zäune, grüne Hecken, Dornwände u. dergl. kennt man in Ehſtland gar nicht; dieſe werden nur auf einzelnen Herrenhöfen gefunden, deren Beſitzer in Deutſchland geweſen ſind und ſie da abgelernt haben. Eben dieſe fangen auch hin und wieder an, ſtatt der holzfreſſenden hölzernen Bauernhäuſer ſteinerne zu erbauen.

Tritt man in einen ſolchen Ehſtniſchen umzäumten oder vergatterten Bauernhof hinein, ſo erblickt man um ſich herum gewöhnlich eine Gruppe elender, kleiner aus über einander gelegten Balken erbauter, vielfältig verfallener Hütten. Die Zwiſchenräume der Balken, welche an den vier Ecken des Hauſes in einander greifen, ſind gegen Wind und Kälte mit Moos und Werg aus-

geſtopft, die Wände aber niemals mit Brettern, Leim oder Kalk bekleidet. Das Hauptgebäude iſt mehrentheils das Wohnhaus, deſſen Dach durchgängig mit Stroh gedeckt iſt, ohne Schornſtein und Fenſter, und mit einer ſo niedrigen Thür, daß man nicht anders als gebückt hineinkriechen kann. Sie ſind alle nur ein Stockwerk hoch, und wenn der Beſitzer ein bemittelter Bauer iſt, ſo wird er höchſtens ſein Dach mit Brettern oder Schindeln decken. Unter einem Dache enthält dieſes Haus die ſchmutzige, niedrige, finſtere und vom Rauche ſchwarze Wohnſtube, die Dreſchtenne, den Pferde- und Viehſtall und ein kleines Vorhaus. Die Stuben ſind weiter nichts als finſtre Zellen, in denen das Elend herumſchleicht, ſtinkende Rauchkammern in welchen man erſticken möchte, weil kein einziges Haus eine Feuereſſe hat, durch welche ſich der Rauch hinausziehen könnte. Statt derſelben iſt unter der Decke über dem Ofen, oder an einer Seitenwand über der Thür ein Loch angebracht, wodurch der Rauch hinausgehen ſoll, aber nicht hinauszieht, ſobald der Wind nur einigermaßen entgegen iſt. Ordentliche Fenſter findet man an keinem einzigen Bauernhauſe, hier und da eine kleine Oeffnung bald mit, öfterer aber ohne Glas, das noch dazu, wenn ja welches darinn iſt, ganz gelb ausſieht. Schlöſſer oder Klinken an den Thüren ſind faſt gar nicht zu finden, und dieſe letztern

beſtehen häufig aus bloßen hölzernen Schiebern, mit denen auch meiſtentheils die Fenſteröffnungen verſehen ſind, die aber grade nur ſo gros ſind, daß man mit dem Kopfe durchkommen kann. Wo ja ordentliche Thüren ſind, macht man ſie ſo paſſend, daß ſie im Winter, wann ſie von der Näſſe quellen, nur mit einer gewiſſen Gewalt in die Thürſtöcke können gezwängt werden. Ferner iſt höchſt ſelten auſſer der Wohnſtube, auch nur noch eine einzige Kammer zu finden. Die übrigen Hütten beſtehen aus der Scheune oder Darr-Riege, einem Vorrathshäuschen, (dort Kleete genannt,) einem Schoppen, und bisweilen einer Badſtube. Von Küche und Keller weiß der Ehſte nichts. Er kocht im Ofen und bedient ſich ſtatt des Kellers einer Grube oder eines ſogenannten Dunks. Im Sommer errichtet er ſich auf ſeinem Hofe oder vor dem Hauſe eine von langen Stangen oben zugeſpitzte Hütte, unter welcher er kocht. Gewöhnlich hat alles ein ärmliches, verfallenes Anſehen, und man kann ſich kaum des tiefſten Unwillens erwehren, wenn man dabei an die ſteinernen Palläſte und ſchönen Wirthſchaftsgebäude der Herren dieſer gedrückten, leidenden Menſchen denkt. In naher Entfernung um die Dörfer herum, oft ſelbſt auch um die einzeln ſtehenden Häuſer, ſind die Felder der Bauern und etwa ein kleiner Wurzel- oder Kohlgarten, bisweilen eine Hopfenpflanzung,

 ſelten

ſelten ein Obſtgarten, Graſefleck oder Baumſchule.

Kommt man näher und geht ins Haus hinein, ſo iſt das erſte, was ſich gleich der niedrigen Thür gegen über unſern Augen darſtellt, eine hölzerne Bettſtelle; mit einem Strohſacke oder einer Häckerlingsmatratze, dem Unterbette des Ehſten, mit einem groben leinen Bettuche und einer Decke von dickem ſelbſtgewirkten wollenen Zeuge, Beiz dermann auch Wattmann genannt, die mehr einem Teppich als einer Bettdecke ähnlich iſt, bedeckt. Dergleichen ſtehen bisweilen mehrere, wenn die Familie zahlreich iſt, an den Wänden hin, denn oft wohnen und ſchlafen die Aeltern oder eigenthümlichen Beſitzer mit ihren verheiratheten Kindern und Kindeskindern, Knechten und Mägden, in einem einzigen ſolchen Verhältniſſe, daß man ohne Uebertreibung eher einen Stall als eine Stube nennen könnte, denn es wohnen mit ihnen Schweine, Enten, Gänſe und Hühner unter einem Dache. — Dieſem Bette zur Seite ſteht ein Tiſch mit einer Bank, ein Paar hölzerne, höchſtens aus Baſt, Stroh oder Rohr geflochtene Stühle, bisweilen eine Handmühle, und dann der übrige armſelige Hausrath, Tröge, Fäſſer, Eimer, Mulden, kleine Milchbutten, etliche Spinnräder, Keſſel, hölzerne Schüſſeln und Teller, ein [illegible], d. i. ein eiſerner keſſelförmiger Topf, des Ehſten einziges

ziges

ziges Kochgeſchirre, Beil, u. ſ. w. bei vielen auch noch ein Weberſtuhl. Der Ofen hat gewöhnlich weder Schornſtein noch Zugröhren, ſondern iſt mehr einem Backofen oder großen Kamin ähnlich, und der Rauch zieht alle durch die Stube zur offenen Thür hinaus, die ſo lange aufgemacht wird, als die Heitzung dauert, denn Fenſter ſind im ganzen Hauſe nicht. In dieſem Ofen macht der Ehſte ſein Feuer an, darinn bäckt, ſiedet, kocht und bratet er, da herum ſetzt er ſich auch, wenn er ſich wärmen will, und wählt ihn auch mit unter zu ſeiner Schlafſtelle. In dieſer Stube wimmeln denn nun nach Herzensluſt wie im Paradieſe unter einander der Hauswirth und ſeine Familie, die Knechte mit den Ihrigen, und Hühner, Gänſe und Enten, gar oft auch Ziegen, Schaafe, Schweine und Hunde in friedlicher Eintracht um die in die Wand geſteckten Kienſchleiſen, oder bei einen Zwielicht, das nie rechter Tag wird, weil die Helligkeit blos zur [illegible], oder im Winter durch eine vom Rauche ganz [illegible]gewordene und in eine Oeffnung eingeſetzte Scheibe fällt. Talg= oder Oellichter brennen ſie niemals, und die bis zum Erſticken mit Rauch angefüllte Stube macht viele vor der Zeit erblinden. Im Winter ſitzen ſie dann daheim, in ihre dicken Wämſe oder Schaaſpelze eingehüllt und im Sommer Weiber, Mädchen und Kinder in groben umgürteten Hemden, die Füße

ſie mit Baſtſchuhen bekleidet, oder barfuß, oder mit wollenen Tüchern und Schnüren äuſſerſt plump und ekelhaft umwickelt. Gleich an der Wohnſtube, unter demſelben Dache iſt dann der Pferde- und Holzſtall, auch wohl die Scheune und der Heuſchoppen. Statt der Lichte brennen ſie Spähne von Tannen- oder Birkenholz, das ſich leicht und dünn in die Länge ſpalten läßt, welche ſie zwiſchen die Fugen der Balken ſtecken, und die man hier Pergel, in manchen Gegenden Deutſchlands aber Schleißen nennt. Die kein Bette haben, d. h. keine mit Heu, Stroh oder Häckerling ausgeſtopften Säcke, machen eine Bank oder die bloße Erde zu ihrem Nachtlager, und nach ihrer gewohnten Faulheit, ſchlafen auch viele, beſonders im Winter, am Tage. Eine Bäurin hält ihr Kindbette oft nur auf einer harten Bank, und wenn ſie geſund und dauerhaft genug iſt, ſo iſt es etwas gewöhnliches, daß ſie den vierten Tag ſchon wieder an ihre Arbeit geht. Da dieſe nicht ſo ſchwer als der Männer ihre iſt, und ihre Beſchäftigung auſſer der Heu- und Aerndtezeit hauptſächlich in Spinnen, Weben, Stricken und in der Beſorgung der Haushaltung beſteht; ſo können ſie ſich freilich eher an Arbeiten von der Art wagen, als die zärtlichen Damen in der Stadt, die auch hier die leidige Gewohnheit haben, alle Kindbettbeſuche im Bette zu empfangen.

Ein

Ein auf einen oder mehrere in die Erde geram̃elte Pfähle genageltes Brett iſt der Ehſten gewöhnlicher Tiſch, und einige ſtroherne oder hölzerne Seſſel nebſt einer Lade und ſchlechtem Brodſchranke, ihr ganzes Möblement. Da findet man keinen Kachelofen, keinen ordentlichen Tiſch oder Stuhl, keinen feſten Schrank, keinen Spiegel, weder Kiſſen noch Vorhang, nichts als den unentbehrlichſten Hausrath, nichts was nur irgend einigen Wohlſtand vermuthen lieſe. Dafür erfüllen Rauch, Dünſte, Finſterniß, Brauhausſchwärze, Geſtank, Ungeziefer und Unreinigkeiten aller Art dieſe Löcher. Und hier iſt es, wo oft der Prediger, beſonders im Winter, bei ſeinen Lokalviſitationen, Katechiſationen und Krankenbeſuchen ſich ſtundenlang aufhalten, und alle jene mephitiſche Luft in ſich ſchlucken muß. Nicht beſſer ſind die hieſigen Schenken an den Straßen oder in den Dörfern, hier wie in Niederſachſen Krüge genannt, beſchaffen, obgleich darin ein oder ein Paar eigne für die Herrſchaften beſtimmte, ſogenannte deutſche Stuben, eingerichtet ſind. *) — Auſſerhalb dem Gehöfde haben viele Bauern eine, oder doch in jedem Dorfe eine gemeinſchaftliche Badſtube, die

*) S. weiter unten, wo ſie ausführlicher beſchrieben ſind.

die man auch bei einem jeden adlichen Hofe findet, welche ſie wöchentlich wenigſtens einmal beſuchen. Es iſt ihnen Bedürfniß, Dampfbäder zu gebrauchen, wodurch ſie Schweis, Unreinigkeit und Hautausſchläge entfernen. Neben und hinter dem Ofen iſt bisweilen noch ein ſteinernes oder bretternes Geſtelle, auf welchem die Leute ohne alle Betten oder Strohſäcke, blos in ihren Kleidern, höchſtens mit einer dicken Fliegendecke bedeckt, ganz ruhig ſchlafen. Ihre Wiege hängt gemeiniglich an einer elaſtiſchen Stange, die geſchwungen und hin und her bewegt werden kann. Es iſt weiter nichts als ein Korb oder eine geflochtene Wanne, in welcher einige Lumpen, oder Heu mit Linnen bedeckt liegen. — Ihre Küche, die auch zugleich zum Waſchhauſe dient, iſt im Sommer — unter freiem Himmel, denn da eſſen ſie faſt nichts als Milch und kalte Speiſen, im Winter iſt ihre Stube und der Heizofen die Küche. Die oben erwähnte beſondere Art von Küchen aus pyramidenförmig dicht aneinander gelehnten Stangen iſt wegen Feuersgefahr mißlich, aber ihr gewöhnlicher Leichtſinn in dem Gebrauche dieſes Elementes läßt ſie nichts fürchten. Zur Abhaltung des Regens legen ſie gemeiniglich zwiſchen die Stangen noch Moos und Baumrinde. Manche haben ſtatt der Oefen wohl gar Feuerheerde in den Stuben. Die näher an den Städten und auf den Höfen wohnen, führen

eine etwas beſſere Lebensart, und nehmen vieles von den Ruſſen und Deutſchen an.

In einem gewaltigen, aber höchſt widerlichen und auffallenden Abſtiche mit dieſen armſeligen Wohnungen, dürftigen Hausgeräthe und elenden Lebensart ſtehen dagegen die Palläſte der ſchwelgeriſchen und übermüthigen Unterdrücker der armen Bauern, mit Pavillons, Kunſt- und Prachtgärten, Zelten, Treibhäuſſern und allem Zubehör von koſtbarem Hausrath, und allen Erfindungen des Luxus und der Mode prangend, — gleichſam um dem Elende derer, durch deren ſauern Schweis und Blut dies alles für ſie erpreßt ward, öffentlich Hohn zu ſprechen, es ſie fühlen zu laſſen, daß man über ſie in Pracht und Wolluſt triumphire! — Und wenn man nun vollends ſiehet, mit welcher eiſernen Härte und kalten Unempfindlichkeit dieſe kleinen, dabei zum Theil herzlich dummen Despoten, die adlichen Gutsbeſitzer, den oft ſo drückenden Mangel, die nakte Armuth ihrer geplagten Sklaven anſehen, ohne ihnen zur Erleichterung ihres Elendes, von ihrem eigenen Ueberfluſſe, der im Grunde jener ihr mühſeliges Werk und ſaurer blutiger Erwerb iſt, auch nur das Mindeſte zufließen zu laſſen; und mit welcher Härte und Unmenſchlichkeit, mit welchem neidiſchen Eigennutze viele derſelben ſie zur Entrichtung ihrer ſchweren Abgaben, hier Gerechtigkeit genannt, (o ſanctum jus!

o sancta justitia! —) und zur Vollbringung ihrer harten Frohnarbeiten, vom frühen Morgen bis zum ſpäteſten Abend antreiben laſſen; dann ſchwillt einem die Bruſt von edeln gerechten Unwillen, das Herz eines jeden Beſſern und menſchlicher Geſinnten empört ſich gegen dieſe Barbaren, gegen ſolche ſchwelgende Sardanapale und gefühlloſe Unterdrücker ihrer Brüder, Nebenmenſchen und Mitunterthanen, in denen oft ein edleres Herz ſchlägt und beſſere Geſinnungen herrſchen; und man möchte der erſte ſeyn, der mit dieſen armen Opfern der Härte und Grauſamkeit gemeinſchaftliche Sache machte, ſich an ihre Spitze ſtellte, um des adlichen Despotismus ein Ende zu machen und ihn von Grund zu vertilgen. O Menſchlichkeit! o Tyrannei! —

Zu einer Ehſtländiſchen Wirthſchaft gehört, wie ich oben ſagte, auch die Badſtube und das Baden. Der Ehſte muß, ſo wie der Lette und Ruſſe, wenigſtens alle Woche einmal, meiſtentheils des Sonnabends, ein Dampfbad haben. Dieſe Dampfbäder ſind von ſo vortreflichen Wirkungen, und haben dabei für dieſe Nationen etwas ſo Angenehmes und Erquickendes, daß ſie ihnen unentbehrlich geworden ſind, indem ſie nicht nur die Haut, welche von der langen und harten Winterkälte eingeſchrumpft und verhärtet iſt, reinigen, weich und geſchmeidig machen, ſondern auch die Unreinigkeiten ſtärker

als

als das kalte Waſſer auflöſen, die dicken und katharraliſchen Säfte zertheilen, ein neues Gefühl von Leben und leichter Thätigkeit geben, kleine Hautausſchläge wegnehmen und Steifigkeit und Gliederſchmerzen heben. *) Die Ehſtländer halten dergleichen heiße Bäder in einem kleinen hölzernen Häuschen, das bei einem jeden Gute iſt, und gar häufig auch in den Dörfern gefunden wird. Es beſtehet aus einer Stube mit einem kleinen Vorgemache und niedrigen, ſelten mehr als einem Fenſter, oft nur bloßen Löchern, die gerade ſo viel Licht und Luft hineinlaſſen, als nöthig iſt, einander zu erkennen, ſich nicht zu ſtoßen und zu erſticken. Das Ganze iſt aus bloßen übereinander gelegten und mit Moos verſtopften Balken gebaut, wie die Bauernhäuſer alle ſind, und mit einem Strohdach bedeckt. In dem Vorgemache oder Seitenkämmerchen kleidet man ſich an, und in dem großen Zimmer, das düſter und ſchwarz wie eine Rauchkammer iſt, ſind die Badegefäße und das Kamin, ein großer von Steinen geſetzter Ofen, der ſtark geheizt und

*) Beſ. Hufelands vortreflichen Aufſatz: Erinnerung an die Bäder und ihre Wiedereinführung, in ſeinen gemeinnützigen Aufſätzen zur Beförderung der Geſundheit und des Wohlſeins. 1r Th. Leipz. 1794.

und zur Vermehrung der Hitze mit Waſſer beſprengt wird. Der Dunſt, Rauch und Qualm ſind daher ſo heftig, daß man erſticken möchte, beſonders wenn man es nicht gewohnt iſt. Die Badeweiber machen noch überdieß Feldſteine glühend and werfen ſie in große mit Waſſer angefüllte Zuber in der Badſtube. Dieſes, welches oft wiederhohlt wird, vermehrt die Hitze und den heißen Dampf. Einige Reihen breiter Bänke und ſteinerner Stufen, oft auch eine Art langer Tiſche, auf welche ſich die Badenden legen, und die oft bis an die Decke der Stube reichen, wo die Hitze am ſtärkſten iſt, etliche Zuber, Keſſel und Schöpfgeſchirre, machen das ganze Möblement dieſer elenden Hütten aus. Jetzt kommen die alten häßlichen Badeweiber und rufen den Badenden, nachdem ſie alle Zubereitungen zur Operation gemacht haben. Er muß ſich ganz entkleiden, und legt ſich auf die hole Tafel oder breite Bank, die mit Laube oder Stroh belegt iſt. In manchen Badſtuben ſteht auch ein langer tiefer Trog. Das Badeweib macht indeſſen einige Eimer kaltes, laues und warmes Waſſer zurechte, und vermehrt durch beſtändiges Waſſeraufſprengen den Dampf und die Hitze immer mehr. Dies geſchieht mit einen Strohbunde oder Birkenbüſchel, daran noch die Blätter ſind, Badequaſte genannt, Das angeſpritzte Waſſer fliegt ſogleich in dampfenden Dunſtwirbeln auf, weil ein unabläſ-

ſiges

ſizes Feuer im Kamin erhalten wird, und mithin die Steine brennend heiß ſind. Die obere Höhe der Stube wird dadurch weit mehr als der untere Theil erhitzt. Jetzt ſteigt das Badeweib zum Gerüſte hinauf, beſchmiert den Leib des Badenden über und über mit Seife, (die dieſer ſelbſt mitbringen muß, wenn er ein Deutſcher iſt,) reibt ihn ganz ſanft mit einem Büſchel von Birken- oder Eichenzweigen, dann mit leinenen oder wollenen Tüchern ſo lange, bis er blutroth an allen Theilen des Körpers wird. Hierauf liegt der Menſch einige Zeit wie in einer Ohnmacht, wird während derſelben mit einigen Güſſen lauen und dann kalten Waſſers überſchüttet, bis die Seife ganz abgeſchwemmt iſt, alsdann vollends mit Handtüchern abgetrocknet; nun ſteigt er herab, kleidet ſich wieder an und begiebt ſich in ein anderes Zimmer. Die Deutſchen eſſen hierauf eine Badeſuppe, die von Kräutern und andern wohlſchmeckenden, zu dieſer Zeit dem Körper zuträglichen Ingredienzien, bereitet iſt.

Dies iſt die Verfahrungsart des Badens bei Deutſchen, die ebenfalls wenigſtens monatlich einmal ein ſolches Dampfbad nehmen; und auch ſelbſt manche Ausländer gewöhnen ſich bald an dieſe Dampfbäder, und halten ſie für ſo ſtärkend und erquickend, daß ſie dieſelben nicht ſelten alle vierzehn Tage einmal gebrauchen. Beim Baden der Bauern gehet es aber viel ſchweiniger her, und mei-

meiſtens verrichten ſie obige Geſchäfte unter ſich ſelbſt. Die Deutſchen thun es auch ſelten, der Bauer alle Woche ein: auch wohl zweimal. Und bei dieſen iſt es etwas ganz gewöhnliches, daß ſie bald heißes, bald wieder kaltes Waſſer über ihre Köpfe ſchütten. Zuweilen ſchwellen ſie vor Hitze und Aufgedunſenheit, wollen erſticken und ohnmächtig werden. Da gehen ſie heraus an die Luft, kühlen ſich ab, ſchütten kaltes Waſſer über die Köpfe, tauchen ſich in einen Fluß oder Teich, ja ſie wälzen ſich wohl gar im Winter nackend im tiefen Schnee herum. Ich habe dies mehr als einmal geſehen, und ſage die lautere Wahrheit. Dieſes Schwimmen in eiskalten Bächen, oder das Wälzen im tiefſten Schnee mit erhitztem und hochroth aufgedunſenem Körper, ſchadet ihnen nichts, vielmehr fühlen ſie ſich aufs neue dadurch geſtärkt, und befinden ſich treflich darauf. Viele gehen nach dieſer Abkühlung aufs neue in die Badſtube und endigen ihr Bad damit, daß ſie abermals in den Schnee oder ins Waſſer gehen, und ſich hinein legen. Daher die unglaubliche Abhärtung dieſer Menſchen, die auch wohl noch darin ihren Grund hat, weil ſie von Jugend an zu aller harten Arbeit und zur Ertragung der Beſchwerlichkeiten des Lebens angehalten, nicht verzärtelt, in keine weichen erhitzenden Betten gepackt, und an Froſt und Hitze, Näſſe und Regen, Wind und Kälte gewöhnt

wöhnt werden. Sie gehen im Winter oft mit offner Bruſt und in ihren groben Wattmannsröcken, saktrillichenen Hemden und Hoſen, ohne Rückſicht auf die ſtrenge Kälte und im Sommer dagegen wieder bisweilen in ihrem Schaafspelze, ohne von dem einen oder dem andern Extrem die geringſte Unpäßlichkeit zu leiden, oder auch nur einmal zu fürchten. Sie genießen die dauerhafteſte Geſundheit, halten unglaublich viel aus, kennen eine Menge Krankheiten nicht, die uns foltern, und ſind mitten in ihrem Elende mit unter froh und vergnügt, wenn ihnen ihr Erbherr nur ſo viel läßt, daß ſie ſich einigermaßen des Lebens freuen können.

So elend als die Wohnung der Ehſtniſchen Bauern iſt, eben ſo mager iſt auch ihre Koſt. Im Sommer Milch und Butter, die erſtere theils ſauer, theils abgeſotten und gekäſet; *) im Winter ſaurer Kohl, Rüben, Möhren, Suppe von Grütze und elende Waſſerſuppen, darin Brodwürfel ſo ſchwarz wie die Erde ſchwimmen, Salz, Häringe und andere gemeine Fiſche

*) Das heißt hart zuſammengeronnene Sauermilch. Die Vornehmen, Deutſche und Ruſſen, eſſen ſie mit Rahm oder ſüßer Milch und Zucker vermiſcht. Dies iſt eine Lieblingsſpeiſe ächter, gebohrner Liefländer.

ſche, beſonders Strömlinge, — dieſe machen ihre Haupttraktamente aus, und ſie kennen kein anderes Gewürz als Pfeffer und Salz. Hülſenfrüchte, als Erbſen, Linſen und Bohnen, in bloßem Waſſer gekocht, ohne alle weitere Zubereitung; Mehlſpeiſen, Kartoffeln und Grützſuppen, ſind ihnen ſchon ein Leckerbiſſen, und Fleiſch kömmt noch ſeltener auf ihren Tiſch. Weißes Brod, Semmeln, Kuchen, Wecken halten ſie für etwas Delikates und das non plus ultra des Gütlichthuns. Ihr Hauptnahrungsmittel aber bleibt grobes Brod von geſchrotenem Roggenmehl, zwar ſchwarz und hart, aber kraftvoll, ſtärkend, nahrhaft und geſund. Aus demſelben und höchſtens noch etwas Milch oder einem Krug Bier dazu, beſteht oftmals ihre ganze Mittags- und Abendmahlzeit. Für den zarten Gaumen nicht daran gewöhnter Ausländer iſt es eine harte, rauhe, und wegen der ganzen und halben darinn befindlichen Körner, und der untermiſchten Hülſen, Spalzen oder Spreu, durch die es oft ſo trocken wird, daß es am Feuer brennt, eine ſtachlichte Nahrung, die im Halſe und Magen kratzt. Weil der Ehſte gemeiniglich nichts anders als jenes grobe Brod iſſet, ſo mag dies wohl die Urſache ſeyn, daß ſeine Zähne immer ſo weiß wie Elfenbein ſind. Wann die Bauern zur Stadt kommen und eben vor einer Häringsbude vorbeigehen; ſo bitten ſie viel-

fält

fältig um Erlaubniß, ihr bei ſich habendes tro⸗ckenes Brod in die Häringslauge eintauchen zu dürfen, welches für ihren Gaumen ein wahrer Leckerbiſſen, Erquickung und Labſal iſt. Man⸗che wiſſen auch eine Art Käſe zuzubereiten, die ihnen das ſchönſte Konfekt dünkt. Ueber alles lie⸗ben ſie geſalzene oder getrocknete Fiſche ihrer Seen und Flüſſe, die ſie ein wenig am Feuer bra⸗ten. Ich kann dabei ihre Art zu fiſchen, wie ich ſie bei Leal in einer Bucht, welche die See nahe bei dieſem Flecken macht, und auch ſonſt mehr geſehen, auch im Vorbeigehen ſchon ein⸗mal mit berührt habe, hier nicht wohl über⸗gehen. Dieſer Fiſchfang fällt in die Mitte des Aprils und iſt ein Hauptfeſt der daſigen Küſtenbe⸗wohner. Sie fahren gewöhnlich des Nachts auf eine gewiſſe Höhe des Meeres, um ihre Netze auszuwerfen. Sie bedienen ſich dazu kleiner lan⸗ger und kaum zwei Fuß breiter Böte, auch viel⸗fältig der Flöſſen, welche aus zwei bis drei an einander gefügten Balken beſtehen. Auf jedem derſelben machen ſie ein Feuer an, und ſo gleicht ihr Zug einer ſchwimmenden Illumination von Fa⸗ckeln und Laternen. Durch dieſe hell lodernden Feuer und deren blendenden Schein ſuchen ſie näm⸗lich die Fiſche herbeizulocken. Eine Menge Ton⸗nen, Fäſſer und andere Geräthe bedecken das Ufer, die ſie, wenn der Fang reichlich ausfällt, damit anfüllen. Sie arbeiten gemeiniglich die

ganze Nacht hindurch, und der Schein iſt ſo hell, daß man etliche Meilen weit den Glanz davon wie ein Feuerzeichen am Himmel ſieht. Den andern Morgen ſammeln ſie alles zuſammen, und bringen ihre Haabſeligkeiten nach Hauſe, oder verkaufen einen Theil davon gleich am Seeufer, dahin ſich viele der entfernter wohnenden Bauern, auch wohl Abgeſchickte von Höfen, einfinden. Ihre Geſchicklichkeit und Geſchwindigkeit bei dieſem ganzen Geſchäfte iſt auſſerordentlich. Auf eben die Art wird der Fiſchfang bei Pernau, vornämlich unter dem Gute Audern, das einen beträchtlichen Stintenfang hat, bei Narwa, Reval und Baltiſchport gehalten, und die Aerndte fällt gemeiniglich ſehr ergiebig aus. Sie eſſen ſie theils friſch, theils gedörrt, theils eingeſalzen, und manche haben ſich einen ſolchen Vorrath eingeſammelt, daß ſie mehrere Monate hindurch damit ausreichen.

Bisweilen müſſen ſie viel Hunger ausſtehen, in deſſen Ertragung ſie auch ſehr geübt ſind. Wenn ſie zur Wochenarbeit auf den Hof kommen, welches allemal Montags bald früh geſchieht, ſind ſie kaum auf vier Tage mit Brodte verſehen, das ſie in einem Sacke, welcher der Brodſack, (laibakoit) heißt, bei ſich haben. Manche bringen Dünnbier oder Milch in einem kleinen flachen Fäßchen mit, das ſie queer über den Rücken hängen, ſelten etwas mehr. Des Mor-

gens

gens um vier Uhr werden ſie zur Arbeit getrieben, an welcher ſie bis zu Sonnenuntergang bleiben müſſen. Weder Menſchen noch Pferde bekommen dabei das geringſte vom Hofe zur Nahrung, ſondern jeder muß ſelbſt für ſeine Beköſtigung und Futter ſorgen. Gewöhnlich halten ſie dreimahl des Tages Mahlzeit, des Morgens um acht, Mittags um zwei, und Abends um ſieben Uhr, wobei ſie ſich blos nach der Sonne richten, denn kein Dorf, kein Thurm hat eine Uhr. Da ſie nie nach Hauſe gelaſſen werden, alſo weder Mittag noch Feierabend machen, ſo ſetzen ſie ſich in den Wald, an einen Buſch oder Zaun, und verzehren da ihr Bischen trockenes Brod mit der größten Behaglichkeit, während die Pferde auf die Weide gehen, und das dauert jedesmahl eine Stunde. Auch die ganze Nacht hindurch werden die Pferde auf der Weide gelaſſen, da denn manches eine Beute der Wölfe wird, zumal die Füllen, welche ſie gewöhnlich mitnehmen, weil die Stute nicht nach Hauſe kommt. Viele halten ihre Mahlzeiten im freien Felde, wobei die Erde ihr Tiſch, das Gras ihr Teppich und der gewölbte Himmel ihr Zelt iſt, eſſen auch mit unter allerlei wilde Früchte, Heidel- Erd-Strick- Graans- oder Moosbeeren, und dergl. die ſie ſich im Walde ſuchen. Des Nachts, ſelbſt mitten im Sommer, liegen ſie unter freiem Himmel, und kehren ſich an keine Mücken,

Bremſen oder andere Inſektenſtiche, ſondern machen ſich ein Feuer an, braten ſich Fiſche, lagern ſich rings um die lodernde Flamme herum und rauchen ihre Pfeife, oder verſchlingen mit Schwatzen und unter den gröbſten Späſſen und Poſſen, wie halbe Wilde, ihre kärgliche Mahlzeit. Sie nehmen ſich dabei nicht einmahl immer die Mühe, das Feuer nachher auszulöſchen, ſondern gehen davon und laſſen es brennen, wodurch oft die verwüſtendſten Waldbrände entſtehen. Es iſt ein ganz eigner, ſonderbarer und einem Fremden nicht wenig auffallender Anblick, ſo eine Geſellſchaft freſſender Menſchen zu ſehen, die, wie Alles, ſo auch dies, mit Leidenſchaft und einer gewiſſen Heftigkeit und unerſättlichen Begierde thun. Zu Hauſe, noch mehr aber bei der Hofsarbeit, geſchiehet es äuſſerſt langſam und mit abſichtlicher Trägheit und Innehalten zwiſchen jedem Biſſen, damit nur die beſtimmte Stunde hingehe, welche ſie von der Arbeit diſpenſirt. Sind die vier Tage um, ſo iſt auch das wenige Brod, das ſie mitbrachten, und womit ſie bisher bei ihrer ſauren Arbeit den Magen nothdürftig befriedigt hatten, aufgezehrt. Der Amtmann oder Kubjas, wer eben die Aufſicht über ſie hat, erläßt nichts von der Arbeit: dann ſind die armen Leute oft genöthigt, des Nachts zu ihren benachbarten Mitbrüdern herumzulaufen und um ein wenig Brod zu betteln,

damit

damit ſie nur des Hungers ſich erwehren. Iſt die Arbeitswoche zu Ende, ſo ſind beides, Menſchen und Pferde auch meiſtens ſo abgemattet, daß ſie kaum mehr ſtehen können; und doch werden ſie den Sonntag ſchon wieder zu neuen Frohnen beſtellt, die mit dem frühen Montagsmorgen ihren Anfang nehmen. Die Weiber und Kinder haben indeſſen zu Hauſe auch gehungert. Selten wird einer Familie das Glück, daß ſie ſich alle zuſammen recht ſatt eſſen können, es müßte denn im Herbſte ſeyn, da ſie noch Vorrath von der Aerndte haben. Im Frühjahre und im Sommer kaufen viele in den Städten den Bäckern die Kleyen ab und verbacken ſie zu Brod, ſie müßten denn einen milden Herrn haben, der ſie unterſtützt: dagegen andere oft vergebens von ihren Herrſchaften Brod betteln, und die es ja erhalten, müſſen nach der nächſten Aerndte ihren Vorſchuß mit Wucher erſetzen. Daher ſehen die meiſten mit ihrem Vieh vom Hunger wie ausgemergelt aus, und das letztere dünget oft ihren Acker mit ſeinem Aaſe.

Ihr gewöhnliches Getränk iſt bloßes Waſſer. So lange Korn da iſt, brauen ſie auch Bier, das aus allerlei Gattungen Getraide zuſammengeſetzt und oft ſchlecht genug iſt. Auſſerdem wiſſen ſie ſich noch ein Getränk aus Waſſer und wilden Aepfeln zuzubereiten. Birkenwaſſer iſt ſchon ein Nektar für ſie, und wird ſelbſt von den

Vornehmern mit Appetit getrunken, weil es ein lieblicher, kühlender Trank iſt. Vom Brannte⸗wein ſind ſie große Freunde, und wenn ſie ſich Sonn⸗ und Feſttags einmal etwas zu Gute thun wollen, ſo gehen ſie mit ihren Weibern und Kindern in einen Krug und trinken ſich da im Biere oder Branntewein recht ſatt; mehrentheils müſſen ſie aber dann von ihren Weibern nach Hauſe geführt werden, die ſie dafür tüchtig aus⸗ſchelten. Viele kehren auch aus den Städten, wo ſie eben Einnahme hatten, berauſcht zurück und bringen den Geldbeutel leer mit nach Hauſe. Der mäßigere und ordentliche Wirth aber, läßt ſich ſein Bier oder Branntewein hohlen. Die ganz Armen nehmen mit Dünnbier oder Kovent vorlieb. Der Branntewein wird überhaupt im ganzen Lande ungemein geſchätzt, und es iſt wohl ſchwerlich ein Haus, wo nicht welcher zu jeder Zeit zu finden ſeyn ſollte. Es iſt ſogar in den beſten Häuſern, ja ſelbſt bei den vornehm⸗ſten Perſonen adlichen und bürgerlichen Standes durchgängig die Gewohnheit, ſowohl in Städ⸗ten als auf dem Lande, daß man allemal vor Tiſche ein Gläschen abgezogenen ſüßen Brannt⸗wein trinket und etwas dazu iſſet, entweder Back⸗werk oder Brod mit Hering, Lachs, Servellat⸗wurſt u. dergl. Man nennt dies dort zu Lan⸗de ein Schälchen, weil ſonſt der Schnapps aus kleinen gläſernen Schalen iſt präſentirt wor-

den,

den, und ein Schälchenglas iſt ſo viel als ein Branteweinsglas. Für einen Fremden klingt es anfangs ſeltſam und wunderlich, wenn man unmittelbar vor der Mittags- und Abendmahlzeit gefragt wird: „Iſt Ihnen ein Schälchen gefällig?“ und es hat mich viele Ueberwindung gekoſtet, ehe ich mich an dieſen und ähnliche ſonderbare Ausdrücke habe gewöhnen können. So wie nun der Branntewein ſelbſt in den Häußern der Großen eine willkommene Sache iſt, ſo iſt er dieſes noch vielmehr für den Bauer, und gegen Darbietung oder das Verſprechen eines Schälchens oder Branntweingeldes iſt er zu allem erbötig, und wird aus dem trägſten und unbehülflichſten der hurtigſte und dienſtfertigſte Menſch. Er trinkt ihn als Labung oder zur Stärkung, ja oft als eine Arzenei wider alle Krankheiten, verfällt aber gemeiniglich in die entgegengeſetzte Wirkung, ſo, daß man alle Tage und auf allen Straßen betrunkene Bauern zu ſehen bekommt. Selbſt die Kreiſende trinkt ſich nach überſtandener Entbindung, (die faſt ohne Schmerzen erfolgt, indem die meiſten ihre Kinder nur ſo von ſich ſchütteln,) nach einem kurzen vorübergehenden Schauer; nachdem ſie den Erſtling ihrer Liebe an ihre Bruſt gedrückt hat, in einen Glaſe Branntewein neue Kräfte, und geht nach zwei oder drei Tagen, bisweilen nach eben ſo viel Stunden, wieder an ihre Arbeit. An Sonn- und

Feſt-

Feſttagen ſiehet man ſie ſchaarenweiſe nach den Krügen wallfahrten, den einzigen Oertern ihrer Freude und Erholung, einander auf der Straße ein Schälchen bieten, und, wenn der Beutel leer iſt, jeden Vorübergehenden um ein Schälchen oder Biergeld anſprechen. Doch ſind auch manche Männer ſo vorſichtig, der Frau den Beutel und die Herrſchaft einſtweilen auf ſo lange Zeit zu überlaſſen, als ſie im Angeſichte der Branntweinflaſche ſind, theils um allen Verführungen zu entgehen, und wenigſtens ſich nicht bis zum Liegenbleiben zu beſaufen; theils aber auch bei entſtehenden Händeln eine Vermittlerin oder Beſänftigerin bei der Hand zu haben, die mit unter die Gerechtſame ihres Gatten mit gewaffneter Hand, der es nie an Nägeln fehlt, und mit der Stimme oder Liſt, nachdrücklich zu vertheidigen weiß; ein Geſchäft, das die Weiber dann eben ſo gemeinſchaftlich als bei uns übernehmen und ausmachen. — Wenn ſie eine Weile im Kruge geſeſſen haben und der Branntewein ſchon in die Köpfe zu ſteigen anfängt, dann berathſchlagen ſie ſich oft unter einander, wie ſie ihre Herrſchaften beſtehlen wollen. Sie halten dies eben nicht für etwas Unrechtes, weil ihrer einfältigen Meinung nach das Land ihnen zugehöret, und es ihnen die deutſchen Ritter unrechtmäßiger Weiſe und mit Gewalt abgenommen haben. Darum ſtehlen ſie auch am liebſten von den

Pro-

Producten des Landes, beſonders Korn und Holz aus ihres Herrn Kleete *) und Walde.

Die Ehſtniſchen Erbbauern haben, ſo wie die Ruſſen und Letten keine eigentlichen Familien- ſondern bloße Taufnahmen; nur bei ihrer Freilaſſung nehmen ſie die erſtern, gemeiniglich von irgend einem merkwürdigen Umſtande ihres Lebens, der Zeit oder des Orts, an. Ehedem mögen ſie wohl eine Art von Geſchlechtsnahmen unter ſich gehabt haben, welches noch ihre Gewohnheit, ſich nach einem ſeit langer Zeit von ihren Vorfahren beſeſſenen und auf ſie fortgeerbten Stücke Landes, oder nach ihres Vaters einem Vornahmen, benennen zu laſſen, vermuthen läßt. Jetzt ſteht allezeit der Taufnahme zuletzt, und des Vaters, Wirths oder Geſindes Nahme voraus; z. B. einer heißt Juan, (Johann) und wohnt auf einem Stücke Landes oder in einem Geſinde, das Paddre heißt; ſo nennt er ſich Paddre Juan, d. h. Johann aus dem Paddreſchen Streugeſinde; **) und ſein Sohn Paddre Juan Pong, (Sohn.) Mutta Tönnis, (Anton,) iſt alſo ſo viel als Anton, der auf

einem

*) Kornſpeicher, Getraidemagazin.

**) Iſt ein einzeln ſtehendes Bauernhaus mit ſeinen umliegenden Feldern und Heuſchlägen.

einem Stücke Landes wohnt, das Muttā heißt, und Mutta Tönno Pong iſt ſein Sohn. Gerade ſo machen es auch die Ruſſen. Dieſe haben auch keine Geſchlechtsnahmen, z. B. der Vater heißt mit ſeinem Taufnahmen Peter und der Sohn Paul; ſo nennt ſich der letztere zum Unterſchied Paul Petrowitſch, d. i. Paul, Peters Sohn: heißt der Vater Paul und der Sohn Peter, ſo nennt ſich dieſer Peter Paulowitſch, d. i. Peter, Pauls Sohn. So auch Chriſtian Heinrichs Sohn; Friedrich Wilhelms Sohn u. ſ. w. wie dies wirklich manche Deutſche nachthun. Wird einem Hauswirthe eine andere Wohnſtelle angewieſen; ſo verändert er gemeiniglich nach dieſer ſeinen Namen; auch die Knechte nennen ſich nach jedem Wirthe, dem ſie dienen, und die Lostreiber, d. h. ſolche Erbbauern, denen von ihren Herrn kein gewiſſes Stück Land angewieſen iſt, ſondern die ſich in Wäldern und Büſchen anbauen und ſich als Tagelöhner nähren, nach ihrer Waldſtelle. So viel neue Wirthe angeſetzt werden, ſo viel neue und andere Nahmen. Was die Ehſten in ihrem Heidenthum für Nahmen gehabt haben, iſt mir unbekannt. Ihre jetzigen Taufnahmen ſind ſämtlich chriſtlich und aus dem Deutſchen genommen, nur nach ihrer Sprache etwas verändert, als: Adam heißt bei ihnen Ado; Wilhelm Willem; Georg Jüri

ri; Anna An oder Anno; Regina Rina; Katharina Kaddri oder Kai; u. ſ. f. — Hier und da wohnen auch unter ihnen Deutſche, die ſich zwar nach Deutſcher ländlicher Weiſe eingerichtet haben und beſſer wohnen; aber von Zeit zu Zeit vieles von Ehſtniſchen Sitten und der Landwirthſchaft angenommen haben und ganz verbauert ſind, ohne daß deswegen die Ehſtniſchen Landleute etwas von ihnen angenommen hätten.

Im Geſange und in der Muſik ſind die Ehſten eben nicht ſehr delikat oder eigenſinnig, und beides kann nicht anders als ſehr einfach und lärmend ſeyn, weil ſie weder für Harmonie noch Melodie Gehör oder reizbare Fibern haben. So bizarr, ſchreiend und klinklangmäßig indeſſen ſowohl Inſtrumental- als Vokalmuſik iſt, ſo iſt beides dennoch ein weſentlicher Theil ihrer Vergnügungen, und ohne Geſänge und Dudelſack kennen ſie kein Vergnügen und keine Freude. Die erſtern gehören insgemein dem weiblichen Geſchlechte, auf den letztern legen ſich mehr die Männer. Nicht nur bei ihren Hochzeiten, Kindtaufen, Spielen und dem Talkus oder Aerndtefeſte ſchreien und krächzen die Dirnen ihre behagliche Zufriedenheit mit vollem Halſe aus, und hüpfen und ſpringen nach dem pfeifenden Dudelſacke, ſondern der letztere wird auch ſogar bei ihrer Feldarbeit, insbeſondere beim Kornſchneiden gebraucht, und man ſieht da nicht ohne Vergnügen, wie eine

Menge

Menge Schnitter und Schnitterinnen nach dem Takte des blaſenden Lieblingsinſtruments reihenweiſe das Korn mit hurtigerer Fauſt niederſchneiden. Ohne denſelben geht es noch einmal ſo langſam. Daher läßt auch jeder Gutsherr immer mit dem Dudelſack hinter die Schnitter her blaſen, ſo lange die Aerndte auf den Hofsfeldern dauert, und man muß es ſelbſt ſehen, wie ſchnell alles dabei vom Flecke rückt. Dieſes bei den Ehſten vermuthlich ſchon ſehr alte Inſtrument wiſſen die meiſten ſelbſt zu verfertigen, und es hat für ſie einen ſolchen lockenden Reiz, daß alles zuſammenläuft, hüpft und ſpringt, als wenn ein neuer Athem in ſie führe, ſobald ſie es nur irgendwo tönen hören. Doch iſt der Zulauf immer auf die Feſttage in den Krügen am ſtärkſten. Durch die Deutſchen haben ſie auch die Violine und die elende liegende Harfe kennen gelernt und angenommen. Viele ſind darin Autodidakti; und ſie ſpielen oder vielmehr kratzen ſie, daß man ſchier die Ohren zuhalten möchte. Bisweilen ſind ſie die einzigen Begleiter ihres Lieblingsinſtruments, des Dudelſacks, mit welchem der Spieler alles Anſehen und jede Kaprice unſrer Maras und After-Vanhalls zu verbinden weiß. Es iſt ein wahrer Jubel, einem ſolchen ländlichen Feſte, wo Dirnen und Kerle nach dem Kreiſchen dieſer lieblichen Inſtrumente ſich in wirbelnden Kreiſen herumſchwenken, zuzuſehen, und man vergiſſet

da

da eine Zeitlang des Elends, das die armen jetzt vor Freude trunkenen drückt, der Arbeiten und Aufopferungen, durch welche ſie ſich die ärmliche Luſt erkaufen. Manche haben wirklich ein ziemlich gutes muſikaliſches Gefühl und gerathen in Entzücken, wenn ſie ein Forte-Piano oder Klavier hören. So habe ich einen ſogenannten primees, d. i. einen freigelaſſenen Ehſten, gekannt, der jedesmal, wenn er eine Mozartſche vierhändige Sonate ſpielen hörte, hüpfte, ſang und ſprang, ſich das Inſtrument öffnen und die Bauart deſſelben mit vieler Aufmerkſamkeit erklären ließ. Eben derſelbe hat ſich nach eigner Erfindung eine liegende Harfe verfertigt, auf der er Ehſtniſche Tänze und Chorale ſpielt. — Zum Singen haben manche unter ihnen, zumal unter dem weiblichen Geſchlechte, gute natürliche Anlage und feine Stimmen, denen blos die Ausbildung fehlt. Sie ſingen immer einſtimmig in zwei abwechſelnden Chören, ſo, daß jede Zeile, welche der erſte Chor abſingt, von dem andern wiederhohlt wird, welches oft mehrmahls geſchieht. Sie haben, beſonders bei ihren Hochzeiten, viele Lieder und Melodien, die meiſten davon ſind aber unverſtändlich. Einige habe ich im Vorhergehenden angeführt. — Ihre Tänze ſind die luſtigſten von der Welt. Ohne Unterſchied paart ſich dabei Jung und Alt, Männer, Weiber und Kinder, Burſche mit Burſchen,

Mäd-

Mädchen mit Mädchen. Sie drehen ſich immer in einem Kreiſe, und ein Paar folgt hinter das andere ohne Abwechſelung. Sie haben $\frac{3}{8}$ Takt, machen kleine, etwas ſchleppende Schritte, und bei dem dritten ſtampfen ſie allemal etwas ſtärker auf die Erde. Stolz ſind ſie, wenn ein Deutſcher ihnen die Ehre anthut, und einmahl mit ihnen herumhüpſt, ſauerſehend aber, wenn einer, den ſie zum Tanz aufforderten, es ihnen abſchlägt. Es iſt daher nichts Ungewöhnliches, bei ihren ländlichen Feſten, Hochzeiten und vornämlich bei dem Aerndtefeſte, Fräuleins und junge Herren ſich unter ihre tanzenden Reihen mit einmiſchen zu ſehen. Der Geſchmack der meiſten Deutſchen auf dem Lande, ſelbſt in adlichen Häußern, in der Muſik, iſt größtentheils nach dem Ehſtniſchen Nationalgeſchmack gemodelt, und, mit Ausnahme einzelner Häußer, noch auf einer niedrigen Stufe; Polonoiſen, Deutſche und Engliſche Tänze, vornämlich Walzer, Arien und andere kleine Handſtücke, werden bei weiten großen ernſthaften Sachen, als Sonaten, Opern, Oratorien, Konzerten ꝛc. vorgezogen. Alles muß luſtig klingen; bei klagenden, ſanften, weichen Tönen entfernt ſich jedermann von dem Klaviere.

Die **Kleidung** der Ehſten und Ehſtinnen, davon ich ſchon hier und da im Allgemeinen erwähnt habe, will ich jetzt etwas genauer zu beſchreiben

ben verſuchen. Ganz im Detail kann ich es nicht, denn jede Gegend hat ihre beſondere Moden, welche Göttin auch hier tyranniſirt: daher ich mich nur auf die, welche ich kenne, und auf die Gegenden, wo ich ſelbſt geweſen bin, einſchränke. Die eigentliche allgemeine Kleidungsfarbe durch ganz Ehſtland bei dem männlichen ſowohl als weiblichen Geſchlechte, iſt braun, und die Nationaltracht ſind lange von der ſchwarzen und dunkelbraunen Wolle ſchwarzer und brauner Schaafe gewirkte Kleider. Nicht nur das ſehr grobe Zeug, Wattmann genannt, das nicht viel beſſer als Filz iſt, ſondern auch die Röcke, Weſten, Kamiſöler und Beinkleider, Weiberröcke und Wäſche, verfertigen ſie alle ſelbſt, und weil alles ſehr weit, plump und ſchlotterig gemacht, die Farbe dunkel und ihr ganzer Anzug gemeiniglich mit Staub bedeckt iſt; ſo giebt ihnen dies, verbunden mit den harten Strapazen und den Falten gedrückter Menſchheit, vor der Zeit ein altes runzliches Anſehen; und da es durchgängig die Gewohnheit iſt, daß nur junge Kerle ſich ſcheeren, Männer hingegen gleich nach der Verheirathung den Bart wachſen laſſen; ſo ſieht ein vierzigjähriger Mann oft wie ein ſiebzigjähriger Greis aus. Die ganze Kleidung iſt immer ſchlecht, meiſtens ſchmuzig und oft, beſonders zu Hauſe, plunderig und zerlumpt. Weſte und Hoſen ſind von demſelben groben Raſch, und alles zuſammen kommt etwas

über

über zwei Rubel. Der Rock ſowohl bei Mannes⸗ als Weibsperſonen iſt aus drei Stücken, zwei Vorder⸗ und einem Hintertheile, zuſammen genähet, plump ausgeſchnitten, ohne Futter und und Steiſe, mit ſpitzigen Aermeln. Sehr gern gehen ſie mit zwey Röcken über einander, wenn es auch mitten im heiſſeſten Sommer iſt, ja manche haben ſogar ihren Schafspelz darunter, und den groben Rock darüber. Vorn knöpfen ſie ſie mit ſelbſtgemachten bleiernen Knöpfen zu. Zu ihrem Pelz brauchen ſie fünf bis ſechs Schaafsfelle: ſowohl Mannes⸗ als Weibsperſonen tragen ſie nach einerlei Form und Zuſchnitt. An den Nähten und Ausſchnitten beſetzen ſie dieſelben mit rothem oder ſchwarzem Leder. Ihre Strümpfe ſind von eben ſolchem ſchwarzbraunen und ſehr groben Garne geſtrickt. Viele umwickeln ſtatt derſelben die Füſſe mit leinenen und wollenen Lumpen; zuweilen ſind dieſe Lumpen über die Strümpfe gewickelt, entweder zum Staat, oder um die Strümpfe zu ſchonen, und im Winter zu beſſerer Wärme, welches aber den Füßen ein ſchlotteriges ekelhaftes Anſehen giebt. Zur Bedeckung des Kopfs im Winter bedienen ſie ſich der gewöhnlichſten ſchlechten deutſchen Pelzmützen; im Sommer runder, meiſt niedergeſchlagener Hüte. Alle tragen über den Rock einen ledernen oder gewirkten wollenen bunten Gurt, der bei den Unverheiratheten mit vielen meſſingenen Schnallen beſetzt iſt.

iſt. Und dieſe Kleidung iſt auch des Ehſten ge-wöhnliches Bettzeug. Er legt ſich in denſelben Kleidern ſchlafen, in denen er des Tages über arbeitete, auf eine harte Pritſche, oder auf ein Bettgeſtelle, auf welchem ein Bund Stroh aus einander gemacht liegt, das mit einem groben reibenden Tuche bedeckt iſt. Selten hat er ein mit Heu oder Stroh ausgeſtopftes Kiſſen, und Federbetten kennt er gar nicht. Denn ob er gleich Gänſe, Enten ꝛc. genug hat, ſo verkauft er die Federn davon doch lieber in die Stadt oder an ſeinen Hof, als daß er ſie zu ſeiner eigenen Bequemlichkeit anwen-den ſollte. Wie es mit der Wäſche bei den meiſten beſchaffen ſei, kann man aus der Aeuſſerung man-cher Herrſchaften ſchließen, welche meinen, daß der Bauer nicht mehr als zwei Hemden brauche, eins in die Wäſche und eins auf den Leib.

Die Weiber und Töchter dieſer Leute tragen ebenfalls Kleider und Röcke von demſelben groben Wattmann und brauner Farbe, an Form und Zuſchnitt nur wenig von der männlichen unterſchie-den. Ihre Oberröcke ſind eben ſo von einem Hinter- und zwei Vordertheilen gemacht. Die Unterröcke ſind wie der Deutſchen Bäuerinnen ih-re, nur länger und mehr gefaltet. Die Wohl-habendern und Angeſehenern von ihnen beſetzen ſie mit Borten oder Treſſen von ächtem oder unächtem Golde, welches für den größten Staat gehalten wird. Bei feierlichen Gelegenheiten hängen ſie in manchen Gegenden, vornämlich des Rigiſchen

Gouvernements, im Pernauſchen, Dorpatſchen u. ſ. w. noch eine weiſe wollene oder leinene Decke über die Schulter, und ein Mädchen, das eine Braut iſt, behängt ſich vorn und hinten mit einem Stücke Leinwand, in welches Blumen, Vögel und allerlei Figuren recht fein geſtickt ſind, das ſie gemeiniglich vom Gutsherrn oder der gnädigen Frau zu bekommen pflegt. Die Mädchen gehen mit fliegenden Haaren im bloßen Kopfe, zum Unterſchied von den verheiratheten Weibern, welche Hauben tragen. In einigen Gegenden flechten ſie die Haare in unterſchiedliche Zöpfe zuſammen, die ſie dann um den Kopf winden. Die erſtern haben um den obern erhöhtern Theil des Kopfes weiter nichts als ein Stück zuſammengerollte, mit Taffent, Atlas oder Stoff überzogene, und mit Spitzen, Treſſen oder Borden umnähte Pappe, die ſie wie allen Flitterſtaat, überaus lieben. Dieſer Kopfſchmuck ſiehet einem Kaskett nicht unähnlich, und kleidet eine junge rothwangige Brünette, die beinahe alle Ehſtniſche Bauernmädchen ſind, gar nicht übel. Man nennt ihn einen Pärk, er iſt oben auf dem Wirbel des Hauptes offen, forn nach der Stirn zu hoch wie ein Schild, hinten aber etwas niedriger und eingebogen. Mit dieſer leichten Kopfbedeckung gehen ſie auch im ſtrengſten Winter herum. Des Sonntags ſtecken ſie hinten lange und vielfarbige ſeidene Bänder daran, die ſie bis über

die

die Schultern herab fliegen laſſen, und die ihnen ein leichtfertiges, lüſternes Anſehen geben. Hofmädchen gehen auch wohl in der Woche ſo. Zum täglichen Gebrauch tragen ſie, beſonders die Dorfsmädchen, ein von Stroh geflochtenes, oder rohes wollenes drei Finger breites Band. Die Verheiratheten hingegen tragen zwar ordentliche dreitheilige Hauben, aber ſie laſſen demohngeachtet die Haare darunter lang herverhängen, welches etwas ekelhaft ausſieht: manche flechten ſie darunter. Viele beſetzen ihre Hauben mit Spitzen, ja wohl an Höfen mit Gold; und Silbertreſſen; im Winter tragen die meiſten Pelzmützen. Uebrigens ſind die Trachten faſt in jedem Kreiſe anders. In einigen Gegenden haben ſie noch eine ganz beſondere wunderliche Art von Hauben, die aus einem Stücke weiſer Leinewand beſtehen, ganz ſpitzig ſind, beinahe wie eine Harlekinskappe gerade in die Höhe ſtehen, die Haare auf dem Wirbel in einen Knoten faſſen, und wie ein weiſer Zuckerhut ausſehen. Andere ſind ebenfalls von Leinewand gemacht und hängen vermittelſt eines Pappenſtreifs faſt eine Elle lang auf dem Rücken glatt herunter. Der Streif iſt ziemlich breit, und die ihn überziehende Leinwand ausgenäht und am Ende mit Treſſen, Flittern oder Franzen beſetzt. Darüber binden ſie oft noch einen langen ſchmalen Streif Leinwand, davon ein Zipfel herunter

hängt, und vor die Stirn eine unächte Treſſe. Eine andere Art von Hauben iſt die, da ſie ein Stück Leinwand pyramidenförmig in lauter kleine dichte Falten legen, daß es am Ende ganz ſpitzig und fein gefaltet iſt. Dieſes beſetzen ſie forn, wo es auf dem Kopfe ſitzt, ebenfalls mit Treſſen, Flittern, oder nähen es aus, (meiſtentheils laſſen ſie es von deutſchen Nähterinnen machen, für welche dies eine Art von Erwerb iſt,) und den ſpitzigen Zipfel laſſen ſie hinten über den Nacken herunter hängen, ſo daß eine junge Frau von zwanzig Jahren ſo altväteriſch wie eine Matrone ausſieht. Des Sonntags, wenn ſie zur Kirche und beſonders zur Kommunion gehen, binden ſie noch eine Serviette um den Kopf, welche die ganze Stirn bedeckt und hinten bald in einen, bald in zwey Zipfeln längſt der Schulter herabhängt. Dies thun ſie durch ganz Ehſtland, und es ſieht, wenn die Kirche aus iſt, gerade ſo aus, als wenn man ein Heer ſogenannter Leideweiber ſähe. Die Hauptabſicht davon iſt wohl, die geſtickten Hauben zu ſchonen und für Staub, Rauch und Regen zu ſchützen.

In der Woche bei der Arbeit, tragen Weiber und Mädchen im Winter und Sommer Gurte von Zwirn oder Wolle über das Hemde oder Brüſtchen, (um mich dieſes deutſchen Bauern⸗Wortes zu bedienen,) winden ihn etliche mahl um den

Leib,

Leib, und ſchlafen auch wohl in demſelben. Weil ſie ihn oft bis unter den Buſen ſehr feſt zuſammenſchnüren und ſo die Brüſte herauspreſſen, ſo ſehen ſie recht dünn und ſchlank aus. Halstücher lieben ſie nicht; die ſind ihnen zu enge, ihr voller Buſen will Luft und Raum haben. Deſtomehr lieben ſie dafür andern Bruſtſchmuck. Um den Hals hängen ſie Schnüren mit Korallen, Glasperlen, Zahlpfennigen, auch wohl Gold- und Silberſtücke. Auf der Bruſt tragen ſie ein ſilbernes Schild, das rund und ohngefähr ſo groß wie die Mündung eines Bierglaſes iſt, in welches allerlei Figuren gegraben ſind. Dieſes Schild hängt von der Halskette an einem ſilbernen Ringe herab, und alles dieſes, wozu oft noch eine Menge alter Rubel und Thalerſtücke kommt, klingt und klappert im Gehen dergeſtallt, daß man von weitem ein mit einem Geläute behängtes Pferd zu hören glaubt. Der Ruſſe trägt ſtatt dieſes Schildes ein Kruzifix oder eines Heiligen Bild von Silber, Blei oder Meſſing. Die Ehſten nennen es in ihrer Sprache Prees, die Deutſchen Pater. Unter jenen verſteht man aber mehr eine Spange oder kleine Bruſtſchnalle, welche das bei Manns- und Weibsperſonen vorn ſehr weit aufgeſchlizte Hemde zuſammenhält. Der Pater thut dieſelben Dienſte, gehört aber blos für Weibsperſonen, um das vom Buſen emporgetriebene Hemde zuſammen zu halten. Auſſerdem

dem ſchmücken ſie ihre Bruſt noch mit mancherley anderm Staate, Goldflittern, Schellen von Silber und kleinen runden ſilbernen Platten. Die Schellen ſind ſilberne Kugeln, mit allerlei darauf gegrabenen Figuren, inwendig hohl und in der Größe der kleinen Kinder⸗Spielkugeln. Man nennt ſie auch Krellen. Sie hängen vom Halſe über die Bruſt in langen Schnüren, dazwiſchen der Pater oder auch wohl angeöhrtes Geld hängt, daher das arge Geklappere. Der Pater hat oftmals auch in der Mitte ein durchbrochenes Kreuz. Er ſchließt gemeiniglich jene Schellenſchnüre und liegt in der Gegend des Nabels. Der Name mag vielleicht daher rühren, weil man ihn in den katholiſchen Zeiten am Paternoſter trug. Rechnet man allen dieſen Schmuck zuſammen, ſo trägt manche Ehſtin über 30 Rubel an ſich; ärmere bedienen ſich aber ſtatt des Silbers einer meſſingernen verſilberten Platte und ſelbſt gegoſſener bleierner Thaler oder Rechenpfennige. (Man ſehe die beiden Titelkupfer.)

Ihre Fingerringe ſind, wie leicht zu vermuthen, ſchlecht, und doch halten ſie viel darauf. Wenn ſie einen verliehren, ſchmerzt es ſie ungemein. Manche tragen auch Ohrgehänge, die aus einem Ringe mit daran hängender Kette beſtehen, doch gemeiniglich nur in einem Ohre. Schürzen tragen nur wenige, die es den Deutſchen nachthun wollen; bei Dienſtmädchen auf Höfen findet man ſie häufiger. Was aber Män-

ner⸗

nern und Weiber, Jünglingen und Mädchen, Alt und Jung, kurz allen mit einander gemein iſt, ſind ihre Schuhe oder ſogenannte Paſſeln, welches ein bloßes Stück Leder von ungegerbten Häuten iſt, davon blos die Haare abgeſchabt ſind, das mit einer Schnure, die ſie um den Fuß nach der Wade zu wickeln, zuſammengezogen wird, ſo, daß es an den Seiten und vorn auf den Zehen den Fuß wie ein Pantoffel umzieht. Man könnte ſie füglich Sandalen nennen. Weil es ſich ungemein weich, ſanft und bequem darin geht, ſo geben auch Leute von Stande oft ihren kleinen Kindern anfangs ſolche aus zubereiteten Leder verfertigte Paſſeln oder Sandalen. Der ärmere Bauer trägt im Sommer Baſtſchuhe oder gehet barfuß. Jenes ſind leichte Schuhe oder vielmehr eine Art Pantoffeln, die aus Linden- oder Weidenbaſt zuſammengeflochten ſind, und mit Schnüren, die ſie bis an die Waden herumſchlingen, befeſtiget werden, dergleichen auch die Letten, Finnen und Ruſſen tragen. Da ſie Schnee und Waſſer durchlaſſen, ſo muß man ſich wundern, wie es die Leute im Winter mit ſo ſchlecht verwahrten Füßen aushalten können. Wenn ſie im Staate erſcheinen oder zur Kirche gehen, haben ſie gewöhnliche Schuhe oder Stiefeln, die erſtern beſonders die Ehſtinnen, die ſie aber ſo hoch halten, daß ſie dieſelben, um ſie zu ſchonen, bis an die Kirchthür in der

Hand

Hand tragen, ſo lange barfuß gehen und ſie erſt auf dem Kirchhofe anziehen. Man merkt es aber, daß es ihnen unbequem und ungewohnt iſt, darin zu gehen, denn ſie verführen beſchuhet einen ängſtlichen, gezwungenen und wanderlichen Gang. Ihre Strümpfe tragen ſie ſehr kurz, und, wie geſagt, von brauner, manche auch von rother Wolle. Die wollenen oder leinenen Tücher, womit ſie dieſelben umwickeln, umwinden ſie wieder übers Kreuz mit zwei Bändern. Dies gilt jedoch nur von den Weibsperſonen. Männer tragen gröſſere, und im Winter oft drei bis vier paar Strümpfe über einander.

Für die Bedeckung ihrer Blöße ſind weder Manns- noch Weibsperſonen eben ſonderlich bekümmert. Ohne Schaam gehen ſie vor aller Menſchen Augen, zum gröſten Skandal manches geilen jungen Herrns und Fräuleins, entblößt, ohne daß dies eben eine böſe Begierde bei ihnen erregt. Ohne ſich an die Vorbeigehenden zu kehren, verrichten ſie, gleich dem engliſchen Dichter Pope im St. James Park, mitten auf der Straße die Nothdürft der Natur. Weiber und Mädchen gehen im Sommer zu Hauſe und im Felde im bloßen Hemde; das ſie höchſtens mit einem Gurte oberhalb der Lenden umwinden. In manchen Gegenden iſt das Untertheil der Hemde nicht einmahl zuſammengenähet. Wenn ſich auch die Brüſte zwiſchen dem obern Theil des aufge-

Th. II. Nro 4

Ein Ehste auf ſeinem Hofe.

geſchlitzten Hemdes bis zur Hälfte in ihrer Fülle herausdrängen, oder im Gehen, Bücken oder Arbeiten ihre Lenden oder ſonſtigen Nuditäten dem lüſternen Auge zeigen, ſo rührt ſie das wenig, zumahl wenn ſie unter einander ſelbſt, ohne deutſche Zeugen, ſind. Manns- und Weibsvolk badet ſich ungeſcheut unter und mit einander in der beliebten Badſtube; nackend gehen ſie, ſich abzukühlen, heraus, halten auch wohl, (beſonders thun dies die ältern Weiber) mit den Vorübergehenden lange Geſpräche, ohne ſich ihrer Blöße zu ſchämen, oder zu Feigenblättern ihre Zuflucht zu nehmen. Im Sommer kommen Weiber und Mädchen oft mit bloßem Hemde, das obenher nur der lange Ueberrock bedeckt, ohne Unterrock in die Kirche, wo manche bei großer Hitze ohne Umſtände den Rock ablegt und im bloßen Hemde da ſitzt. Die Gewohnheit macht, daß niemand daran Anſtoß nimmt. Alles dies findet jedoch nur auf dem platten Lande ſtatt. In den Städten gehen ſie weniger frei und tragen ſich überhaupt nicht nur als Dienſtboten und Ammen, ſondern auch verheirathet, ſtädtiſcher, anſtändiger und in allem feiner.

Die *Landwirthſchaft*, *Viehzucht* und der *Ackerbau* der Ehſtländer hat viel Eigenthümliches und von der Deutſchen Art zu wirthſchaften und Ackerbau zu treiben, ſehr Unter-

ſchei-

ſchreibendes. Selten und nur auf einzelnen Gütern wird ſie ins Große getrieben; ſie geht überhaupt genommen bei den Ehſtniſchen Bauern, (die ich von den Ehſtländern, worunter ich allemal die Deutſchen mit verſtehe, unterſcheide,) nur einen langſamen Gang, wird nur im Kleinen, meiſt blos zum eignen Behuf der Landleute und ihrer Herrſchaften getrieben, und hat auch wirklich wegen des rauhen Klima's, das eine pünktliche Bearbeitung der Felder erfordert, zu welcher der kurze Sommer nicht immer hinreichen will; wegen des langen Winters, der den Bauern, des Mangels an Futters halber, nur kleine Viehſtände erlaubt; und endlich der öftern Viehſeuchen wegen, mit mancherlei und großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Hiezu kommt die ſteife Anhänglichkeit der Ehſten an das Alte und Hergebrachte, die jeder Neuerung, jedem beſſern Vorſchlage den Eingang verſchließt, und jede verſuchte und erprobte Verbeſſerung als eine neue Auflage eines eigennützigen Erbherrn anſieht, und wenn keine Zwangsmittel gebraucht werden, als unnütz verwirft; wovon die Folge dieſe iſt, daß alles nach der einmahl im Gang gebrachten Weiſe nach gewiſſen unabänderlichen Regeln und alten gemachten vortheilhaften und nachtheiligen Erfahrungen, ohne neue Verſuche, verrichtet, und ein beinahe ſtets gleiches, wenig abweichendes Verfahren im Ackerbau beibehalten und vom Vater

auf

auf den Sohn fortgepflanzt wird. Die meiſten ſind Ackersleute auf Koſten der Wälder, die durch Hülfe des Feuers immer mehr gelichtet und verwüſtet werden; viele wohnen einzeln und zerſtreut ohne Antrieb und Ermunterung, bauen ihr ihnen angewieſenes Stück Land und ihres Herrn Hofsfelder [illegible] nothdürftig hin, um nicht zu verhungern, und nur wenige ſind aus Neigung und wahrem Intereſſe thätige, fleißige und glückliche Landwirthe, die ſich über ihre Urgroßväter erheben und neuen Erfindungen, Verbeſſerungen und Vervollkommnungen in den einzelnen Zweigen der Landwirthſchaft eine günſtige Aufnahme wiederfahren laſſen. Es iſt wahr, nicht jedes Land läßt die Reſultate erfahrner Landwirthe eines andern Landes auf ſich anwenden. Lange Erfahrungen über die Natur des Bodens, welche die Landbauer von ihren Vorfahren als untrüglich und gewiß überkommen haben, ſind beſſer als unſichere, noch nicht hinlänglich beſtätigte Neuerungen. Die Verſchiedenheit des Bodens in Ehſtland, der von kalten Letten, Sand und ſteinigtem Grunde kaum über die mittlere Güte ſteigt, erfordert eine andere Behandlung als ſchwarzes, fettes oder leimigtes Erdreich in Deutſchland. Geübte und erfahrne Landwirthe, Prediger, Güterbeſitzer verſichern, daß ſie mit aller ihrer auf deutſchen Univerſitäten erworbenen Theorie, geſammelt aus Erfahrungen, unter ihrem Himmelsſtriche, auf ein=

einheimiſchen Boden geſcheitert ſind, und der mehrfachen Wiederholungen ungeachtet, vielmals das Gegentheil gefunden haben. Manche haben ihre Verſuche theuer bezahlen, und am Ende zur Methode des Landes, zur Flurart der Bauern zurückkehren müſſen. Aber vieles ließe ſich denn doch zum größen Gewinn der Edelleute und Bauern anders machen. Die letztern bleiben aber ſo lange auf derſelben Stufe ſtehen, als die erſtern nicht weiter gehen. Wir wollen jetzt verſuchen, uns mit ihrer Art zu wirthſchaften, ihren Feldbau und der Viehzucht des Landes etwas genauer bekannt zu machen. Ohne deſſen zu gedenken, was ſie mit unſrer Art der Wirthſchaft und des Ackerbaus gemein haben, ſchränke ich mich blos auf das ein, was ihnen beſonders eigen iſt, und worin ſie von unſern Landleuten und deren häuslichen Einrichtung abgehen.

Unter den Werkzeugen, die zum Feldbau erfoderlich ſind, unterſcheiden ſich ihre Wagen, der Pflug und die Egge merklich von den Deutſchen. Die Ehſten ſowohl als die Letten brauchen den Sommer hindurch allgemein ganz kleine, einſpännige, von ihnen ſelbſt verfertigte, ohne das geringſte Eiſen, Nagel oder Beſchlag, aus lauter Holz zuſammengeſchlagene vierräderige Wagen, mit kleinen aus vier Gabeln beſtehenden Wagenkörben. Nach Maasgabe der niedrigen Räder, die von krummgebogenen Erlen- oder Birkenholze gemacht wer-

werden, ſind auch die Axen ſchwach. Statt der Wagenleitern ſind einige dünne Bretter oder Schalen, in der Form eines Schiffsbodens zuſammengelegt, in welche die Ladung gebracht wird. An jeder Seite der Vorderaxe ſind durch ein ſeltſames Zuſammenflechten von ſchlanken Birkenzweigen oder Schale und Umwinden derſelben, zwei Stangen befeſtigt, zwiſchen welche das Pferd mittelſt eines elaſtiſchen Krummholzes über dem Kopfe, das die beiden Stangen zuſammenhält, eingeſpannt wird. Man nennt ſie Fehmern oder Fehmerſtangen. Kein Ehſtniſcher Bauerwagen hat eine Deichſel, daher auch nie zwei Pferde angeſpannt werden können. Dennoch fahren ſie damit die ſchwerſten Laſten, Dünger, Getraide, Korn, und andere Produkte, und ſitzen wohl noch ſelbſt oben drauf, ſo daß ihre kleinen Pferde genug an ihnen zu ziehen haben. Weil ſie ſelten ſchmieren, ſo geben ſie einen unaufhörlichen quickenden und knarrenden Ton von ſich; und da ſie von keinem Eiſen zuſammengehalten werden, ſo zerbrechen ſie leicht auf den Straßen, daß man auch hin und wieder Trümmern von Rädern und Leitern in den Wegen herumliegen ſieht. Man könnte Wagen und Geſchirre leicht verbeſſern, wenn es den Herren damit ein Ernſt wäre, und auch die kleinen Pferde würden bald größer und ſtärker werden, wenn man ſie vier bis fünf Jahre alt werden, und nicht ſchon im zweiten ſo angriff und die

ſchwerſten Arbeiten verrichten lieſſe. Manche haben auch kleine zweirädrige Karren, eigentlich ein Fuhrwerk der Finnen, mit einem niedrigen, länglich viereckigtem Kaſten, auf dem ſie Gras, Heu, Kohlen und andere leichte Sachen laden, und ſelbſt auf dem vorgeſpannten Pferde reiten. Sachen, welche nicht viel Raum einnehmen, transportiren viele, beſonders im Narwaſchen, auf ſogenannten Schleppſtangen, die ſie an jede Seite des Reitſattels mit dem dicken Ende binden, und deren dünneres ſpitzes Theil auf der Erde fortſchleift. Auf dieſe 2 bis 2½ Klafter lange Stangen binden ſie nahe hinter dem Pferde, was fortgebracht werden ſoll, Kälber, Schaafe, Heubündel, Säcke, Kohlen, Gänſe u. ſ. w. und ſchleppen es ſo reitend zur Stadt, auf das Gut ihres Herren, oder wohin ſie ſonſt wollen.

Der kleine einſpännige Pflug unterſcheidet ſich von dem unſrigen dadurch, daß ihm die Stürze oder das hohlgerundete Eiſenſchaar und die Räder fehlen. Statt des breiten Eiſens hat der Ehſtniſche Pflug ein ſpitziges keilförmiges, am dicken obern Ende 6 bis 7 Zoll haltendes Eiſen, deſſen ſpitzes Ende nach der Erde zugekehrt iſt, und das beim Umwenden nach der entgegengeſezten Seite geworfen wird. Es liegt ſchief und iſt an ein vor- und rückwärts gabelförmiges Holz befeſtiget, zwiſchen deſſen vordere Gabel das Pferd geſpannt wird,

da

da in der hintern der Bauer geht, und den Pflug an beiden Handhaben ſo flach oder tief hält, als er will. Wegen des dicken und maſſiven Eiſens iſt er ziemlich ſchwer, reißt aber die Erde, weil das Eiſen unter ſich geht, tief auf. Das Pferd, welches mehrentheils klein und ſchwach iſt, geht ohne Zügel, und läßt dem Pflüger beide Hände frei. Hier und da iſt der ruſſiſche Meſſerpflug eingeführt, der nur für alte Brache und Neubruch, wo kleine Wurzeln zu zerſchneiden ſind, üblich und anwendbar iſt. Er iſt auch einſpännig und ohne Räder, mit doppelten Gabeln, einem Schaar und Stürzbrett, nach der Mechanik des deutſchen Pfluges; nur kleiner. Die gewöhnlichen Gabelpflüge ſind dem Lande und der Anſpann der Ehſten am angemeſſenſten. Der deutſche Pflug iſt für die kleinen abgemergelten Pferde zu ſchwer, und in Feldern, wo viele Steine oder Wurzeln ſind, ganz unbrauchbar. Das tiefe Pflügen iſt auch für den Acker nicht immer vortheilhaft, zumal wenn bei der gewöhnlich ſchlechten Düngung der Felder die untere Erdlagen nicht ſo fett und fruchtbar ſind als die obern mürbern und gedüngten. Bisweilen macht das Pflügen im Frühjahre Sorge, weil bei dem magern Winterfutter die Anſpanne entkräftet iſt und es an Zeit fehlt. Viele Gutsbeſitzer laſſen daher ſchon im Herbſte pflügen, wenn die Anſpann noch bei Kräften iſt. Im Frühjahre wird dann das Land nur ſo ſtark geegget, damit

ſich

ſich das Unkraut nicht bewurzele noch ausbreite. Durch dieſe Bearbeitung wird nicht nur das Unkraut erſtickt, ſondern auch der Acker durch die im Herbſte untergepflügten Roggenſtoppeln und deren Fäulniß verbeſſert, und die ganze Sorge und Verlegenheit im Frühjahre glücklich gehoben. Der Bauer behält dann auch eher Zeit, ſeine Felder zu bearbeiten, ſie zu beſäen, ſeine Wieſen zu reinigen, Holz zu ſchlagen und den lieben Küttis- und Rhöödungsbrand zu beſorgen. — Die Ehſtniſche Egge hat ſtatt der eiſernen Spitzen nur hölzerne zugeſpitzte Pflöcke, und iſt weder ſo ſchwer, noch ſo durchgreifend wie die Deutſche. Auch die Senſen ſind kleiner und alle ohne Körbe, und werden blos für Heu und Erbſen gebraucht, da alles übrige geſchnitten wird.

Das Säen des Roggens und Waizens, (von welchem letztern jeder nur ſo viel bauet, als er zu ſeiner Konſumtion bedarf,) geſchieht ſchon zu Ende des Auguſts und im Anfang des Semptembers, weil man ſpäterhin des Froſtes wegen oft nicht mehr in die Erde kommen kann; daher es ein reizender und für das Auge freudiger Anblick iſt, bei ſchönen Tagen im Oktober das grüne Feld zu ſehen. Roggen iſt in Ehſtland das häufigſte und ſicherſte Getraide, das nicht allein die darauf gewandte Mühe am reichlichſten belohnt, ſondern auch ſelten dem Mißwachs ausgeſetzt iſt, und mit welchem das Land, des großen Conſumo ungeachtet

tet noch auſſerdem einen anſehnlichen Handel treibt, daher die Güterbeſitzer und Kaufleute beinahe alle jährlich anſehnliche Vorräthe auf ihren Schüttböden, bisweilen von mehreren Jahren her, auf Spekulation liegend haben. Er kömmt am beſten auf alten Mutterfeldern und in gedüngter Brache, die dreimal gepflügt wird, aber auch in Buſchländern, die man durch Abbrennen der Bäume und Geſträuche urbar gemacht hat, fort. Während der Gerſten- und Haferärndte wird ſchon wieder Roggen geſäet, und oft ſticht das junge Grün hervor, wenn nicht weit davon noch die gelben Aehren jener Getraidearten unter der Sichel ſchwanken. Der früh einfallende Schnee giebt dem muntern Roggengraſe gegen die Nachtfröſte bald eine ſichernde Decke, unter welcher es ſich ſehr gut bis zum Frühjahre hält. Die Aerndte tritt in gewöhnlichen Jahren gegen das Ende des Julius ein, und wenn ſie gut iſt, wird das achte, neunte, ſelten das zehnte Korn gewonnen. In ſchlechten Sommern ärndtet man bisweilen kaum das fünfte oder ſechſte Korn ein, und bei naſſen regnichten Jahren wird nicht einmal aller Roggen völlig reif, und ſolcher giebt zwar Mehl, aber ungeſundes und ſchlechtes Brod, das um ſo weniger nahrhaft wird, je mehr Spreu und Spalzen der arme Ehſte darunter miſcht. Ich habe Brod in Händen gehabt, das ſtachlicht war, am Feuer brannte, und ſchwarz

wie die Erde ausſah. Viele Bauern haben Hand-mühlen, und mahlen ſich bei weiter Entfernung der Wind- und Waſſermühlen ihr Korn ſelbſt. — Die Vermehrung des Roggens, der ſelbſt im Auslande ein ſehr geſuchter Artikel iſt, bleibt für alle Landwirthe in Lief- und Ehſtland, ſo wie überall, die gewiſſeſte Revenüe. Fabriken und Manufakturen wollen aus Mangel an Menſchen und wegen der Entlegenheit der Städte, die den Abſatz der Waaren erſchwert, in dieſem Lande gar nicht gedeihen. Mehrere Gutsbeſitzer, die dergleichen anlegten, ſind darüber zu Grunde gegangen. Aus eben dem Grunde laſſen auch einige alle Nebenarbeiten, die mit Arbeitstagen der Gutsbauern nicht bequem beſtritten werden können, als Bauen, Ziegelſtreichen, Grabenziehen, Kalkbrennen u. ſ. w. lieber von Ruſſen oder Deutſchen und freien Ehſten, gegen Bezahlung verrichten. Ein Gebiet geht gewiß zu Grunde, deſſen Eigner bei der Vergrößerung der Felder ſich auch zugleich noch mit Fabriken und andern Anlagen abgeben, oder weitläuftige Nebenarbeiten, Bauen, Straßenmachen, Brücken- und Dammbau u. dergl. mit ſeinen Leuten durch ſogenannte Wirthstage, d. h. mit Frohndienſten auſſer den ordentlichen Arbeiten bei Hofe, beſtreiten will.

Auf kleinen Gütern wird nicht ſelten verhältnißmäſig mehr Korn gebaut als auf großen. Der Grund iſt, weil auf jenen mehr Aufſicht, beſ-

ſere

ſere Anſpanne und vortheilhafteres Anſtellen der Arbeiter Statt hat, als auf weitläuftigen Gebieten, die der Herr mit ſeinen Beamten oft kaum überſehen kann. Durch dieſe Mittel hat mancher Wirth den Ackerbau ſeines kleinen Gutes, welches wohl gar nur ein Pachtgut war, ſehr hoch getrieben, und iſt dabei reich geworden. Von ſchwärem Einfluß iſt beſonders hier die beſſere Vertheilung der Hofsarbeiter und ihrer Anſpanne. Ein ordinärer Hofsarbeiter thut gewöhnlich ſechs Tage in der Woche Frohndienſte: wer deren fünf hält, kommt mit ihnen eben ſo weit, als mit acht Achtlern, deren jeder den achten Theil von einem Haken Landes benutzt, und nur halb ſo viel Tage in der Woche dem Hofe leiſtet, als der Viertler.

Man rechnet nach einem ungefähren Ueberſchlage, daß in ganz Ehſtland jährlich im Durchſchnitt und bei mittelmäſigen Aerndten 70,000 Laſten, d. i. etwa 340,000 Malter, (das Malter zu 12 Erfurtiſchen Scheffeln gerechnet,) gewonnen werden. Jedes Gut muß nämlich jährlich eine ſchriftliche Anzeige aller eingeärndteten Früchte in das Kreisgericht einſchicken, welches aber nicht gerade allemal mit der gewiſſenhafteſten Genauigkeit geſchieht. Daraus hat man ſo ziemlich den etwaigen Ertrag einer Ehſtländiſchen Aerndte in einem Jahre gefunden. Jener Vorrath von Früchten iſt vollkommen hinreichend,

nicht nur die Einwohner zu erhalten, und eine ſehr beträchtliche Menge zu Branntwein zu verbrennen, ſondern auch mehrere tauſend Laſten ins Ausland zu verſchiffen. Man rechnet, daß jetzt die Verwandlung des Getraides in jenes geiſtige Getränk ſich um mehr als ein Drittheil gegen die vorigen Zeiten vermehrt hat. Seitdem die Ritterſchaft in Lief- und Ehſtland die Branntewein-Lieferungen an die Krone zum Verbrauch bei der Flotte und den Feldtruppen übernommen hat, iſt der Branntweinbrand ein wichtiger Konſumtionszweig des Korns für das ganze Land, zum gröſten Nachtheil der Bauerſchaft geworden, die dadurch nicht nur elender, ärmer und dem Trunke ergebener wird, ſondern auch dabei ihre beſten Kräfte verzehrt, und an dem nöthigen Vorſchuß Mangel leidet. Die Kaſſe der Lieferanten gewinnt freilich dabei beträchtlich, aber oft werden ſie auch bei nicht gehaltenen Kontrakten ruinirt. Weit ſicherer iſt der Gewinn durch Verkauf an große Handelshäuſer, welche das Getraide ausſchiffen. Wegen ſeiner vorzüglichen Güte wird der Lief- und Ehſtländiſche Roggen weit und breit geſucht. Weil die Früchte gleich nach dem Einfahren vom Felde aus der Scheuer in die Kornriege auf Gerüſte gebracht, und langſam bei gelinder Wärme geröſtet werden, noch ehe man ſie ausdriſcht; ſo halten ſich die Körner hundert und mehrere Jahre, ſind keinem Wurm- oder

oder Käferfraße ausgeſetzt, und geben ein ſchönes, trocknes, weißes Mehl. Kein Roggen iſt daher zum Aufſchütten in Magazine beſſer als der Lief- und Ehſtländiſche, weil er nie erwärmt, nie angeht, und niemals Würmer bekommt. Zudem iſt der Gewinn für den Käufer anſehnlich, denn durch das Trocknen wird er ausgedörrt, hart und leicht. Die Körner ſchrumpfen zuſammen und werden kleiner, bleiben aber ſo mehlreich wie zuvor, und beim Mahlen und Backen quillt das Mehl ſehr auf. Hätten wir in Deutſchland nur das Holz dazu, ſo wäre dieſe Röſtung des Roggens gewiß zu empfehlen. Die Konſumtion des Rogens iſt dort zu Lande ſehr mannichfaltig. Der Vorrath des nöthigen Saatroggens und der Lebensunterhalt, das Branntweinbrennen, der Vorſchuß für die Bauerſchaft im Winter und Frühjahre bis zur Aerndte, die Bierbrauerei, die Fütterung des Viehes, u. ſ. w. nehmen jährlich einen ungeheuern Theil davon weg. Zwar iſſet weder der gemeine Mann unter den deutſchen dortigen Einwohnern, noch der Bauer, gebeuteltes Brod. Der letztere miſcht wohl gar, wie ich ſchon mehrmals erwähnt habe, Spalzen und Spreu, (die man Kaff nennt,) ja bisweilen ganze Aehren darunter, welche in der Mühle mit den Körnern zermalmet werden; aber er braucht zu ſeiner Sättigung, da es beinahe ſein einziges und kräftigſtes Nahrungsmittel iſt, bei ſei-

ſeiner ſchweren, Hunger machenden Arbeit, dennoch ſehr viel Brodt. Die Abgaben an die Krone machen jährlich auch über tauſend Laſten aus. Schweden erhält durch einen beſondern Traktat alle Jahre in Friedenszeiten 50,000 Tonnen. Das Malzmachen nimmt ebenfalls vieles Getraide weg, und was verſchifft wird, geht ſolchergeſtalt ganz aus dem Lande. Deſſen ungeachtet iſt ſelten, wegen der geringen Bevölkerung, von einer durchgängigen allgemeinen Hungersnoth zu hören. Selbſt in der beinahe durch ganz Europa herrſchenden Theurung in den Jahren 1771 bis 1773 ſoll die Theurung nicht ſo groß wie in andern Ländern geweſen und nur wenige Bauersleute Hungers geſtorben ſeyn. Für den beſten Roggen hält man im Lande ſelbſt den von der Inſel Oeſel, wegen ſeiner Schwere ſowohl als der Güte des Mehls. Das Stroh ſowohl von Roggen als andern Getraidearten thürmt man in große Haufen auf, theils in Gehöften, theils auf dem freien Felde, ein Beweis von übler Wirthſchaft, — ob man es ſchon auf den Mangel an Raum ſchiebt, — da nicht nur Feuchtigkeit und Näſſe, die dort während des Herbſtes und Frühjahrs ſo gewöhnlich, ſtark und anhaltend ſind, ſondern auch ganze Schaaren von Sperlingen, Raben und Mandelkrähen, die ſich noch zu den Hühnern und Tauben geſellen, ungemein viel verderben. Das, was man beim Herumreiſen im Lande von wei-

ten

ken bisweilen für Sandhügel hält, ſind bei näherer Anſicht gedroſchene oder ungedroſchene Getraidehaufen, die mit unter bis zur Entzündung erhitzt ſind und verdummen.

Die Zeit der Gerſten- und Haferſaat fällt zu Ende des May und in den Anfang des Junius. Im Frühjahre wird das Land ſtark umgeeggt; für den Hafer einmahl, für die Gerſte zweimahl, weil man dieſe ſpäter, gewöhnlich kurz vor, bisweilen auch nach Pfingſten ſäet. Sie richtet ſich bekanntlich ſehr nach dem Klima, daher man auch einen Unterſchied zwiſchen den zweierlei im Lande erzeugten Arten von Gerſte, nämlich der Landgerſte und der deutſchen Gerſte macht. Die erſtere iſt ſchmal und kleinkörnig, die letztere runder und voller. Die Aerndte lohnt ſechs- auch ſiebenfältig, und fällt gegen das Ende des Auguſts, ſo daß beide Getraideſorten zu ihrer Reife nicht mehr als 11 bis 12 Wochen Zeit brauchen. Die langen Tage im Junius und Julius, da die Sonne über 18 Stunden am Horizonte ſtehet, machen ſie eben ſo ſchnell reif als bei uns, wo ſie beinahe um einen Monat früher geſäet wird. Der Hafer giebt einen vier- auch fünffältigen Ertrag. Der Bau der Gerſte iſt zu dem wenigen Gebrauche, den der Bauer vom Biere macht, hinreichend, aber der des Hafers noch lange nicht der Menge der Pferde angemeſſen, die das Land ernährt, daher

her auch ſo viele fallen oder Hunger leiden müſſen, daß ſie ganz abgemergelt und kraftlos ausſehen und es wirklich ſind, weil ſie den ganzen Sommer hindurch nichts als Gras bekommen. — Der Buchwaizen leidet faſt alle Jahre durch Fröſte, und wird immer nur theilweiſe reif. Man braucht ihn faſt auf allen Gütern. Erbſen, Linſen und Bohnen leiden ebenfalls zu oft vom Froſte, als daß man ſie häufig bauen ſollte. Was jedes Gut davon braucht, wächſt immer, und der Bauer erzeugt ſie auch zu ſeinem Bedarf hinlänglich. Lein wird überall auf Gütern und Bauernfeldern in Menge geſäet; nicht ſo häufig der Hanf. Die Güte des Lief- und Ehſtländiſchen Leins und Flachſes, die Feinheit ſeines Baſtes, der beinahe ſeidenartig anzufühlen iſt, und ſich zum dünnſten Faden ſpinnen läßt, iſt zu bekannt, als daß ich mich dabei lange aufhalten ſollte. Man röſtet den Flachs ſelten in fließendem, ſondern in ſtehendem Waſſer, und auf ſeine übrige Behandlung verſtehen ſich die Ehſten meiſterhaft. Kartoffeln bauen die Deutſchen in Menge auf Feldern und in Gärten. Sie wurden zuerſt nach dem ſiebenjährigen Kriege, durch die zurückkehrenden Offiziere in Lief- und Ehſtland bekannt, und kamen von da auch zu den Ruſſen. Sie kommen im ganzen Lande ſehr gut fort, und man hat ſelbſt mit den Engliſchen Kartoffeln hier und da Verſuche gemacht, die gut ausgefallen

ſind,

ſind. Man braucht ſie zu Mehl, Puder und Stärke, macht Gelees und Backwerk davon, und ſonſt noch allerlei Gerichte nach mannichfaltigen Zubereitungen. Nur unter den Bauern will dieſes ſo nützliche Gewächs noch keinen rechten Beifall finden. Einzeln pflanzen ſie wohl hin und wieder welche in Gärten, aber nicht in ſolcher Menge, daß ſie bei Theurung und Mangel des Getraides ihre Zuflucht zu dieſer nützlichen Frucht nehmen und auch das Vieh davon Nahrung haben könnte. Die Ehſten ſind ſchwer an etwas Neues zu gewöhnen und kennen auch die Wohlthat der Kartoffeln noch nicht einmahl recht. Ich wüßte auch eben nicht, daß ſie von ihren Herrn ſonderliche Aufmunterung zum Anbau derſelben erhielten. —

Vom Kleebau weiß man noch gar nichts und bekümmert ſich auch nicht darum, ſo wenig als um den Eſparçette und andere Futterkräuter, weil es Weide genug giebt. Der Klee würde gewiß gut fortkommen, wenn man ſich auf ſeinen Anbau legen wollte. Dies beweiſt der Wieſenklee, der dort wild wächſt; und das Vieh würde an demſelben ein nahrhafteres Futter haben und mehr Milch geben, als bei der oft magern Weide geſchehen kann. Die Wieſen oder Heuſchläge, wie ſie allgemein genannt werden, ſind ohne Ausnahme ganz der Natur überlaſſen, und größtentheils ſumpfig und moraſtig, mit Gebüſch und

Moos

Moos bedeckt, ſauer, den Ueberſchwemmungen ausgeſetzt, und tragen deswegen meiſtens grobes, ſelten recht ſaftiges, blumenreiches Gras. Nur einzelne gute Wirthe verbeſſern ihre Wieſen und Weideplätze durch Ausſchlagen des Buſchwerks, Abzugsgräben, Reinigung vom Moos, Dünger u. ſ. w. Die Heuärndte fällt zu Ende des Junius und zu Anfange Julius, kurz vor der Kornärndte, wenn die Gräſer ſchon ihre Saamen ausgeworfen haben. Vom Grummet weiß man im ganzen Lande nichts; der früh eintretende Froſt und die dürrleckige Beſchaffenheit der meiſten Wieſen laſſen keins wachſen. Das Heu wird auf den Wieſen auf hölzernen Unterlagen und Gerüſten, welchen in der Mitte ein Baum oder Pfahl zum Halter dient, in große Schober aufgethürmt, die ein kegelförmiges Anſehen haben und Kujen genannt werden. Sie bleiben bis zum Verbrauch, oft den ganzen Winter hindurch auf den Wieſen ſtehen, bis ſie nach und nach abgeführt werden. — Noch bemerke ich etwas in Abſicht des Preiſes des Roggens. In den ehemaligen ſehr wohlfeilen Jahren koſtete die Laſt, zu 72 Loof, (wovon jedes etwas über drei Metzen hält,) gerechnet, 30 bis 35 Rubel; bei guten mittelmäßigen Zeiten 50 bis 55 Rubel, und bei Theurung auch wohl 70, ja in den letzten theuren Jahren 90 bis 100, ſonſt aber ſelten über 80 Rubel. In Reval muß nach einem ſehr

weiſen und menſchenfreundlichen Geſetz von jeder auszuſchiffenden Laſt Getraide ein Loof, d. i. drei Metzen, ins Stadtmagazin zum Beſten der Armen geliefert werden, welche es um einen ſehr billigen Preis, wenn und ſo viel ſie wollen, zu kaufen bekommen. In theuren Jahren gewiß eine ſehr wohlthätige Veranſtaltung! —

Auf den Hopfenbau legen ſich nur wenige Güterbeſitzer mit Ernſt, noch weniger die Bauern. Statt aus dem Hopfen einen Handlungszweig zu machen, kauft man jährlich mehrere tauſend Centner aus andern Ländern, und bei dem geringſten Mißwachs befindet man ſich in einer ſolchen Verlegenheit, daß einige Edelhöfe öfters kaum im Stande ſind, ihre Schenken und Krüge, (Wirthshäuſer,) mit hinlänglichem Biere zu verſehen. In einem Lande, wo Bier das allgemeine Getränk für alle Einwohner iſt, muß der Hopfen ein unentbehrliches Bedürfniß ſeyn, deſſen Anbau man doch ja nicht vernachläſſigen ſollte. Er gedeihet recht gut, welches da, wo man Verſuche gemacht hat, durch den glücklichſten Erfolg iſt beſtätigt worden. Die Bauern würden gewiß mehr Hopfen erzeugen, wenn ſie von ihren Herrſchaften dazu aufgemuntert würden. Doch bauen die Ehſten mehr als die Letten, und wenn er gut ſortirt iſt, kommt er dem Braunſchweiger bei. Auf einigen Gütern beſteht eine Hofsrevenüe darin, indem die Bauern ein gewiſſes Maas dem

Hofe

Hoſe als Abgabe liefern müſſen, daher die Benennung Ehſtländiſcher Gerechtigkeits-hopfen, den die Brauer ſehr hoch ſchätzen. Es iſt ein Vorurtheil, daß man den Braunſchweiger Hopfen für beſſer hält, als den Ehſtländiſchen, wenigſtens iſt der letztere wohlfeiler als jener und giebt eben ſo gutes Bier. Im Nothfall nehmen einige Pomeranzenſchaalen, und befinden ſich dabei beſſer, als bei dem theuren Braunſchweiger oder Böhmer Hopfen. Seit einigen Jahren haben jedoch etliche Güter und Prediger angefangen, ſich mit mehrerem Fleiße auf den Hopfenbau zu legen, nachdem man durch die Kurländer darin iſt übertroffen und beſchämt worden. *)

Die

*) Die Kurländer ſind in vielen Stücken, ſowohl im Ackerbau und in der Gärtnerei, als in der ganzen Landwirthſchaft vor den Lief- und Ehſtländern voraus. Das Klima macht doch wohl den Unterſchied nicht, denn dieſes iſt kaum um zwei Grade ſüdlicher; und dennoch iſt die Kurländiſche Oekonomie in weit beſſerm Stande. Man wendet alſo wahrſcheinlich mehr Fleiß und Aufmerkſamkeit darauf. Beſonders kommt viel Waitzenmehl, Gerſtengrütze und Graupen aus Kurland nach Lief- und Ehſtland, weil hier dergleichen auch vernachläſſiget wird. Buchwaitzen oder Haide-

korn

Die Aerndte tritt in gewöhnlichen Sommern in Ehſtland beinahe um dieſelbe Zeit ein wie in Deutſchland, d. h. gegen das Ende des Julius oder zu Anfange des Auguſts nach dem neuen Stil; der bekanntlich eilf Tage weiter voraus iſt, als der alte in ganz Rußland gebräuchliche. Bei außerordentlich dürren und warmen Sommern fängt ſie bisweilen auch ſchon den 20ten Julius an, wie dies der Fall im Jahre 1794 war, da ſie den 10ten Julius alten Stils bereits in vollem Gange war. Dies ſind jedoch nur ſeltene Fälle. — Ungeachtet auf den Hofsfeldern oft hundert und mehr Menſchen auf einmahl ſchneiden; ſo finde ich doch nicht das Leben, die regſame Thätigkeit, die Emſigkeit und Freude bei einer Ehſtländiſchen Aerndte als wie bei einer in Deutſchland. Denn während daß der Edelmann ſeine [illegible]

Fel-

korn wird zwar häufig auf den Gütern gezogen, doch noch bei weitem nicht ſo viel, daß auch der gemeine Mann, der Bauer, an dem Genuſſe deſſelben Theil nehmen könnte. Die Manna, welche im Sommer von den Grashalmen abgeſchlagen, geſchält und zu einer vortreflichen Grütze zubereitet, auch als Suppe gegeſſen wird, iſt ein eigenthümliches Produkt von Liefland, welches mit unter die vornehmſten Schätze deſſelben gehört.

Felder abſchneiden läßt, herrſcht indeſſen auf den Bauernäckern eine Todtenſtille. Ganz natürlich! Der arme Bauer, der nur für ſeinen Erbherrn da iſt, kann blos die wenigſte Zeit ſeiner eigenen Feldarbeit widmen, und nicht anders als bei ſchlechtem Wetter ſeine Früchte mähen und in die Scheune ſammeln. Die ſchönſte und meiſte Zeit bringt er auf den Aeckern des gnädigen Herrn hin, der oft über 200 ſeiner Erbleute beſtellen läßt, ſo daß ein Stück Land von dreiſſig und mehr Aeckern abgeſchnitten iſt, ehe man es ſich verſieht. Sowohl Roggen als Weizen, Gerſte und Hafer, Erbſen, Bohnen und Linſen werden mit der Sichel abgeſchnitten. Vom Mähen oder Hauen des Getraides weiß man gar nichts, und bloß das Heu wird mit der Senſe gemähet. Beim Kornſchneiden muß immer der Stecken des Treibers oder des Kubjas, und der ſchreiende Dudelſak, der unaufhörlich dabei geblaſen wird, das Beſte thun. Jener wirkt auf die Haut, dieſer auf das Trommelfell, und beide ſpornen zum Fleiß und zur Hurtigkeit an. Mit dem Stroh iſt man nicht ſo ſparſam wie in Deutſchland und in andern Ländern, weil man es nicht ſonderlich zum Brennen achtet, da es noch Wälder genug und folglich Holz in Ueberfluß giebt. Daher ſchneidet man die Früchte ziemlich hoch von der Erde ab, und die Stoppeln ſind gemeiniglich einen Schuh lang, auch beim Umpflügen ein guter Dünger

für

für den Acker. Vom Aehrenleſen und dem Rechſtroh weiß man ebenfalls nichts. Sind die Früchte geſchnitten, ſo läßt man ſie nicht wie bei uns, erſt einen oder zwei Tage ungebunden in Schichten auf dem Felde liegen, ſondern ſammelt ſie gleich unmittelbar hinter den Schnittern her in Garben. Hierzu braucht man keine beſondern Strohſeile, ſondern man bindet die Garben gleich mit derſelben Art von Stroh, das eben die Getraideart, die man binden will, liefert, den Roggen mit Roggenſtroh, daran noch die vollen Aehren ſind, den Waizen mit Waizenſtroh, u. ſ. w. Deswegen ſind auch die Garben, weil man die Bande nicht doppelt, ſondern nur einfach in ihrer natürlichen Länge nimmt, ſehr klein, und man könnte ihrer wohl vier zuſammenbinden, ehe eine nach deutſcher Art daraus würde. Man legt ſie auch nicht Mandelweiſe, ſondern ſtaucht ſie in willkührlicher Anzahl in ſpitzige Haufen. Die dortigen Landwirthe berechnen daher ihre Aerndte nicht nach Schocken oder Mandeln, ſondern nach Fudern und den Körnern. Eine Aerndte, die das neunte Korn im Roggen giebt, iſt ſchon ſehr geſeegnet, welche das ſechſte und ſiebente auswirft, mittelmäßig, die nur vier- oder fünffach lohnt, ſchlecht. Bisweilen in guten fruchtbaren Jahren und bei fettem Boden erndtet man auch wohl das zehnte Korn, ſelten aber darüber.

Das

Das Einfahren geſchiehet, nachdem jene Hauſen drei, vier, auch wohl acht und mehrere Tage auf dem Felde gelegen haben, auf den kleinen vierrädrigen Wagen, die ſich der Ehſte ſelbſt macht, und die ich im erſten Theile beſchrieben habe. Obgleich kein Eiſen noch Nagel daran iſt, ſind ſie dennoch ziemlich dauerhaft, und der Bauer weiß, bei aller ihrer Kleinheit, doch ſehr viel darauf zu laden. Wegen der Menge der Früchte, beſonders in geſeegneten Aerndten, bleibt bisweilen das Korn bis tief in den Oktober auf dem Felde in Haufen liegen, weil man es nicht unter Dach zu bringen weiß, bis es nach und nach ausgedreſchen wird. Von dem Felde wird es in eine Art von Scheunen gefahren, die man in ganz Lief- und Ehſtland Riegen nennt; bisweilen erſt in einen auf dem Felde erbauten Kornſchoppen und von da hernach in die Riege. Dieſes ſind große weitläuftige hölzerne Gebäude von über einander gelegten Balken, deren Zwiſchenräume mit Moos verſtopft werden, oft aber auch von Steinen erbaut. Darin iſt eine Korndarre, welche durch ordentliche große Backöfen geheizt werden muß, wodurch das eingefahrne Getraide vollends getrocknet oder gedörret wird, weil es nicht allemal eine gehörige Reife bekommt, und auch beim Dreſchen die Körner dadurch eher herausfallen. In dieſer Korndarre, die ganz ſchwarz wie eine Räucherkammer iſt, liegt das Getraide ſchichtenweiſe auf Stangengerüſten, bis unter das

Dach hinauf, und bleibt in ſeinen Garben, bis es tüchtig durchröſtet iſt. Nach dieſer Verrichtung ſchlägt man es, noch vor dem ordentlichen Dreſchen, erſt über einem Brette an den Spitzen aus, wodurch man die ſchönſten, größten und ſchwerſten Körner, oder den ſogenannten Vorſprang erhält, und dann erſt wird es auf der Tenne ausgelegt und gedroſchen. Das hieſige Dreſchen hat einige Aehnlichkeit mit dem Dreſchen der Morgenländer, denn ich habe in manchen Gegenden auch geſehen, daß vor dem eigentlichen Ausdreſchen erſt Pferde auf dem ausgebreiteten Getraide herumgehen und die Körner austreten. Für einen Ausländer iſt der Aufenthalt in der Riege wegen des immerwährenden Rauches, der ſie füllt, höchſt unangenehm. Der ſogenannte Riegenkerl oder Scheunknecht, welcher die Aufſicht hat, muß täglich zweimal heitzen und das aufgelegte Getraide oft umwenden, damit die Hitze überall gleich ſtark durchdringe. Dieſes beſtändige Heitzen vom September bis gegen Weihnachten frißt unglaublich viel Strauch und Holz. Des Abends kommen die Dreſcher, dreſchen das gedörrte Getraide aus, doch ſelten mit Flegeln, die der Ehſte nicht kennt, und die nur auf manchen Gütern eingeführet ſind; ſondern durchgängig mit dicken krummen Prügeln, die in einen ſtumpfen Winkel gebogen ſind, ſtecken am Morgen dann ſeine Garben auf, und kommen den Abend wieder. Es wird nämlich im ganzen

Lande blos in der Nacht bei Lichte gedörrt und gedroſchen. Dies geſchieht deshalb, damit die Bauern nichts von ihrer Tages Arbeit darüber verſäumen ſollen, und dieſe ununterbrochen fortgehe. In vielen Hofsriegen brennen dabei Oellichter, nie Laternen; bei den Bauern aber vertreten durchgehends brennende Pergel, d. h. lange Schleißen oder Spähne von Kien- und Birkenholz die Stelle der Lichter. Dieſe Unvorſichtigkeit, da ſie, unbeſorgt um die herabfallenden Funken, in der Riege hin und herlaufen, hat bei der bekannten Nachläſſigkeit der Ehſten mit dem Elemente des Feuers, ſchon manche Scheune und Riege in Brand geſteckt, und man muß ſich billig wundern, daß es nicht häufiger geſchieht. Als ich mich erkundigte, wenn denn die Leute bei ſo bewanden Umſtänden ſchlieſen? erhielt ich zur Antwort: „ja, das weiß „Gott, wie ſie es aushalten, ſie müſſen doch „wohl einige Stunden abwechſelnd dazwiſchen, „oder des Abends vorher, ſchlafen". Und das ſagte mir ein Edelmann, der noch nicht zu den ſchlimmſten und übelgeſinnteſten gehörte. Ein ſo geplagtes Geſchöpf iſt der arme Ehſte, daß man ihm nicht einmal ſeine ordentliche Nachtruhe läßt. Und doch iſt er dabei geſund und wird alt, ohne von ſolchen Krankheiten geplagt zu werden, welche unſere weichliche Generation heimſuchen. — Uebrigens hat man durch das Dörren nicht nur den Vortheil, daß nicht leicht ein Korn in den

Aeh-

Th. II. Nr. 2

Ein teutsches Haus auf dem Lande mit der Ringe.

Aehren bleibt, ſondern das Getraide hält ſich auch länger, und es kommt kein Wurm hinein. Es kann Jahre lang liegen, ohne daß es braucht umgerührt zu werden, und wird weder ſchimmlicht, noch vom Kornkäfer angefreſſen; daher der Lief- und Ehſtländiſche Roggen auch auswärts ſo gern geſucht wird. Selbſt am Maas und Gewicht gewinnt der Käufer ein Anſehnliches, da es durch das Röſten leicht geworden iſt, und durch wucherſüchtige Kaufleute hinterher nicht ſelten aufgequellt wird. — Das Stroh wird auf eben ſo mannichfaltige Art wie bey uns, nur nicht zum Heizen, genutzt; denn es giebt dort Holz genug, das man meiſt ſehr wohlfeil kaufen kann. Daher lächelt man auch, wenn Ausländer erzählen, daß in Deutſchland mit Stroh geheizt wird. Bei der Nordiſchen ſtrengen Winterkälte würde es auch wenig nützen, und die dikken großen Oefen kaum warm machen. Selbſt nicht einmal Strauch und Rohr oder Schilf heizt man gerne.

Weil die Riege ein ſo wichtiges Gebäude in der Ehſtländiſchen Landwirthſchaft iſt, ſo will ich doch verſuchen, ſie meinen Leſern etwas genauer zu beſchreiben, und verweiſe ſie dabei auf das angefügte Kupfer. Die Riegen ſind 10, 15 und mehrere Klaftern lange, 6 bis 8 breite und zwei Klaftern hohe Gebäude von Holz, nach der im ganzen Norden üblichen Bauart. In den zwei

langen Seitenwänden haben ſie, einander gerade gegen über, zwei groſse Thore, damit Zug zum Windigen oder Reinigen des Getraides entſtehe, und ſonſt einige kleine verſchlieſsbare Zugänge. Sie ſind alle mit Stroh gedeckt und haben ein warmes, dichtes Anſehen. In dieſem Gebäude ſteht die ſogenannte warme Riege oder Korndarre im eigentlichen Verſtande, in welcher der Ofen und das Stangen- oder Lattengerüſte iſt, auf dem die Garben, etwa anderthalb Klafter hoch von der Erde, in die Höhe geſchichtet und gedörrt werden. Daneben iſt noch die Tenne, welche den Nahmen der Vorriege führt, worauf das Getraide gereiniget wird. Bei den Bauern vertritt ihr eignes Wohnhaus die Stelle der Riege und ſieht auch derſelben ziemlich ähnlich. Nach vollendeter Röſtung, die von 24 bis 48 Stunden dauert, je nachdem die Riegen kleiner oder gröſser ſind, und das Getraide trocken oder naſs, halb oder ganz reif eingebracht worden iſt, werden die Garben heruntergeſtürzt und in kleine Bündel gebunden, (die aber oft auch ſchon im Felde ſo gemacht werden,) an die Wände oder an ein in die Höhe geſtecktes Bret, oder über eine Bank geſchlagen, damit die ſchwerſten Körner, (der Vorſprang,) herausfallen, und ſodann zum ordentlichen Dreſchen ausgebreitet. Weil bei der kleinſten Erſchütterung die dürren Körner herausfallen, ſo dreſchen ſehr oft Kinder

von

von 14 Jahren mit. Anders iſt es mit Waizen Gerſte und Haſer. Dieſe werden nicht erſt ausgeſchlagen, ſondern ſobald ſie gedörrt worden ſind, dick über einander ausgebreitet und durch Pferde oder Menſchen, die dabei einen taktmäßigen Tanz und Geſang anſtellen, ausgetreten, und dann und wann mit hölzernen Gabeln umgewendet. Daß es dabei nicht ohne Stehlen abgehe, läßt ſich denken. Die Dunkelheit der Nacht, die vielen Menſchen, das ſtete Hin- und Hertragen, und die falſche Auslegung der bibliſchen Stelle: Du ſollſt dem Ochſen, der da driſcht, nicht das Maul verbinden, begünſtigen den Diebſtahl.

Das Rollen, (Fegen,) und Wurfeln ſind in Ehſtland unbekannte Dinge. Dafür bedient man ſich einer andern Art, das Getraide zu reinigen, welche man das Windigen nennt. Jede Riege hat nämlich eine Art von Tenne, die man Windkammer heißt, welche auf jeder Seite ein großes Thor hat, das, ſo oft gewindiget werden ſoll, geöffnet wird, damit der Wind durchziehe. In das Thor oder in die Mitte des Durchganges, hängt man bei windigem Wetter ein großes Sieb auf, gegen welches der Wind den Zug hat, und das fleißig hin und her geſchwungen wird, wodurch die ſchweren, guten und vollen Körner herunter fallen, die leichten aber etwas weiter ſpringen. Spalzen, Stroh, Staub und Spreu, die man wenig

achtet,

achtet, treibt der Wind weit davon, vieles fort in die Luft. Eben dies geſchieht mit Waizen, Gerſte und Haſer, welche nach dieſer [illegible] noch einmahl durch ein feineres Sieb [illegible] oder geſichtet werden, weil ſich darunter viel Pferdemiſt miſchet. Da iſt es nun eine elende Sache, wenn lange eben kein Wind gehet und man darauf warten ſoll [illegible] da bleibt das Korn ſo lange liegen, und haͤuft ſich taͤglich mehr, bis Wind erfolgt. Seit einigen Jahren hat man daher auf manchen Hoͤfen angefangen, ſich der Wurfſchaufeln zu bedienen. Der faule und an das Alte gewoͤhnte Ehſte geht aber nur ſehr ungern daran. Aus der Riege kommt das nunmehr gereinigte Getraide in den Kornſpeicher oder Fruchtbehaͤlter, den man in Lief- und Ehſtland Klee-te nennt. Dreierlei Gebaͤude und Hauptverrichtungen erfodert alſo dort zu Lande das Getraide, ehe es verbraucht oder [illegible]. Vom Felde kommt es in die Scheune, die nicht allzuweit von der Riege ſteht; aus der Scheune bringt man es zum Trocknen und Dreſchen in die Riege, und aus der Riege in die Kleete. Was der Bauer zu ſeinem Brod-[illegible] beſtimmt hat, das windigt oder reinigt er nicht, ſondern mahlt und baͤckt es mit der Spreu, miſcht auch wohl noch auſſerdem etwas Spreu und ausgedroſchene Kornaͤhren darunter, damit es laͤnger reicht; und daher kommt es eben, daß [illegible] ihr Brod

am

ein Feuer brennen würde, wenn man es ausdorren laſſen wollte. Und dieſe Behandlungsart der Früchte wird nach altem Herkommen unabänderlich und ohne neue beſſere Verſuche, ein Jahr wie das andere, ſo einförmig und mechaniſch getrieben, daß es Ausländern unbegreiflich vorkommen mußte, [illegible] ſich nicht durch die Länge der Zeit daran gewohnte.

Ich habe oben im Vorbeigehen erwähnt, daß während des Schneidens der Früchte auf den Hofsfeldern unabläſſig der Dudelſak dazu geblaſen wird, und daß der Kubjas und Schilter, beide Aufſeher über die Frohnarbeiter, jener über die zu Pferde, dieſer über die zu Fuß, mit dem hölzernen Zepter in der Hand beſtändig hinter her gehen und die Schnitter zum Fleiß antreiben. Es gewährt einen der [illegible] Anblick, wie die ſchneidenden [illegible] allmählig immer weiter rücken, der Dudelſak als die Feldmuſik hinterdrein, und auf beiden Seiten jene Heerführer mit dem Kommandoſtabe in der Hand. Aber ein niederſchlagendes Gefühl bemächtigt ſich zugleich des [illegible] Zuſchauers, der auch hier die ſchrecklichen Wirkungen der Sklaverei wahrnehmen muß, Freiheit und Zwang. Die Schnitter halten es ſich für eine große Schande, wenn der Sakpfeifer hurtige Stücke zu blaſen anfängt, weil dies ein Zeichen der Langſamkeit im Arbeiten iſt; daher gehet es nach: ſo lange der Dudelſak pfeift,

ohne

ohne Abſetzen in einem fort, wie nach dem Takte; ſchweigt hingegen jener, ſo halten auch die ſe im Schneiden inne, und die Sichel ſcheint ihnen in der Hand zu ermatten. Iſt nun dergeſtalt auf den Hofesfeldern alles geſchnitten, ohne daß deshalb alles ſchon eingefahren zu ſeyn braucht; ſo wird ein Tag zum Aerndtefeſt angeſetzt. Man nennt dieſen Tag in der Ehſtniſchen Sprache Talkus, *) das heiſt, die Zeit, wenn die Bauern ihre Feldarbeiten verrichtet haben, und er iſt einer der froheſten im ganzen Jahre für die armen Bauern, ſo feſtlich, ſo voll Jubel und Freude, daß ſie ſich lange vorher darauf freuen, wie man ſich in Deutſchland auf das Feſt der Kirchweih freuet. Ich habe dieſes Feſt auf mehreren Gütern in Lief- und Ehſtland mit angeſehen, und es wurde überall auf die nämliche Art gefeiert.

Nach-

*) Er heißt auch im Lettiſchen ſo. Der Ruſſe nennt einen dergleichen Ruhe- und Schmauſetag Prasdnik. Das Wort Talkus bedeutet einen für geleiſtete Arbeit anſtatt des Lohns oder zur Ermunterung gegebenen Bauernſchmaus. Einige ſagen Aerndteſchmaus, aber man ſtellt bisweilen auch außer der Aerndte einen Talkus an, z. B. nach der Heuärndte oder bei Reinigung der Wieſen. Mannichmal geben auch wohlhabende Bauern ihren Schnittern einen Talkus.

Nachdem das Roggen- und Gerſtenfeld abgeſchnitten iſt, beſtellt der Kubjas oder Schilter am Tage vor dem Talkus die ſämmtlichen Schnitter nach Hofe. Sie verſammeln ſich auf dem Felde oder in einem Dorfe, und ziehen von da unter Vorausblaſen des Dudelſaks, der nie fehlen darf, beſſer gekleidet und feſtlicher geſchmückt als gewöhnlich, beſonders die Mädchen, die mit Bändern und Flittern geziert ſind, nach dem Hofe, wo indeſſen alles für ſie zubereitet iſt. An ihrer Spitze gehen der Kubjas und Schilter, dann der Sackpfeifer in gravitätiſch langſamen Schritten; hinter dieſen folgen die Männer und das ledige Mannesvolk, und auf ſie endlich die Weiber und Mädchen. So in Schlachterdnung und mit klingendem Spiel einherziehend gelangen ſie auf dem weiten Hofesraume an, und finden da auf Gottes bloßer Raſenerde einige von Brettern und Balken gelegte Reihen Tiſche und Sitze, wovon die erſtern etwa anderthalb, die letztern aber kaum einen Fuß hoch durch Hülfe untergelegter Steine über die Erde erhaben ſind. Die Leute ſitzen daher ſo niedrig wie die Morgenländer, nur mit dem Unterſchiede, daß dieſe auf weichen Polſtern ruhen, jene dagegen auf harten Bänken ſitzen. Auf dieſen ſogenannten Tiſchen ſind kleine hölzerne Geltchen geſetzt, die man dort Milchbütten nennt, in welchen man ſonſt die ſüße Milch gerinnen und zur Sahne anſetzen läßt, die aber jetzt die Stelle

des

der Schüſſeln und Teller vertreten, mit hölzernen Löffeln daneben gelegt. Die Gerichte ſind ein dicker Brei von grober Grütze, ſaure Milch, Suppe und Fleiſch. Bier und Branntewein dürfen dabei nicht fehlen. Aller Augen ſind auf die Krösustafel gerichtet, und die Freude ſtrahlt auf eines jeden Geſichte. Große Stücke groben geſchrotenen Brodtes, aber kraftvoll und gut gebacken, von deren jedem drei Menſchen [illegible] [illegible] werden können, wurden zuerſt vorgelegt. Drei große Keſſel voll ſchlechter Grützſuppe ſtanden bei den modernen Tafeln, und daraus wurden jene Milchbütten vollgeſchöpft. Ehe man es ſich verſahe, waren ſie ſchon leer, und bei den Keſſeln, aus welchen wie aus einem Brunnen geſchöpft wurde, waren immer fünf bis ſechs Menſchen beſchäftiget. Eine Anzahl von mehr denn 150 ja oft 300 Menſchen, die ſich einen guten Appetit erarbeitet haben, zugleich eſſen zu ſehen, iſt eine wahre Luſt, und nie habe ich Leute begieriger und heißhungriger eſſen geſehen, als bei dem Talkus der Ehſten. Darauf folgte eine Art dicken Breies, ebenfalls von grober Grütze, mit darauf gelegter ranziger Butter und ſaurer Milch daneben zur Verdünnung. Ich bewunderte die treffliche Eßluſt der Leute, welche bei dieſen frugalen, ſchlecht zubereiteten Gerichten, ſich es beſſer ſchmecken ließen, als viele Große an ihren wohlbeſetzten Tafeln. Zur Seite der

der Tiſche ſtanden große Gefäße oder Zuber mit dickem hefigen Biere, das manche zur Abwechſelung ſtatt der Milch zur Grütze aßen. Ehe ſie ſich ſetzten, betete der Kubjas mit lauter Stimme mehrere lange Gebete in Ehſtniſcher Sprache, wobei die andern zwar andächtige Mienen machten, aber mit den Gedanken gewiß mehr in den Schüſſeln waren. Auf den Balkons, in den Fenſtern und am Geländer der Anfahrten, ſtehen nun die ſtolzen Deutſchen und ſehen mit grosherrlicher Miene zu, wie ihre Leibeignen eſſen. Ich unterdrückte oft meinen Unwillen über das aufgeblaſene Herabſehen der adlichen Müſſiggänger auf ihre arbeitſamen und fleißigen Unterthanen, die im Schweiße ihres Angeſichts ihr Brod eſſen, und oft mit ihrem Blute jener die Leckerbiſſen erwerben müſſen, welche ſie mit ihren Hunden theilen.

So des Mittags, der nur erſt das Vorſpiel iſt. Gegen zwei Uhr ziehen ſie wieder unter Begleitung ihres Lieblingsinſtruments, des Dudelſaks auf das Feld an ihre harte Arbeit, die bis Sonnenuntergang dauert, und gewöhnlich für diesmal die Aerndte beſchließt. Nun erfolgt erſt der Hauptakt und der eigentliche Talkus. Der Dudelſak beginnt mit verdoppelter Stärke, wenn Abends nach acht Uhr die Schnitter, ſämmtlich wieder in Reih' und Glied, vom Felde ziehen. Unter Muſik und Jubel ſetzen ſie ſich an die vorge-

ſtl

rigen niedrigen Tiſche auf dem Hofe, und da gemeiniglich den Tag vor dieſem Traktamente eine Kuh, oder ein Ochſe, oder eine halbe Mandel Schaafe geſchlachtet worden iſt; ſo erhalten ſie diesmal ſtatt der Grütze eine ſehr fett gekochte Suppe und große Stücken Fleiſch. Da ſiehet man abermals das Bild wahrer dauerhafter Geſundheit, unverdorbener Magen und ſtarker Eßluſt. Volle rother Geſichter, von der Sonne braun gefärbt, nervichte Fäuſte und abgehärtete Körper erblickt man hier in Menge. Bier und Branntewein wird dabei auch nicht geſpart. Erſteres iſt auf Befehl des gnädigen Herrn in Fäſſern auf dem Hofe, und jeder nimmt davon ſo viel als er will, der letztere wird Glasweiſe ausgetheilt. Nachdem die Mahlzeit ohngefähr eine Stunde gedauert hat, wird der Ball auf dem Raſen eröfnet, und nun beginnt das häufig genoſſene Bier und der Branntwein erſt ſeine Wirkungen zu äuſſern. Der kreiſchende Dudelſack wird hier vorzüglich in Aktivität geſetzt und mit Force angegriffen. Bisweilen wirft die Herrſchaft Aepfel vom Balkon herunter, mitten unter die tanzenden Reihen. Da ſollte man die luſtige Verwirrung ſehen! Das Balgen, Herumſtoßen, Uebereinanderherfallen, dann das Anſchauen und Ueberzählen des Erhaſchten, gewährt ein ſehr unterhaltendes Schauſpiel. Die Alten ſitzen indeſſen gemeiniglich beim Bierfaſſe unbeweglich und wie

wie angenagelt, ſchmauchen ihr Pfeifchen; und überlaſſen die Poſſen dem jungen Volke, welches im wilden Taumel und in wirbelnden Sprüngen herumhüpft, als wenn Hüons Hifthorn es bezaubert hätte. Nicht ſelten machen dabei Fräulein und junge Herren ein Tänzchen mit, wenn ſie von einem jungen Kerl oder Bauernmädchen aufgefodert werden, welches ſich dieſe, ſo es gnädig angenommen wird, zur großen Ehre ſchätzen. Einſt tanzte ein junger Faute, der Herr von M . . . . . d mit der Kammerjungfer des Fräuleins von Ullrich, die ihre vierzig zählte: „Sieh, Chriſtiane, welche Ehre Dir widerfährt"; rief dieſer die ältere Schweſter zu, die fünf und vierzig haben mochte. Ich dachte an Frankreich, gieng im Gefühl meines Unwillens auf mein Zimmer und ſtopfte mir eine Pfeife. — Das Tanzen im Hofe währet bis zehn Uhr, und oft ſahe ich Mädchen mit Mädchen ihren $\frac{3}{8}$ Takt tanzen, weil das Mannsvolk beim Biere ſaß. Alles dieſes geſchieht unter Gottes freiem Himmel, und bisweilen bei einem ſchneidend kalten Winde, wie er im September faſt gewöhnlich in jenen Gegenden zu wehen pflegt. Das laſſen ſie ſich aber nicht anfechten, vielmehr rühmen ſie noch das ſchöne Wetter, wenn nur eben die Sonne ſcheint, oder der Mond aufgeht. Jung und Alt ſchwärmt, und alles wird ſtufenweiſe aufgeräumter, je nachdem das Blut erhitzter wird,

und

und Bier und Branntewein in den Köpfen ihre Wirkung zu thun beginnen. Dieſer Bacchanaliſche Tanz wird nach zehn Uhr gemeiniglich noch in der Riege fortgeſetzt, und dauert oft bis in die halbe Nacht hinein. Die meiſten aber, zumal von den Männern, zerſtreuen ſich eher, und viele kommen taumelnd nach Hauſe. Bisweilen erfolgt hinterher Zank, Prügelei, Mord und Todſchlag. Bei einem Talkus, den der Herr von Vietinghof auf Kechtel gab, erſchlugen einſt acht Bauern ihren Amtmann, (Verwalter, Gutsinſpektor,) der ſie zu hart hielt, und hatten die blutige That bis auf dieſen Tag verſchoben. Sie kamen zum Theil nach Nertſchinſk in die Bergwerke. Und ſo endigen ſich auch dieſe Tage, wie faſt alle dergleichen ausgelaſſene und wilde Schmauſereien.

Meine Leſer kennen nun den Ackerbau, die Aerndte und Behandlung der Früchte in Ehſtland, und wiſſen, daß man in manchen Stücken noch wenig die neuern Erfahrungen deutſcher Oekonomen benutzt hat. Aber eben ſo weit zurück iſt man auch noch großentheils in der Viehzucht. Obgleich manche Güter 3 bis 400 Stück Rindvieh, und mancher gut ſtehende Bauer 8 bis 10 Kühe hält, ſo macht dies doch in Verhältniß des Umfangs der Aecker und Wieſen nur wenig aus. Eine natürliche Folge davon iſt, daß es an Dünger fehlt, und ſehr viele Aecker kaum

alle

alle ſechs Jahre einmal gedüngt werden können. Das gemeine Rindvieh iſt klein, und wegen Mangel an Reinlichkeit und gehöriger Pflege mager, ſtruppicht und unſcheinbar. Niemand darf auch hier die Wartung und in andern Ländern gewöhnliche Benutzung dieſes wichtigen Nahrungszweiges erwarten, weil der Ehſte dazu zu faul und träge iſt; manchen iſt ſogar die Verfertigung der Butter zu künſtlich und beſchwerlich. Sie verbrauchen oder verkaufen lieber die Milch. Nur im Sommer ſind Milch und Käſe die Nahrung des Bauers, die mit dem Eintritt des Winters, aus Mangel warmer Stallung und Fütterung vielfältig verſieget, und vom Bauer blos als eine Sommerkoſt geſchätzt wird. Gute Milch und Sahne iſt daher im Winter faſt nur auf den Gütern allein, ſelten bei den Bauern in den Dörfern zu finden. — Auf manchen Gütern findet man einzelne Hollſteiniſche Kühe vom gröſten Schlage, die gut gehalten werden, und wie Rieſen in der Heerde über die andern hervorragen, auch viele Milch geben. Wegen der ſchlechten Weide und Stallfütterung geben nur die wenigſten Ehſtländiſchen Kühe viele Milch. Eine ſolche Kuh koſtet 5 bis zwanzig Rubel, und ein Paar derſelben nährt manche arme Wittwe oder gefallene Jungfrau mit ihren Kindern nothdürftig. — Die Ehſten, ſo wie die Letten, ſcheiden die Butter nach deutſcher Art, durch Schlagen

oder

oder Querlen, aber auf den Höfen wird ſie wegen der Menge, in Fäſſern, die auf einem Geſtelle umgedrehet werden, zubereitet. — Die Ochſen ſind bei der vernachläſſigten Wartung, mit welcher ſie der Menſch von Jugend auf behandelt, bei der Kälte, Näſſe und den daher entſtehenden Seuchen, von kleinem Körperbau, daher ſie auch nie als Zugvieh gebraucht, wohl aber auf die Maſtung geſetzt werden und fettes Fleiſch geben. Durch wärmere Stallung und beſſere Pflege könnte man ihnen leicht zu Hülfe kommen. Ihr rauches, borſtiges Anſehen, und das Gebrüll, mit welchem ſie bei ſtrenger Kälte Dorf und Flur erfüllen, giebt ihnen aber eine eben ſo verhungerte als gräßliche Geſtalt, empört die Gefühle, mit welchem der geſittete Menſch auf die leidende Kreatur herabblickt, und fodert für die Vortheile, welche dies nützliche Thier dem undankbaren Menſchen leiſtet, die Befriedigung ſeiner natürlichen Bedürfniſſe mit Ungeſtüm zurück. — Rindviehſeuchen ſind zwar jährlich bald in dieſer, bald in jener Gegend, aber ſelten allgemein; ſie ſcheinen auch nirgends zu entſtehen, ſondern mehr durch Anſteckung erhalten zu werden. Oft geſchieht dieſe durch Ukräniſche Ochſen, welche häufig nach Rußland ausgetrieben werden. Bei ſorgfältigen, aufmerkſamen Wirthen kehrt ſie jedoch nur ſelten ein. Kühe, die an Seuchen gefallen ſind, werden mit Haut und Talg auf den

An-

Anger hingeworfen, und jeder Bauer iſt der eigene Abdecker ſeines verrekten Viehes.

Die Ehſtländiſchen **Pferde** ſind, wie die Ruſſiſchen, von kleiner, ſchlechter Raçe, mit großen Köpfen, aber fromm und ſehr dauerhaft, die meiſten [illegible] und mehr häßlich als ſchön. Blos auf den [illegible] einzelner weniger Höfe werden gute, ſtarke und große Pferde zum Reiten oder Kutſchfahren gezogen. Ein gemeines Ehſtländiſches Pferd koſtet von 5 bis 30 Rubel. Obgleich Pferde das einzige Zugvieh im Lande ſind, ſo hat doch mancher Bauer nur eins, die meiſten halten zwei bis drei, und wohlhabende auch vier und ſechs. Die Pferdezucht iſt durchgehends den Bauern überlaſſen, ſie wird gar nicht regelmäßig behandelt, vielmehr gänzlich vernachläſſigt, und iſt mit der Zucht des Hornviehes von gleichem Gehalte. Bei ihren Arbeiten trabt das Füllen neben der Mutter her und ſäuft oft mitten im Ziehen, wird aber in der Weide vielfältig eine Beute der Wölfe, weil ſie ſich völlig ſelbſt überlaſſen ſind. Sie kommen im Sommer faſt gar nicht in den Stall, ſondern weiden Tag und Nacht in den Wäldern und auf den Heuſchlägen, und ſind im Winter, wo es ihnen an warmen Ställen fehlt, ſo wie das Hornvieh, allem Ungemach der Jahreszeit und Witterung ausgeſetzt. Von dieſem Mangel an gehöriger Aufſicht und Wartung, und weil ſie

öfters ſchon im zweiten Jahre zur Arbeit gebraucht werden, rührt es her, daß die meiſten nur halbwüchſig bleiben, ein rauhes, verwildertes und ſtruppiges Anſehn haben, und ſo viel Fleiß als Behutſamkeit erfodern, um ſie von dem vielen Schmutze und den wilden Gewohnheiten zu reinigen und in Zucht und Ordnung zu bringen. Viele unter ihnen tragen die Narben des Streites mit dem Wolfe, was bisweilen ihren Werth erhöht und ihre Güte beſtimmt. Die Ruſſen kaufen daher in Ehſtland auch viele Pferde zur Remonte, und es iſt auch hier daſſelbe arbeitſame Thier, das ohne Hafer unterhalten, und von dem vielen Grasfreſſen im Sommer, mehrentheils eben ſo gut bei Leibe, jedoch mehr dickwanſtig, als anderwärts vom Hafer iſt. Ordentliche Stutereien, wo größere Pferde gezogen werden, giebt es im ganzen Lande kaum drei bis vier. Uebrigens iſt die Menge der Pferde ſehr groß, weil ſie die einzige Art von Zugvieh ſind und alle Arbeiten verrichten müſſen. Eſel und Maulthiere kommen nicht fort, und werden blos als eine Seltenheit von einzelnen Edelleuten gehalten. Daß man die Ochſen zum Pflügen und Fahren gebrauchen könne, und daß ſie in mancher Hinſicht für den Landwirth nützlicher ſeien als die Pferde; davon, ſo wie von vielen andern in Deutſchland als nützlich anerkannten Dingen, kann man die Herren ſo wenig als ihre Bauern überzeugen.

Die

Die Schweinezucht iſt zwar groß, wird aber eben ſo nachläſſig betrieben als die Rindviehzucht. Auch dieſes Thier entgeht der Aufſicht und gehörigen Vorſorge der Menſchen, irrt häufig, ſeinem Triebe überlaſſen, wild umher und thut auf Feldern und Heuſchlägen durch Wühlen vielen Schaden. Sie ſind weder von der Größe noch Fettheit der deutſchen, weil ſie nicht ſo gewartet und ordentlich gefüttert werden. Eichel- und Kartoffelmaſt ſind in Ehſtland unbekannte Dinge, und nur auf den Gütern erhalten ſie Brakmaſt, d. i. Träber- oder Branntweinsmaſt, und dennoch kommen die Schinken den Weſtphäliſchen keinesweges bei. Eine ungeheure Menge werden als Span- und Milchferkel auf die Tafeln der Edelleute gebracht. Die Bauern unterhalten ſelten über 5 Stück. — Schaafe halten die Ehſten nur ſo viel, als ſie zu ihrer Bekleidung brauchen, und zwar mehr braune und ſchwarze als weiſe, weil ihre Nationaltracht die braune Farbe iſt. Sie wollen in dem rauhen Klima auch nicht recht fort. Die Weide iſt einen großen Theil des Jahres hindurch zu naß und zu kalt, der Winter zu hart, der Mangel an gehöriger Pflege und warmer Stallung drückend, und die räuberiſchen Wölfe ſind für ſie zu gefährliche Feinde. Dem letztern Uebel könnte jedoch durch gemeinſchaftliche Anſtalten, zur Verminderung oder gänzlichen Ausrottung dieſer Thiere, von

Seiten der Herrſchaften bald abgeholfen werden, wenn es den Herren ein Ernſt und ſie nicht zu nachläſſig hierin wären. Nur das Bedürfniß der Kleidung beſtimmt die Anzahl der Schaafe, die der Bauer hält, und die Heerden des Adels ſind, in Vergleich ſeiner Wieſen und Grundſtücke, eben ſo klein als ſchlecht unterhalten. Solange die Bedürfniſſe der dortigen Einwohner ſich nicht vermehren, ihr Geſchmack und Gefühl nicht verfeinert, Fabriken und Manufakturen angelegt und mehr Luxus die Seele des Handels wird, darf man keine Veränderung zum Beſten dieſes dem Menſchen ſo wohlthätigen Thieres erwarten; und auch dann noch würde mehr Fleiß und Luſt erfodert werden, um das einheimiſche Geſchlecht mit ausländiſchen Gattungen zu vermiſchen. Die dortige Wolle iſt weicher als die Sächſiſche und kommt der Engliſchen bei, nur daß ſie kürzer iſt. Das letztere iſt eine Folge der Kälte und Härte, welcher dieſes weiche Thier Tag und Nacht ausgeſetzt, und der wenigen Schonung und Vorſicht, mit welcher es von den Hütern behandelt wird. Fände ſich nur ein reicher und angeſehener Edelmann, oder Fabrikant in einer Stadt, der die Anlage und Vergrößerung einer die Wolle verarbeitenden Manufaktur, und mit dieſer zugleich die Vermehrung der Schaafzucht über ſich nähme, ſo würden gewiß mehrere vom Adel ſeinem Beiſpiele folgen; ſelbſt der Bauer würde dem Vortheil der Wolle ſeinen

gro-

groben Wattmann, und ſeiner Sinnlichkeit die rauhe Gewohnheit ſich zu kleiden, aufopfern, ſeinen Weberſtuhl zum Theil verlaſſen, und wenn er das, was er zeither zu ſeiner Bekleidung ſelbſt verfertigen mußte, durch Tauſch gewinnen könnte, mehr zum Fleiß im Ackerbau, in der Viehzucht ꝛc. hingeleitet, und der höhern Stufe ſeiner Kultur näher gebracht werden. — Für einen, höchſtens anderthalb Rubel kauft man dort den fetteſten Schöps, den der Bauer mehr ſeines Fettes und ſeiner Wolle, als ſeines Fleiſches wegen ſchlachtet, und ſich aus ſeinem Felle den Winterpelz macht. Die Lämmerfelle ſind beſonders ſchön, weich und leicht, kraus und von verſchiedener Farbe. Es kommt aus Ehſtland viele geſponnene Wolle nach Lief- und Kurland, und der Verbrauch derſelben, zumahl der braunen und ſchwarzen iſt größer als in irgend einem andern Lande, weil ſie die einzige Bekleidung der Bauern iſt; denn ſowohl Männer als Weiber tragen Röcke und Oberröcke von ſelbſt gewirkten groben braunen Tuche, das man Wattmann nennt, in welchem auf den Höfen unbemittelter oder geitziger Edelleute ſelbſt die Domeſtiken gekleidet werden, das ſehr wohlfeil iſt und auch zu Pferdedecken, Stubenteppichen und andern ähnlichen Zwecken verbraucht wird.

Dies führt mich auf die häuslichen Arbeiten der Ehſten und Ehſtinnen. Ein Bauer, der ein guter Wirth ſeyn will, muß ſich beinahe, den Hut und Pelz ausgenommen, alle ſeine Kleidungs-

dungsſtücke, Geſchirre und Geräthſchaften ſelbſt machen können. Alles, was zum Feldbau gehört, Pflug, Egge, Räder, Schlitten, u ſ. w. ſeine Geräthſchaften im Hauſe, ſogar ſein Haus ſelbſt, ſeine meiſten Werkzeuge, ſeine Bekleidung vom Hemde bis zu den Schuhen, verfertigt er ſich ſelbſt. Er iſt ſich Schneider, Schuhmacher, Wollen- und Leinweber, Beutler, Strumpfwirker, Tuchmacher, kurz alles. Nur der Hutmacher, Kürſchner und Eiſenhändler löſen von ihm. Seine Schaafe liefern ihm Wolle und Pelzwerk. Von der erſtern wirkt er ſich ſeinen groben Wattmann, der ihm zu Rock, Weſte, Kamiſol, und Hoſen dient, und ſeine Gattin ſtrikt ihm davon Strümpfe, Handſchuhe, Gurte und Kniebänder. Kein Schneider in der Stadt löſt Geld von ihm, er nähet ſich alle ſeine Kleider ſelbſt zuſammen, die aber freilich auch das Gepräge ihres Meiſters tragen. Sehr viele haben Weberſtühle, die ſie einander borgen, daher jeder von Jugend auf ein gelernter Weber iſt. Linnen verfertigen ſie vom ſtärkſten Segeltuche bis zur Feinheit der Schleſiſchen Leinwand, der nur die blendende Weiſſe fehlt; letztere aber natürlich nicht für ſich, ſondern für den Hof. — Eine Bäurin muß aber faſt noch mehr verſtehen. Auſſer den gewöhnlichen weiblichen Handarbeiten, Nähen, Stricken, Spinnen, Kornſchneiden, Waſchen, Kochen, u. ſ. w. wirken ſie auch ihren Männern Gurte, weben

Leinwand und Wattmann; ja verrichten auch vielfältig dem Ackerbau für ſie, und ich habe oft mit Verwunderung Weiber und Mädchen pflügen, ackern, ſäen, eggen, einfahren und ſo gut reiten geſehen als die Männer. Ueberdies beſorgen ſie noch das Brodbacken in ihrem eigenen Ofen, das Schlachten und Wurſtmachen, das Brauen und Seifekochen; ſie hauen Holz im Walde und fahren es ein, nähen, wirken und flechten für ihr Haus allerlei Bänder, Schnuren, Gürtel, u. ſ. w. von Wolle und Flachs. Butter und Käſe machen ſie wenig, laſſen aber deſto öfterer die Milch käſig werden, gieſſen die Molken ab und eſſen den weichen Käſe oder die Sauermilch, welche dick geronnen iſt. Nach der Aerndte bis gegen Weihnachten zu, ſo lange noch Gerſte und Hopfen da iſt, brauen ſie ſich auch Bier; im Sommer aber behelfen ſie ſich zu Hauſe und bei der Feldarbeit mit Milch und Waſſer, und laben blos Sonntags im Kruge mit Bier ihre durſtige Zunge. Gemüſe erzeugen ſie wenig, weil, wie ſie ſagen, das nicht viel Kräfte giebt. Ueberhaupt iſt Gärtnerei nicht ihre Sache. Kohl und Rüben iſt alles, was man ſiehet, ſelten einen Obſtgarten an einem Bauerhauſe, kaum hier und da einzelne Aepfelbäume, und wo man die wahrnimmt, da wohnt gewiß ein ordentlicher, fleißiger Wirth. Deſto häufiger erblikt man ganze

Bee-

Beete oder Länder mit Buchweizen, woraus ſie ſich einen ſchmackhaften Brei zubereiten.

Die Bienenzucht iſt ziemlich anſehnlich, von der unſrigen aber eben ſo weit unterſchieden, als die Wartung aller Thiergeſchlechter, die ich vorhin beſchrieben habe. Obſchon die fleißigen Thierchen, nach harten und langen Wintern, bei allem Fleiße in manchem Sommer dennoch kaum den nöthigen Vorrath zur Nahrung ſammeln können; ſo iſt bei guten Jahren die Honigärndte doch ſehr ergiebig, und mit Wachs wird ein einträglicher Handel getrieben. Nicht nur auf den Edelhöfen findet man Bienenſtände von 20 und 30 Stöcken, ſondern auch viele Bauern halten davon 10 und mehrere. Der Honig wird im September geſchnitten, nachdem man die Bienen durch Pech- und Schwefelrauch theils getödtet, theils vertrieben hat. In wie fern dieſes Tödten der fleiſſigen Arbeiterinnen nüzlich oder ſchädlich ſei, will ich hier nicht unterſuchen. *) Nur wenigen Stöcken läßt man ihr Volk und ihren Vorrath. Dieſe bevölkern dann als die Stämme und Mutterſtöcke, wenn ſie anders glüklich durch den Winter gekommen ſind, im folgenden Sommer wieder mit ih-

ren

*) Man findet davon eine gutgeſchriebene Abhandlung im Maiſtücke der Oekonomiſchen Hefte, Jahrgang 1800, vom Herrn Magiſter Leizner.

ken Schwärmen die ledig gewordenen Behälter. Die Chriſtiſche Methode, ſo wie die von ihm angegebenen Magazinſtöcke, ſind ſchon ziemlich allgemein auf Edelhöfen und Paſtoraten eingeführt. Die Bauern aber bleiben bei ihren ausgehöhlten Bäumen, welche oben und unten mit einem Brett zugemacht und vorn mit einer langen ſchmalen Oeffnung verſehen, die ein Schieber zuhält, an ein Geſtelle von Stangen oder Latten gelehnt, und mit Stricken angebunden ſind. Der Honig iſt dort wohlfeiler als in Deutſchland, wird aber oft von den Bauern verfälſcht. Auf vielen Gütern und Pfarrhöfen wird auch delikater Meth oder Honigwein daraus gebrauet. Im Frühjahre wird nur wenig, in manchen Jahren gar nicht geſchnitten. Iſt ein ſchlechtes Honigjahr geweſen, ſo tödtet man freilich deſto mehrere Bienen, wartet aber dafür die übrigbehaltenen deſto ſorgfältiger ab, damit die Vermehrung durch zeitiges Schwärmen nicht auſſenbleibe. Manche Güter machen recht anſehnliche Revenüen von Honig und Wachs, und auch die Bauern gewinnen vielfältig dabei.

Die Gewerbe und Nahrungszweige, die noch auſſer der Landwirthſchaft auf dem Lande, theils von Ehſten, theils von Deutſchen und Ruſſen, betrieben werden, ſind, auſſer den unvermeidlichen Bei- und Nebenbeſchäftigungen des Landmanns, als Ausbeſſerung ſeiner Zäune und Ställe, dem

Schnei-

Schneiden und Wallachen ſeines Viehes; Beſſergung ſeines Ackergeräthes ꝛc. vornämlich das bereits angeführte Grabenſtechen und Wegebeſſern, wodurch beſonders die Inſelbewohner ſich Geld verdienen; die Fiſcherei, die Wälder, die Jagd, das Steinbrechen, das Schlittenverfertigen und Eisbrechen. Es giebt, wie ich mehrmals angeführt habe, unter den Bauern faſt alle Arten von Handwerkern, theils aber arbeiten ſie blos auf dem Lande, und wohnen nur dann in Städten, wenn ihre Herrſchaften ihrer daſelbſt bedürfen; theils bringt ihnen die Arbeit auf dem Lande, wenn ſie ja Erlaubniß dazu erhalten, (welches aber äuſſerſt ſelten geſchieht,) wenig ein, weil ſie ihren Herrn zu viel von dem verdienten Lohne abgeben müſſen. Sie dürfen auch nur dann auſſerhalb ihres Gebiets auf Arbeit gehen, oder auf ihrer Wohnſtelle fremde Arbeit annehmen, wenn ihre Herren ſie bei Mißwachs nicht erhalten, und mit hinlänglichem Getraide unterſtützen können, oder wenn (welches jedoch ebenfalls nur ſelten der Fall iſt,) die Bevölkerung in einem Gebiete zu ſehr zunähme. Das Waſſer giebt vielen Eſthen mehr oder weniger Beſchäftigung, theils durch die Fiſcherei, theils durch den Fiſchhandel; und den Transport der lebendigen und gefrornen Fiſche. Beſonders iſt dies ein Erwerbzweig für viele Strandbauern und Flußbewohner, die auch

Böte,

Böte, Ruderſtangen u. dergl. verfertigen. Die Waldungen und deren Produkte beſchäftigen viele Bauern auf mannichfaltige Weiſe, und werden für ſie eine Nebennahrungsquelle. Das Fällen der Bäume, das Führen der Blöcke und Balken nach den Beſtimmungsörtern oder Sägemühlen, und die Arbeit auf den Mühlen ſelbſt, wo ſie alles dies nämlich nicht als Frohndienſte verrichten müſſen; das Zimmern und Bauen, das Kohlenbrennen in den Wäldern und das Verführen der erſtern, werden von vielen als Beiarbeiten und Nebenerwerb, beſonders von freigelaſſenen Ehſten, getrieben. Ferner gehört hieher das Theerbrennen, das Entrinden der Weiden, Birken und Rüſtern für die Gerbereien; das Spalten der Dachſchindeln, (welche jedoch nur wenig im Gebrauche ſind,) und der Lichtſpähne oder Pergel, von Kien- und Birkenholz, die hier überall bei den Bauern das allgemeine, obgleich elende und gefährliche Geleuchte ſind, mit welchem arme Leute handeln; das Bähen und Bereiten der Schlittenbäume von Birken, vornämlich im Pernauſchen und Fellinſchen; das Spalten der Faß- und Tonnenreiſe von Weiden- und Birkenholz; die Verfertigung der kleinen cylindriſchen Gefäße von Birkenrinde, und der Bade- und Kehrbeſen, deren ich ſchon beim Baden und bei der Birke gedacht habe; die Verfertigung der ſogenannten Fehmerſtangen, (Zieheſtangen an ein-

einſpännigen Fuhrwerken,) und Krummhölzer; das Schnitzen mancherlei Holzwaaren, Schaufeln, Stiele, Querle, hölzerner Teller und Löffel ꝛc. das Flechten der Baſtſchuhe von Linden- und Birkenrinde u. ſ. w. Auch iſt die Verfertigung des gemeinen Feuerſchwammes von Baumſchwämmen ein kleines Nebenerwerbsmittel mancher alten oder müßigen Bauersleute: nicht weniger die Jagd und der Fang auf Wölfe und Geflügel, beſonders auf Waldhühner und Entenarten, auch Schnepfen und andere eßbare Vögel, die in Ehſtland überaus häufig und ungemein lohnend ſind. Die Bauern bringen ſie gewöhnlich des Sonntags vor der Frühkirche auf die Höfe und Pasterate, öfterer aber ſchaffen ſie dieſelben in die Städte, wo ſie ihnen beſſer bezahlt werden.

Die Steinbrüche ſind ebenfalls für mehrere Landleute, vornämlich nach Narwa zu, eine ergiebige Fundgrube. Der [illegible] der Bruchſteine, das Sammeln der Feldſteine im Sommer, die Ziegel- und Kalkbrennereien, das Mauern, und hin und wieder auch die Verfertigung von allerlei Töpferwaaren, verſchaft manchen einen hübſchen Verdienſt, zumal den auf dem Lande lebenden Ruſſen. Aber vor allen iſt der Winter für fleißige Landleute eine ergiebige Erwerbsquelle. Viele verfertigen die kleinen einſitzigen Schlitten, die ſogenannten Borkſchlitten, fahren damit [illegible] der zum Verkauf im Lande herum, oder [illegible] ſie zu

Dur

Dutzenden bei ſich vorräthig ſtehen. Andere brechen Eis, oder befreien die Gehöfde von Schnee und Eiſe. Jedes Gut hat einen Eiskeller, der mit Eiſe gefüllt werden muß. Dieſes übernehmen gewöhnlich und am liebſten die Ruſſen, hier und da aber doch auch freie und auf Arbeit abgelaſſene Ehſten. Sie brechen die Eisblöcke in Seen oder Flüſſen, bringen ſie nach den bedungenen Kellern, und legen ſie ein, ſo feſt und dauerhaft, daß ein ſolcher Eiskeller den ganzen Sommer hindurch zur Aufbewahrung der Speiſen und Getränke hält. Die Eisbrecherei iſt ſehr ſchwer, erfodert viele Stärke, und ſcheint gefährlich. Die Leute aber ſind darin ſo geübt, daß ihnen die Arbeit hurtig von den Händen geht, und ſelten einer Schaden [illegible]. Nicht wenige nähren ſich [illegible], beſonders die nach den Städten entlaſſen ſind. Sie kaufen Eier, Butter, Hühner, Enten, Erdbeeren und andere Früchte; auch die Weiber und Kinder erwerben ſich den Sommer hindurch durch das Sammeln der Erd- Him- Crans- Preiſſel- und andere Sorten von Beeren, der Schwämme und Pilze, die ſie zur Stadt oder auf die Güter bringen, manchen hübſchen Rubel. Solche Menſchen befinden ſich meiſtentheils wohl; eigentlicher Hunger und Blöße quält ſie nie, und das Jahr ſei gut oder ſchlecht, ſo finden ſie ihre

Nah-

Nahrung, wenn ſonſt ihr Herr oder Verwalter kein Tyrann iſt.

Ich habe ſchon einigemal der ſchlechten **Wirthshäuſer** oder **Schenken**, in Lief- und Ehſtland **Krüge** genannt, erwähnt: hier will ich eine etwas genauere Beſchreibung davon geben. Die große Gaſtfreiheit im ganzen Lande iſt mit eine Urſache, daß die öffentlichen Wirthshäuſer ſo ſchlecht ſind, und es auch wohl bleiben werden. Man kann, welches in Deutſchland eine Unverſchämtheit heiſſen würde, auf Reiſen, ſelbſt mitten in der Nacht, auf Gütern und Paſtoraten einkehren, und ſich mit Bedienten, Kutſcher und Pferden bei ſeinen Bekannten, ja nicht ſelten bei Blutfremden, einquartieren, ohne wegen des nächtlichen Herauspochens ſcheel angeſehen oder abgewieſen zu werden. Im Gegentheil wird es ein Freund eher übel nehmen, und der Edelmann es ſich für einen Schimpf rechnen, wenn man in der Nähe ſeines Hauſes, Gutes oder Paſtorats, in einem öffentlichen Kruge einkehren wollte. Der Mangel an guten Wirthshäuſern, an Umgange mit freien Menſchen und Perſonen ſeines Standes und deutſcher Abkunft, machen hierin Ehſtland zu Paläſtina. Aber eben dieſe Gaſtfreundſchaft iſt der Grund von der ſchlechten Beſchaffenheit der Wirthshäuſer. Selbſt die neugebauten haben nur gute Ställe für das Vieh und für viehähnliche Menſchen; aber die Stuben,

ſelbſt

ſelbſt die, welche für Herrſchaften beſtimmt ſind, und deutſche Kammern oder Herren-Stuben, (Saxa-Tubba) genennt werden, ſind gewöhnlich ſehr ſchlecht. In dieſen elenden Quartieren findet man gewöhnlich nichts als Bier und Branntwein, Haſer und Heu, und wenn es hoch kommt, Milch, Butter, Eier und Brod. Gemeiniglich pflegen ſich daher auch Reiſende ſelbſt zu beköſtigen und einen ſogenannten Speiſepudel (Speiſekorb, Käſtchen mit Lebensmitteln,) mit zunehmen. Nur in deutſchen Traiteurhäuſern, die aber auf der Straße ſelten ſind, wird man etwas beſſer bewirthet, und findet auch allenfalls ein Bette, das man ſonſt lieber bei ſich führt, weil man in den gewöhnlichen Krügen blos eine Bettſtelle mit Stroh findet. Dergleichen öffentliche Krüge liegen alle an der Straße, nie wie in Oberſachſen, in oder bei dem Dorfe, und blos der Beſitzer des Guts, auf deſſen Grund und Boden ſie liegen, hat die Gerechtigkeit, Krügerei, d. h. Schenkerei, zu treiben. Er verſieht daher den Krug mit ſelbſt gebrautem Bier und Branntwein vom Hofe, mit ſeinem eigenen Haſer und Heu, Kaffee und andern Bedürfniſſen, baut und erhält den Krug, ſetzt den Wirth, meiſtens einen Leibeigenen, ſelten einen deutſchen Pachter, ein, zieht aber auch die Einkünfte davon, die oft beträchtlich ſind. Ein ſolcher Wirth heißt Krüger und iſt dafür, daß er dem Herren die Produkte abſetzet, frei von allen Abgaben und Hofsdienſten, bekommt

auch noch ein Stück Land dazu, iſt aber dafür verantwortlich, wenn die Rechnung abgelegt wird und ein Deficit erſcheint: für ſich kann er daher wenig Gewinn machen. Krüge an der großen Heerſtraße tragen jährlich nicht ſelten 4 bis 500 Rubel und drüber ein. Hat nun ein Gut die Gerechtigkeit, zwei, drei und mehr ſolche Krüge zu halten, ſo ſind die Revenüen ſehr anſehnlich. Alle Krüge ſind von Holz erbaut, die wenigen ſteinernen aber kalt, und werden daher ſelten beſucht. Um ihnen jedoch ein nur etwas beſſeres Anſehen vor den übrigen Bauernhütten zu geben, ſtreicht man ſie vielfältig roth, weis und grün an. Auſſer dem Pferderaume, in Ehſtland Statolle genannt, der auch zugleich Küh-, Schaaf- und Gänſeſtall, und wer weiß, was noch mehr iſt, beſtehen ſie gewöhnlich aus zwei Zimmern neben einander, das gröſſere und vordere für die Bauern, das kleinere hintere für die Deutſchen. Beide werden durch einen von Leim zuſammengeworfenen, oder von gebrannten Ziegelſteinen geſetzten und mit Kalk betünchten Ofen geheitzt. Das unaufhörliche Lärmen, der unleidliche Geruch, vielerlei Arten von Ungeziefer, nebſt allen möglichen Ausdünſtungen, Rauch, Zugluft, Tabaksqualm, machen einem Ausländer alle Luſt vergehen, da zu herbergen. Ich ſelbſt habe mehrmals — pour la rareté du fait & par curioſité — in ſolchen elenden Kneipen ganze Nächte zugebracht, und hatte Mühe, daß ich nur einen Stuhl von

Rohr

Rohr geflochten und ein Bettgeſtell mit Stroh fand, ein Licht und ein Glas Waſſer bekommen konnte. Himmel! welch eine Glut und Dampf in der ſchwarzen Rauchſtube! es war nicht anders als käme ich in einen Schwitzkaſten oder in ein Dampfbad. Es fiel mir jedesmal wie eine Beängſtigung auf die Bruſt, und ich glaubte zu erſticken. An dem Tage, da ich in einen Krug einkehrte, bekam ich eine rauhe Stimme und allemal den Schnupfen. Eine Menge Bauern, die rauchten, lärmten und ſoffen, betäubten mein Gehör. Welcher ſchreckende Anblick für den Ausländer, wenn er eine Menge lüderlicher, unvorſichtiger, betrunkener Menſchen zwiſchen und neben dem Heu und Stroh, in einer hölzernen, mit einem Strohdach bedekten Hütte, die ganze Nacht hindurch ſorgenlos mit dem Feuer und brennenden Pergel, oder mit der Tabakspfeife in der Hand, umherlaufen ſieht! — Einer darunter, den ſchon der Branntewein den Verſtand umnebelt hatte und der ein großer Redner zu ſeyn ſchien, wandte ſich an mich und ſaalbaderte mir etwas vor, das ich aber großentheils nicht verſtand. Die andern hörten ihm mit vieler Aufmerkſamkeit zu. Als er fertig war, bat er um ein Winarahha, d. i. um ein Trinkgeld. — In einem andern Kruge, wo ich wieder wegen Froſtgefühl einkehrte, war es nicht beſſer. Hier fand ich ebenfalls keine Saxa-Tubba (deutſches Zimmer,) und mußte mich daher mit in der Bauerstube aufhalten. Der unleidliche, die Au-

gen beiſſende Rauch kommt daher, weil die Oefen ſelten gut verwahrt, ja in vielen gar keine, ſondern bloße Kamine in der Stube ſind, die keinen Rauchfang haben, wie in allen Bauernhäuſern. Der Dampf geht daher alle in die Stube und hernach zur Thür hinaus, die deswegen, ſo lange als geheizt wird, halbe Stunden lang geöffnet werden muß. Und in dieſen Hölen ſitzen die Bauern mit dem größten Wohlbehagen, trinken und laſſen ſich ihr Pfeifchen wohlſchmecken. Auf einem Futterkaſten ſaßen zwei Kinder im Hemde und ſpielten. Am Kamin die Krügerin, welche ſpann, und neben derſelben ihr Mann, der Krüger, auf einem Schemel, der ſein Pfeifchen ſchmauchte. Auch traf ich zwei Krämer aus Leal an, welche nach Merjama zum Jahrmarkte fuhren, wegen der heftigen Kälte aber hier eingekehrt waren, und ihre Pferde und Schlitten vor dem Kruge ſtehen hatten. Da ich ſonſt bisweilen in Leal bei dem Herrn Paſtor Schwabe geweſen war, ſo kannten mich die Leute noch und fragten, wo ich herkäme. Ich ſagte es ihnen, wünſchte allen eine glückliche Reiſe und ſetzte mich in den Schlitten. Einer von ihnen folgte mir und verſtopfte, aus wohlgemeinter Sorgfalt, nachdem ich mich geſetzt hatte, mit der Schlittendecke hinten und forn und auf den Seiten alle Lüftungen. „Es iſt ſehr kalt, mein „lieber Herr, ſagte er, verwahren Sie ſich gut, es „ſind noch zwei ſtarke Meilen bis [illegible]nbeck". Ich dankte ihm, trieb mein Pferd an und flog weiter

ter. — Gar oft, beſonders an Sonn- und Feſttagen, findet man Muſik in den Krügen. Da wird getanzt, gezecht und gelärmt nach Herzensluſt. Der Dudelſack, der bei keiner ihrer Vergnügungen fehlen darf, das Brummeiſen und eine elende Violine ſtimmen dann zum Springen an, und wenn eben keine Deutſchen, zumahl Herrſchaften da ſind, gehet es äuſſerſt ausgelaſſen her. In deren Gegenwart aber haben viele doch ſo viel Scheu, Beſcheidenheit oder — Furcht, daß ſie, ſelbſt wenn man ſie dazu aufmuntert, durchaus nicht tanzen oder muſiziren wollen.

Ein andermahl herbergte ich in einem Kruge an der Pernauſchen Straße. Es war ebenfalls ein elender ſchwarzer Rauchfang, in welchem die Grillen recht ihre Niederlage gemacht zu haben ſchienen, denn ſie ſchrieen und hüpften am hellen Tage in großen Schaaren froh am Ofen und in der ganzen Stube herum. Vom Rauche der in der Stube wogte, thaten mir die Augen wehe. Um mich herum in der ſogenannten Deutſchen Stube ein Paar zerbrochene Stühle, zwei alte Bettſtellen mit Stroh ſtatt der Kiſſen, einige Hühner, die Brodkrumen ſuchten, das zwei Fuß hohe und zwei Ellen breite Fenſter über und über mit Eis und Zuckerpapier bedeckt; an der Wand eine hölzerne Uhr, die wohl eben nicht zum Beweis des Perpetuum mobile dienen konnte, denn ſie gieng nicht, und ihre Ziffern waren vor Ruß und Rauch nicht mehr zu ſehen; in der

Ecke einen großen Mehlkaſten, darauf meine Pelze und Schlittendecken, — mein jetziges Bettzeug, — lagen; ein Geruch, den ich noch Tagelang nachher in meinen Kleidern trug; ein Kalk- und Ziegelofen, der kalt iſt; draußen, wenn ich die hintere Thür öffnete, den Stall mit Pferden, Kühen, Schweinen, Ziegen, Schaafen, Gänſen und Enten, und einen Miſtgeſtank zum Erſticken; in der großen Vorſtube das Geheul eines Dudelſacks und das Gelärme nach ihm tanzender, pfeifender, kreiſchender und helljauchzender Bauern; vor mir auf dem Tiſche eine Kanne Bier, gelb wie Kaffee; meine Reiſeſchatulle, den Speiſekorb und — La Fontäne Gewalt der Liebe, mit deſſen Leſen ich ſchon zwei lange Stunden getödtet habe; im Nebenzimmer einen ſchnarchenden Fuhrmann, der mich kaum ſchlafen ließ, und zu den Füßen meinen treuen Pudel, der mir mit ſeinen Poſſen manches Kurzweil macht. Oft ſchrieb ich in ſolchen elenden Kneipen aus purer Langenweile die kurze Geſchichte meiner kleinen Landreiſen auf, obſchon das Lärmen und Geſchrei trunkener Bauern in der Schenkſtube mir den Kopf warm machten, der ohnehin durch das lange und viele Fahren im verdeckten Schlitten wie betäubt war; allein das hinderte mich nicht, die Tage meiner Wallfahrt in Rußland zu durchdenken und die gemachten Bemerkungen aufzuzeichnen, weil mir dies ein Ver-

gnü-

gnügen gewährte, das von der Erinnerung an froh verlebte Tage und liebe treue Freunde unzertrennlich iſt. Freilich wer ſich durch das Lärmen beſoffener Bauern ſtören, von dem unaufhörlichen Beiſſen der Wanzen und Flöhe, die ſich in dem oft verlegenen Stroh und Heu, womit die hölzernen Bettſtellen beſtreut ſind, geſammelt und vermehrt haben, und durch die nächtliche Wärme aufleben, abhalten läßt, dem rathe ich nicht, ſich in einen Ehſtländiſchen Krug hinzuſetzen, und zu leſen oder zu ſchreiben, denn er muß ſich alle Augenblicke kratzen, geſchwätzigen Bauern oder Deutſchen Saalbadern antworten, die Mücken und Fliegen abwehren, und im Winter vor Kälte, im Sommer vor Hitze, heraus laufen und das Freie ſuchen. Im Sommer habe ich des Nachts mehrmals im Wagen geſchlafen, weil man es im Kruge vor Hitze, Qualm, Fliegen und andern Inſekten nicht aushalten kann. Man ſteckt dann gewöhnlich dichtbelaubte Birkenbüſche vor, daß man kaum den Mond oder hellen Himmel ſehen kann, um die Mücken abzuwehren. Man reiſet auch in ganz Lief- und Ehſtland im Sommer gern in der Nacht, theils weil es wegen der angenehmen Kühle bequemer und am Tage die Sonnenhitze allzudrückend iſt, theils weil die Bremſen, zumal in waldichten Gegenden die Pferde unaufhörlich umſchwärmen und plagen.

Oſt-

Oftmals entſtehen in und bei den Krügen die ſchrecklichſten Prügeleien, ja Mord und Todſchlag, wenn Ruſſen kommen oder Deutſche da ſind, gegen welche die Ehſten an Zahl überlegen ſind und ihre Stärke fühlen. Vornämlich entſteht dieß daher, wenn der Deutſche oder der Ruſſe mit ſeinem Fuhrwerk nicht ausweichet, manchesmal auch aus andern Urſachen, Eiferſucht, Neid, Haß, Bosheit, heimlichen alten Grell u. ſ. w. Ich ſahe einſt vor einem Kruge ohnweit Oberpahlen drei von den Ehſten zerprügelte Ruſſen mit blutigen Köpfen auf der Erde liegen, ſo daß der Schnee mit Blut getränkt und aufgeweicht war. Sie waren jämmerlich zugerichtet und wurden halb todt fortgetragen. Die Veranlaſſung waren Kareſſen von Seiten der Ruſſen gegen ein Paar Ehſtniſche Weiber. Die alte Feindſchaft dieſer beiden Nationen äuſſert ſich, ſo oft ſie zuſammen kommen. Nie können ſie in einem Wirthshauſe friedlich bei einander ſitzen, am wenigſten, wenn der Trunk ihre Köpfe erhizt und die Fäuſte geſtählt hat. Dieß iſt auch mit eine Urſache, warum jetzt viele Gutsherren ihre Krüge bequemer einrichten, die Bauernſtube ganz abſondern, und für die Deutſchen zwei davon entfernte Zimmer angelegt haben, die man daher vorzugsweiſe die Deutſchen Zimmer, (Saxa - Tubba) nennt. Wegen des häufigen Reiſens und Fahrens im Winter und der unaufhörlichen Fuhren

der

der Bauern für ſich und den Hof nach der Stadt, in den Wald, auf den Heuſchlag, zu den Feldern 2c. ſind oft die Krüge ſo angefüllt, daß man keinen Raum mehr findet und daher weiter fahren muß. Welches Elend, wenn man auch hier ſich wieder durch das Gewühl der Bauern hindurchdrängen muß, und ſtatt der gewünſchten Ruhe und Bequemlichkeit nichts als ein elendes Nachtlager, Finſterniß und Kälte findet! Im Sommer iſt es zur Noth noch erträglich; aber im Winter, wenn man zumahl keine Bettkiſſen mitgenommen hat, kann man ſeine Noth den Wänden klagen, denn der Bauer hört es nicht, wundert ſich auch wohl noch, wie man nur klagen könne, da man es ſo gut und weit beſſer als er habe. Noch ſchlimmer iſt vollends derjenige daran, welcher die Landesſprache nicht verſteht, denn um dieſen bekümmert ſich gar niemand.

Auſſer dieſen Straßenkrügen giebt es nun auch noch hier und da Kirchen-Dorfs- und Winkelkrüge. Mit den Kirchenkrügen hat es eine ganz eigene Bewandniß. Es ſind Wirthshäuſer, die nicht weit von einer Kirche angelegt ſind. So ſonderbar es auch iſt und ausſieht, wenn man vor und nach der Kirche nicht weit davon eine Geſellſchaft lärmender und oft betrunkener Bauern antrift, die in derſelben Viertelſtunde von dem, was ſie in der Kirche gehört haben, oder noch hören ſollen, gerade das Gegentheil thun;

ſo

ſo ſcheinen ſie doch auf der andern Seite ein unentbehrliches Bedürfniß in dieſem Lande zu ſeyn, und alſo unter die nothwendigen Uebel in Lief- und Ehſtland zu gehören. Man erwäge nur, daß viele Bauern oft zwei bis vier Meilen zur Kirchen gehen oder fahren müſſen, im ſtrengen Winter, bey Schnee, Wind und Geſtöber: wo ſoll der arme Bauer, die erfrorne oder ermattete Bäurin, die doch warlich auch Fleiſch und Blut haben, ſich wärmen? wo ihr Pferd unterbringen? wo ihren ſchmachtenden Durſt im Sommer ſtillen? Daher iſt es bei Kirchen, wo keine ſolche Krüge ſind, für den Prediger ein höchſt läſtiger und verdrieslicher Umſtand, indem ſein Haus für jeden offen ſtehen muß, die Stuben voll ſind, und er durch die zudringlichen Bauern, die ihn oft um etwas zu trinken bitten, gar häufig überlaufen und beunruhiget wird: des unausſtehlichen Geſtanks, Ungeziefers und andern Unreinigkeiten, welche dieſe Leute mitbringen, nicht zu gedenken. Und das fängt ſich Sonn- und Feſttags ſchon 9 Uhr an, (denn Wochenkirchen ſind nie) und dauert bis des Nachmittags 2, 3 Uhr, weil nur einmal Kirche gehalten wird, der weiten Entfernung wegen, indem ſonſt manche Bauern nicht wieder, oder ſehr ſpät, nach Hauſe kommen würden. Mann könnte zwar dem Uebel leicht abhelfen, wenn man bei jeder Kirche ein geräumiges Zimmer bauen ließe, worin ſich

die

die halberfrornen Bauern wenigſtens auswärmen könnten. Es haben daher auch viele Eiferer gegen die Schicklichkeit dieſer Kirchenkrüge losgezogen, aber es bleibt deſſen ungeachtet immer bei dem Alten. An Sonntagen Abends in dergleichen Saufgelagen ſchwärmende Bauern ſingen, tanzen und den Dudelſack blaſen hören, oder Vollzapfen herumtaumeln ſehen, iſt gar etwas Gewöhnliches, das auch der Prediger ſich gefallen laſſen und in ſeine Ohren hineinhören muß. Doch der Sonntag iſt der geplagten Ehſten einziger Erholungstag, und die Töne des heulenden Dudelſacks ſeine innigſte Freude, ſein gröſtes Vergnügen, das er kennt; er vergiſſet darüber auf einige Stunden ſein Elend, fühlt ſich glücklich und freuet ſich des Genuſſes: warum ſollte man es ihm mißgönnen? wer würde ihn verdammen? — Dorfs- und Winkelkrüge giebt es äuſſerſt wenige. Jene ſind Wirthshäuſer in- oder nahe bei einem Dorfe, und dieſe nennt man alle widerrechtlich angelegte Krüge, oder Bier- und Branntweinſchenkerei in einem Bauerhauſe, davon der Edelmann keinen Gewinn zieht. Dergleichen Kneipen ſind auf das ſchärfſte verboten, und werden nur da noch angetroffen, wo keine privilegirte Krüge in der Nähe ſind, oder wo die Bauern einander bei ihrem Erbherrn nicht verklagen. Bisweilen verſtehet man darunter auch einen kleinen Krug an Ne-

ben

kenwegen, der wenig beſucht wird und daher nicht viel einträgt.

Die gewöhnlichen **Zeitvertreibe, Spiele und Vergnügungen** der Ehſten, ſo wie ihre **öffentlichen Beluſtigungen** und **Volksluſtbarkeiten**, tragen eben ſo ſehr den Stempel des individuellen Nationalgeſchmacks, als ſie ein nicht uninteressanter Beitrag zur Kultur- und Sittengeſchichte dieſes Volks ſind. Es iſt daher der Mühe werth, daß wir uns auf einige Augenblicke auf den Tummelplatz des großen Haufens machen, wo ſich Groß und Klein ergötzet und ſeines Daſeyns froh zu werden ſucht, da uns zumahl der Aufenthalt in den dumpfigen ſchwarzen Krügen unwillkührlich heraus ins Freie treibt, um friſche Luft zu ſchöpfen. Die Ehſten lieben wie beinahe alle rohe Völker, das Wilde und Lärmende in ihren Vergnügungen, und ihre meiſten Spiele und Beluſtigungen ſowohl in als außer dem Kruge, faſt dem einzigen Schauplatze ihrer Freuden, athmen Tollkühnheit und Verwegenheit. Unter dem Genuſſe derſelben vergeſſen ſie das härteſte Schickſal und die mühſeligſte Arbeit auf einige Stunden, träumen ſich glücklich und fühlen ſich froh in ihrem Daſeyn. So träge und langſam ſie ſonſt im Arbeiten ſind, ſo flink und behende zeigen ſie ſich bei ihren Spielen. Wenn ſie ſich einmahl einen guten Tag zu machen vorgeſetzt haben, und in ihre Sauf- und Spieltage kommen

men, ſo ſind ſie in dem Genuſſe des Vergnügens unmäßig, und unbändiges Lärmen, Raufen, Schlagen und Stoßen ſind dabei ganz gewöhnliche Erſcheinungen. Das Kartenſpiel, Schaukeln, Schwimmen, Tanzen, Schlittenfahren und ihre ſo ſehr geliebten Badſtuben ſind ihre angenehmſten und gemeinſten Ergötzungen, wozu noch die Johannisluſtbarkeit und der Kalkus kommen. Bei jedem Dorfe, bei den meiſten Krügen und auch ſelbſt auf manchen adlichen Höfen, findet ſich eine Schaukel, im gemeinen Leben Schocke genannt, die viele Aehnlichkeit mit einer ins Kreuz gelegten Weife (Haspel) hat. Sie ruhet oder hängt zwiſchen zwei Pfoſten von Holz, und es können ſich ihrer zwei bis drei darauf ſchaukeln. Dies iſt ihr angenehmſter Sommerzeitvertreib. Andere legen Bretter über dicke Balken und treten auf deren Ende, da ſie denn einander erſt ſanft wiegen oder ſchaukeln, dann aber mit Heftigkeit zum Springen ſich und eines das andere in die Höhe ſchlendern. Vom Ball- und Kegelſpiel wiſſen ſie nichts, ob beides gleich unter den dortigen Deutſchen bekannt iſt und geſpielt wird. Sonſt giebt es der Schaukeln gar mancherlei Arten von ſehr verſchiedenem Bau und Einrichtung. Die größten ſind ſo gebauet, daß ſie ſich wie ein großes Mühlenrad um eine horizontal liegende Welle herumdrehen, welche von einigen Menſchen in Bewegung geſetzt wird. Sie ſieht beinahe

den Flügeln einer Windmühle ähnlich, und es können vier Paar Menſchen zugleich darauf gewiegt werden. Die Welle wird von zwei ſtarken in die Erde gerammelten und vermauerten Balken, 4 bis 5 Klafter hoch, gehalten. Vier Sitze ſind in der Peripherie des Rades angebracht, ſo daß man ſich einmal hoch in der Luft, das andermal nah an der Erde befindet. Dieſes große Rad wird mit unglaublicher Geſchwindigkeit umgedrehet. Die gemeinſte Art der Ehſtländiſchen Schaukeln iſt diejenige, da auf zwei ſenkrechten Pfählen ein Querbalken ruht, der ſich in den beiden Einſchnitten leicht herumdreht. An dieſem Balken hängt ein hölzerner Sitz. Das Mädchen ſetzt ſich und der Burſche tritt ſo darauf, daß jenes ſich zwiſchen den Füßen des letztern befindet. Durch die Beugung der Kniee und Anſtrengung des ganzen Körpers bringt er den Sitz in ſolchen Schwung, daß er ſich und das Mädchen rund um die Axe, [illegible], herumſchleudert. Man findet dergleichen Schaukeln auch vor manchen Adlichen Höfen oder in deren Gärten. Die ſtarke Anſtrengung befördert körperliche Stärke, und mehrentheils ſind noch damit andere Leibesübungen, als [illegible], Ringen, Laufen, Werfen ꝛc. verbunden; man muß aber die Härte ihrer Körper mit in Betrachtung ziehen, wenn man ſich die Möglichkeit [illegible] Vergnügens darin denken will. — [illegible] Som-

mer,

mer, ſonderlich bei heiſſen Tagen, ſchwimmen ſie ſehr oft, und dabei wagen ſie ſich ſo, daß ſelten ein Jahr vergeht, daß nicht einige ertrinken. Das Waſſer iſt ihr Element, und die Inſulaner vorzüglich ſchwimmen und fahren darauf in den kleinſten Böten mit einer Dreiſtigkeit und Leichtigkeit, die den Fremden in Erſtaunen ſetzt. Von ihren Badſtuben habe ich im Vorhergehenden geredet. In den Städten giebt es viele öffentliche Badſtuben, wo ehemals Manns- und Weibsperſonen unter einander zugleich hinkamen und badeten; welches aber in der neuen Polizeiordnung verboten iſt. Noch merke ich davon dieß an, daß ſie während des Badens allerlei Seufzer, Stoßgebete und Herzenswünſche mit anbringen, z. B. [illegible] ſündlichen „Leib [illegible] Seele auch rein von „meinen Sünden." Doch thun dies nur die wenigſten, und bei denen, die es thun, werden die guten Gedanken bald wieder durch den aufwachenden Adam erſtickt.

Von [illegible] dem Dudelſack, (Ehſtniſch [illegible]) habe ich im Vorigen genug geſagt. Er iſt bei allen ihren Freuden das unentbehrlichſte Inſtrument. Die einfachſte Art deſſelben iſt diejenige, deſſen Theile aus einer großen [illegible] oder Pferdeblaſe beſtehen, in welche zwei [illegible]röhrchen als Flöten hineingeſteckt werden. Die größern ſetzen ſie aus Thierhäuten

zu-

zuſammen, und ſie ſind nach einem, zwei oder drei Schnarrwerken, die beſtändig Quinten oder Oktaven brummen, verſchieden. Die Ehſten haben meiſtens die erſtere einfache Art von Dudelſack, der nächſt dem Brummeiſen bei Hochzeits-Aerndte- und andern Feſten das Lieblingsinſtrument iſt. Die gnädige Frau wie der deutſche Handwerker, das leibeigene Mädchen wie der Gutsherr und die jungen Kavaliere ſchwenken ſich wild unter einander herum. Wer nicht für einen albernen Sonderling gehalten ſeyn will, muß es, wenn er einmahl, zumahl bei Hochzeiten, mit in der Geſellſchaft iſt, mitmachen. Daß mir ſo etwas luſtig und ſeltſam vorkam, als ich das erſtemahl ſo toll mit herumſpringen mußte, darf ich wohl nicht erſt ſagen. Indeſſen ſahe ich in der Folge unzähligemahl, daß mancher Hofmeiſter und Doktor, Chirurgus und Kaufmann aus der Stadt eben ſo großen Geſchmack am Dudelſackstanze fanden, als die gnädigen Fräuleins und Frau Paſtorinnen. Daher wird man ſich nicht wundern, daß auch bisweilen die Ergötzungen der feinern Stände das Gepräge der gemeinen Vergnügungen haben und die Gränzen des Anſtandes überſchreiten. Sie ſchaukeln und braſſeln, (d. h. zum Zeitvertreibe ringen, im Ringen ſeine Kräfte verſuchen,) ſo gut wie der Ehſte und Ruſſe. Vornämlich aber finden ſie ihr Vergnügen am Volantſchlagen, ein im ganzen

zen Lande ſehr gewöhnliches Spiel, das bei ſchlechter Witterung in den Zimmern vorgenommen wird. Man beſteckt einen Kork mit Federn, wirft ihn in die Höhe und ſchlägt und fängt ihn, eine Perſon auf dieſer Seite, die andere an jenem Ende des Zimmers ſtehend, mit zwei aus Darmſeiten geflochtenen Klappen ſo, daß er nie zur Erde fallen darf. Es wird dabei mit jedem Schlage gezählt. Fällt der Vogel auf die Erde, ſo geht das Zählen von forn an. —

Ein anderes Lieblingsvergnügen, vorzüglich der Land-Edelleute iſt das Traberfahren oder Wettrennen mit Troſchken und Schlitten. Es werden zwei Pferde vorgeſpannt, ein ſogenannter Traber, (Trotteur) und ein Kurierſtreicher, (Gallopeur.) Der Kurierſtreicher darf nie trottiren, und der Traber nie in den Gallopp ausfallen. Der Traber iſt zwiſchen eine Bern (Doppeldeichſel) eingeſpannt, und hat über dem Kopfe ein elaſtiſches Krumholz, an deſſen beiden Enden die Bern befeſtigt iſt. Der Kurierſtreicher, welcher mit einem ruſſiſchen Nahmen auch Priprätsch, d. h. der Beigeſpannte, heißt, iſt daneben, ohne mit der Deichſel in Verbindung zu ſtehen, durch Riemen oder Stricke an die Achſe des rechten Vorderrades und an das Wagenkreuz, oder auch an die Kufe und den vordern Bug des Schlittens, geſpannt. Die Liebhaber thun ſich darauf viel zu Gute, wenn ihr

Tro-

Trotteur nie gallopirt und der Galloppeur nie trottirt. — Noch finde ich etwas den Deutſchen von den Ehſten mitgetheiltes in den groben, plumpen und läppiſchen Poſſen und Kinderſpielen, die im hohen Grade vielen der hieſigen jungen adlichen Herrn und Fräulein eigen ſind. Dieſe treiben ſie ſonder alles Nachdenken unter ſich, oder auch wohl in Geſellſchaft ihrer Domeſtiken und Erbleute, wenn ſie gleich zwanzig Jahre alt und darüber ſind. Auf kleinen Schiebſchlitten einander fahren, ſich unter freiem Himmel ſchaukeln, jagen, werfen, balgen u. ſ. w. iſt nichts Ungewöhnliches. Ein Freund von mir ſchrieb mir einmal in einem Briefe über dieſen Gegenſtand unter andern folgendes: — „Ich „habe die Weihnachtszeit für dießmahl völlig „müſſig, und daher ſehr mißvergnügt zugebracht. „Die N....ſche und U....ſche Familie war „eben hier. Die jungen Leutlein haben unauf„hörlich geraſet. Ich nahm an ihren Poſſen kei„nen Antheil. Ich kann die hieſigen Fräuleins „mit ihrem queckſilbernen Weſen, unanſtändi„gen Sitten und mehr als kindiſchen Thorhei„ten nicht leiden; ich hüte mich ſogar, mit ihnen „zu reden. Auch iſt keine vernünftige Unterhaltung „mit ihnen möglich, und an elenden, plumpen He„tzereien und Spasmachereien finde ich keinen Ge„ſchmack. Nur auf M. habe ich neulich ein Fräulein „geſehen, das erſte adliche Frauenzimmer, daß mir

ge-

„gefallen hat. Von ihr möchte ich Ihnen lieber, „als von vielen andern hochadlichen Geſchöpfen Ehſt„lands eine Schilderung machen, wenn ich ſie in „den drei Tagen, die ich mich dort aufhielt, recht „hätte kennen lernen.“ — Dieſes ſind die Worte meines Freundes, der gerade auch eben in einem Hauſe lebte, wo fünf Fräulein blüheten, wie man ſie zu Dutzenden auf dem Lande findet; und ſeine Schilderung paßt ſo ziemlich auf das Allgemeine.

Unter die größten Ergötzlichkeiten der hieſigen Bauern rechne ich auſſer dem Talkus den vergnügten Abend vor dem Johannistage. Dieſer wird mit Pechkränzen, Theertonnen und lodernden Holzfeuern, Muſik, Tanz und Geſang auf das luſtigſte gefeiert, und muß die Elenden für die mühſamen Arbeiten des ganzen Jahres gleichſam ſchadlos halten. Wie er in den Städten gefeiert wird, habe ich im erſten Abſchnitte erzählt. Auf dem Lande hat er noch manches Eigenthümliche und Beſondere, wird aber nicht in allen Gegenden überein gehalten, in vielen unter Lärmen und Getümmel, in manchen gar nicht. Hier erzähle ich ihn, wie ich ihn im Dorpatſchen an der Rigiſchen Gränze mit angeſehen habe. Nach neun Uhr des Abends, als die Dämmerung ſchwach einzutreten anfing, kamen alle Bauern des Guts, Männer, Weiber und Kinder in den herrſchaftlichen Hof, in den ſie in ei-

ner langen Prozeſſion zogen. Die Männer hatten rothe Bänder um den Hut, einige ſpielten auf allerhand Inſtrumenten, als dem Dudelſak, der Maulharfe, einer alten Violine und ſiebenſaitigen Harfe: die Weiber und Mädchen aber hatten buntfarbige Bänder und Kränze auf den Köpfen, die theils aus Blumen, theils aus Eichenlaub zuſammengebunden waren, und große Büſchel Gras unter den Armen. Ein lautes Juchhe, zuweilen von Segenswünſchen, zuweilen von Poſſen begleitet, erſcholl durch den ganzen Hof, wovon die nahegelegenen Wälder das Echo wiederhallten. Die Aelteſten unter den weiblichen Unterthanen, die auch oft die Stelle der Hebammen und Aerzte oder Quakſalber auf den herrſchaftlichen Höfen vertreten, ſind gemeiniglich die Vorſängerinnen, und haben die übrigen nur darauf zu merken, mit dem kaſſikenne und kannikenne, einem Hauptausdruck in ihren Liedern, den ich aber, vielleicht weil er keinen Sinn hat, nicht zu erklären weiß, zur rechten Zeit in den Geſang der Alten mit einzufallen. Die Viehſtälle und das darin befindliche Vieh, hatten zuerſt die Ehre, angeſungen zu werden, da denn die Weiber der Bauern gewiſſe Kräuter, die zu einer gewiſſen Stunde des Tages geſammelt werden müſſen, dem Vieh vorwarfen, welche wider Seuchen, das Viehſterben und verſchiedene andere ſchlimme Zufälle helfen ſollen. Von hier [illegible] zie-

giengen ſie unter immerwährendem Singen zu den übrigen Wirthſchaftsgebäuden des Gutsbeſitzers, zu der Scheune, Kleete, Riege, u. ſ. w. alles in der gutgemeinten Abſicht, den Seegen des Himmels für ihre Herrſchaft zu erbitten. Endlich, nachdem ſie auch um das Wohnhaus dreimal mit Geſang ſehr feierlich herumgegangen ſind, trift die Reihe auch die Familie, den Herrn und die Frau, die Kinder und den Hofmeiſter. Alle Angehörige, und wenn eben Fremde oder Gäſte da ſind, auch dieſe, werden von den Sängerinnen mit Kränzen beehrt und mit den übrig gebliebenen Kräutern beſtreuet. Jetzt gehet der Tanz nach dem Dudelſacke an, und der übrige Theil der Nacht wird auf dem Platze vor dem Hauſe oder in der Riege, theils mit Singen und Tanzen, theils mit Trinken und Luſt-Feuern zugebracht, die ſie auf Anhöhen anzünden, um ſie herumtanzen und darüber ſpringen. Viele hängen Pechkränze an hohe Stangen und brennen ſie an, ſo daß die Luft von den vielen Feuern ganz erleuchtet iſt.

Sollten die folgenden ſechs bis acht Blätter meine Leſer nicht ſo amüſiren, als die vorhergehenden, weil ſie von nichts als von Krankheiten und vom Tode handeln, ſo wie von den Mitteln gegen beide; ſo überſchlagen Sie dieſelben. Ich konnte um aller Welt willen dem Triebe nicht widerſtehen, Ihnen auch zu erzäh-

len, wie in Ehſtland die Leute ſterben. — Daß das rauhe nördliche Klima der Geſundheit gar nicht nachtheilig ſei, läßt ſich theils ſchon aus der gütigen Abſicht und Einrichtung des weiſen Schöpfers erkennen, nach welcher die ganze Erde bewohnbar ſeyn ſoll, und er über kein Volk ein ſo großes Maas von Leiden ausgegoſſen hat, daß es darüber klagen und ſich vor andern Nationen für unglücklicher halten dürfte; theils aus dem Wohlbefinden, das alle Ausländer, die nach Rußland ziehen, rühmen. Es dienen aber auch die vielen Greiſe, unter den Deutſchen ſowohl als unter den Bauern im Lande ſelbſt, zum Beweiſe, die beide bei einer ganz verſchiedenen Lebensart, das höchſte Ziel menſchlichen Alters erreichten. Ich kannte mehrere Bürger und Adliche, die über 90 Jahr alt wurden, und unter den Bauern einen Mann von 113 Jahren, und ein Weib von 104 Jahren. Die Krone unter allen aber, der Neſtor und Patriarch in ganz Lief- und Ehſtland, ja vielleicht in ganz Rußland und Europa, war ein alter Ruſſe 40 Werſte von Polotzk an der Gränze von Liefland. Dieſer ſagte noch vor acht Jahren: „ich lebte im dreißigjährigen Kriege und kann mich noch des Eindrucks erinnern, den Guſtav Adolphs Tod machte. Ich lebte unter Peter I. ſeinem Großvater, ich habe Rußland unter zehen Regenten immer ſteigen ſehen, und wenig Menſchen werden ſo

alt;

alt, als ich bei der Pultawaſchen Schlacht war.“ Dieſer Wundermann ward, nach ſeiner eignen Erzählung an einem glaubwürdigen Liefländiſchen Prediger, der mir ſie wieder mittheilte, 1630 gebohren, heirathete in ſeinem 25ſten Jahre, und zeugte in einem ſiebzehnjärigen Eheſtande ſieben Kinder, von denen keines mehr lebt. Wittwer im 42ten Jahre blieb er bis zum 77ten, heirathete wieder und zeugte einen Sohn. Nach 6 Jahren ſtarb ſeine Frau, und da man im reifen Alter langſam wählt, entſchloß er ſich erſt im 93ten Jahre zur dritten Frau. Auch dieſe Ehe war nicht kinderlos, und das Neſtvögelchen iſt jetzt 68 Jahre alt. Mit der letzten Frau hätte er die goldne Hochzeit feiern können, denn ſie lebten 50 Jahre mit einander. Seit ihrem Tode iſt er ſchon 24 Jahre Wittwer. Die Familie dieſes Patriarchen hätte zahlreicher ſeyn können. Sie beſteht nur aus 132 Deſcendenten. Der älteſte lebende Enkel iſt 95 Jahre, ein anderer 93, die jüngſten Söhne ſind 86 und 68 Jahre. Alle zuſammen wohnen in 10 Häuſſern, deren Bewohner ſeine Enkel ſind. Der alte Mann iſt ſo glücklich, wie er es ſeyn kann, denn er iſt geſund, und nichts übertrifft den Reſpekt und die Aufmerkſamkeit, mit der ſeine Familie ihn behandelt. Sein gewöhnlicher Aufenthalt iſt, wie der alten Rußiſchen Bauern, auf dem Ofen

und

und ſo oft er herunter kommen oder ſich hinaufhelfen laſſen will, ſo ſind alle Hände bereit, ihn zu leiten und zu tragen. Beim Eſſen verrichtet er ſelbſt das Gebet, und niemand wagt es, eher in die Schüſſel zu greifen, als bis er den Seegen darüber ausgeſprochen hat. Dies iſt die Nachricht aus ſeinem eigenen Munde, und im Jahre 1794 lebte er noch.

Die Krankheiten unter den Deutſchen ſind dieſelben wie in andern Ländern auch. Viele von ihnen finden ſich bei den Bauern nicht, die überhaupt wenig Kranke, und eigentliche Seuchen beinahe gar nicht, oder doch ſelten haben. Sie laſſen ſich auch nicht leicht mit Aerzten ein, ſondern ſuchen ſich ſelbſt durch Baden, bei welchen Kranke durch geübte Weiber gerieben, gezogen oder geſtreckt werden, durch Schröpfen und Aderlaſſen, auch durch einige Hausmittel zu helfen. Hin und wieder trift man doch auch welche an, die dem hitzigen Fieber, dem Faul- Schleim- und Gallenfieber, den Pocken, dem Fleck- und kalten Fieber, der Ruhr und Waſſerſucht, den Mutterbeſchwerungen, zuweilen der Peſt und dem veneriſchen Uebel ausgeſetzt ſind. Aerzte giebt es im Lande nur wenige. Sie ſind ohnedies oft ſehr weit entfernt und zu theuer, als daß der arme Bauer von ihnen Gebrauch machen könnte. Viele Gutsherren pflegen daher gemeiniglich eine kleine Hausapotheke in Bereitſchaft zu haben, mit der

ſie,

ſie ihren Erbleuten, — ob allemahl mit glücklichem Erfolg? — will ich nicht entſcheiden, an die Hand gehen. Zudem finden ſich hier, gerade ſo wie in andern Ländern, Quackſalber; freilich keine herumziehenden, ſondern ſolche, die ſich in Winkeln aufhalten und ſich das Recht anmaſen, durch allerlei nicht gemeine Mittel Krankheiten heben zu können. So kuriren Deutſche Bauern, und umgekehrt dieſe nicht ſelten jene. Merkt ein Bauer, daß ihm etwas fehlt; ſo iſt ſeine erſte Zuflucht nach dem Hofe: gemeiniglich aber verſparen ſie dies bis auf die lezte Stunde, wenn ſie ſchon nichts mehr retten kann. Dann bitten ſie um etwas Arzenei oder um einen guten Schluck Branntewein. Hilft der nichts, ſo wenden ſie ſich an einen Weiſen oder Beſprecher unter ihrer Nation. Deren giebt es nun mancherlei, als Hexen, Salzbläſer, weiſe Frauen, u. ſ. w. von denen ſie ſich immer gewiſſe Hülfe verſprechen, und dabei ſie, wenn alles fehl ſchlägt, das gute Zutrauen haben, daß ihr Stündlein nunmehr vorhanden, und wider den Tod, dem man ohnehin nicht entgehen könne, und für den ſie ſich auch nicht fürchten, kein Kraut gewachſen ſei. Die Hauptſache bei dieſen vermeinten Weiſen ſind immer gewiſſe Zeichen, Buchſtaben oder Worte. Der Kranke ſchickt ihm etwas Branntewein, die Hauptarzenei des Ehſtniſchen Bauern in geſunden wie in kranken Tagen,

das

darbir der vorgebliche Weiſe einen Theil durch unverſtändliches Murmeln und Ausſprechen gewiſſer magiſcher, krafthabender Worte, zur Arzenei einreihet, etwas Salz darin auflöſet und dem Patienten es ſo einzugeben befiehlt. Man findet in der That viele unter den hieſigen Bauern, die, welches zu verwundern iſt, eine gute Kräuterkenntniß haben, und durch Dekokte davon manchen Schaden heilen. Aber noch mehr muß man ſich wundern, daß einige von ihnen, (es mag nun ſo lächerlich klingen als es will, genug, ich bin Augenzeuge davon geweſen,) Zahn- und Kopfſchmerzen, Naſenbluten, (— welches bei mir ſelbſt einſt der Fall war,) Beulen, Geſchwüre, Verenkungen und dergl. blos durch ein ſanftes Berühren und Streichen heilen, wobei ſie, wie ſich das verſteht, allemal gewiſſe Worte murmeln, denen ſie dieſe Kraft beimeſſen. Einige legen ſich blos auf die Heilung des Schlangenſtichs, das von es hier verſchiedene Gattungen giebt, und ſchaffen durch Beihülfe eines getrockneten Hechtzahns ſchleunige Hülfe. Mit dieſen Künſten halten ſie aber ſehr hinter dem Berge, und nur kurz vor ſeinem Tode offenbart ein ſolcher Weiſer ſeinem Sohne oder Freunde und nächſten Anverwandten das Geheimniß, um nicht, wie er glaubt, durch deſſen Verſchweigung eines gar zu quaalvollen Todes zu ſterben.

Die

Die gewöhnlichen Hausmittel, deren ſich die Bauern bei ihren Krankheiten bedienen, ſind Branntewein, der in jeder Rückſicht bei ihnen oben an ſtehet, Salz, Pfeffer, Schwefel, Theriak, Harlemmer Oel, Schießpulver, asa foetida, und etwa einige Kräuter. In Augen- und Ohrenkrankheiten bitten ſie auch wohl von dem Prediger etwas Wein, der in der Kirche geweſen, und über den die Konſekration gegangen iſt. Oft helfen dem durch keine künſtlich zuſammengeſetzten Arzeneien geſchwächten Bauer ganz einfache Mittel. In jedem Falle aber iſt ihr erſter Verſuch die Badſtube, der ſie ſich auch ſonſt gewöhnlich immer zu bedienen pflegen, theils aus Gewohnheit, theils ſich zu reinigen und zu erquicken. Da ich ihrer ſchon mehrmals erwähnt habe, kann ich hier einer ausführlichern Beſchreibung billig überhoben ſeyn, und will nur noch dies anmerken, daß ſie bei dem öftern Gebrauch derſelben eben ſo alt und älter als einer werden, der alle Tage über ſein Hausapothekchen läuft. Uebrigens iſt ihr Lager bei Krankheiten das elendeſte, das ſich denken läßt. Einſt beſuchte ich einen, der am hitzigen Fieber krank lag, und welcher mir einmahl einen wichtigen Dienſt geleiſtet hatte. Der arme Menſch war im warmen Pferdeſtalle zwiſchen einer Latere *) auf blo-

[illegible] ßes

*) Iſt wahrſcheinlich ein Ehſtländiſches Provinzialwort. Man verſtehet darunter eine von drei

Sei-

ſes mit einer Pferdedecke bedecktes Stroh gebettet und in einen groben leinenen Kittel gehüllet. Seine Oberdecke beſtand aus einem alten ſchmuzigen Tuche. Neben ſich hatte er eine Bouteille Waſſer, einen Teller mit Kranichesbeeren und ein Glas mit Arzenei. Er ſprach ganz ſchwach und matt. Die armen Leute! wirklich, ein Hund hat oft ein beſſeres Lager, als hier einem Menſchen von ſeiner Herrſchaft gegeben wird, denn er war noch dazu ein Hofsdomeſtike. Ein Pferd zu verlieren ſchmerzt manchen hieſigen Adlichen mehr als der Verluſt einer ſeiner leibeignen Unterthanen. Wie ganz anders iſt es dagegen in Deutſchland! da hat doch jeder, auch der ärmſte Bauer, wenigſtens ſein Bette, auf das er ſich bequem legen kann, wenn er krank iſt.

Schröpfen und Aderlaſſen ſind bei allerlei ſchmerzhaften Zufällen beinahe allgemein üblich, und beides wird, meiſt durch Weiber, auf eine ganz eigne Art verrichtet. Das Schröpfen geſchieht auf folgende Weiſe: ein altes Weib nimmt ein Eiſen, womit man den Pferden zur Ader läßt, oder auch wohl eine ſcharfe Meſſerſpitze, und macht damit viele Einſchnitte

in

Seiten eingeſchloſſene mit Krippe und Heuraufe verſehene Stelle für ein Pferd.

in die vorher durch warmes Waſſer erhitzte, aufgedunſene und gehobene Haut. Nun nimmt ſie den Schröpfkopf, der nichts anders als ein kleiner Zylinder von Horn iſt, am Ende mit lauter kleinen Oeffnungen verſehen, erwärmt ihn in heißem Waſſer, und ſetzt ihn auf die blutige Stelle zum Blutausziehen. Um dies zu bewerkſtelligen, ſaugt ſie ſo lange bis der Schröpfkopf voll Blut iſt, gießt das ausgeſaugte Blut weg, und fängt jene Operation wieder von forn, oder an einer andern Stelle an. Doch hat bei manchen dieſe ſchmerzhafte Behandlung bereits aufgehört. Das Aderlaſſen geſchieht mit demſelben Eiſen, mit welchem ſie bei Pferden und andern Thieren die Ader ſchlagen, theils thun es die Schmiedte, theils verrichten ſie es unter einander ſelbſt. Es läuft aber eben deswegen nicht immer gut ab, daher es auch weniger gebräuchlich iſt, und von manchen mit ordentlichen Aderlaß-Schneppern verrichtet wird. In den Zeiten ihres Heidenthums wuſten ſie vielleicht von allem dem Zeuge gar nichts. In Abſicht der Bevölkerung und Sterblichkeit hat das Ehſtniſche Landvolk beinahe den dritten Theil mehr Gebohrne als Geſtorbene, in ſchweren Jahren ſind beide gleich, und in einzelnen Kirchſpielen der Geſtorbenen auch wohl mehr als der Gebohrnen. Der häufige Genuß des Brannteweins, der die Natur forterblich vergiftet und erſchlafft, iſt mit eine Haupturſache der geringen

Be-

Bevölkerung aller der Länder, in welchen er das Lieblingsgetränke des Volks iſt. Ungeachtet meiner Bemühungen war es mir doch unmöglich, genaue Liſten der Gebohrnen und Geſtorbenen zu erhalten, um die ſich die Gutsherrn und viele Prediger wenig bekümmern, und von deren Brauchbarkeit die erſtern gar nicht zu überzeugen ſind. Dies macht den richtigen Ueberblick und die ſtatiſtiſche Kenntniß dieſer Länder ungemein ſchwer und mangelhaft, zeigt von Seiten der Gutsbeſitzer, welche die Zahl ihrer Leibeignen blos überhaupt wiſſen, eben ſo viel Gleichgültigkeit als Unwiſſenheit, und mehrere, welchen ich ein Schema davon mittheilte, konnten ſich kaum vorſtellen, was man mit einer Liſte, welche die verſchiedenen Sterbejahre, den Unterſchied zwiſchen Geſtorbenen und noch Lebenden von gleichem Alter, und den zwiſchen Gebohrnen und Geſtorbenen überhaupt, ſo wie den daraus gezogenen Kalkül enthielte, und die ja niemanden etwas nütze, machen wollte.

Die Krankheit ſelbſt, der Sitz derſelben, ihre Kennzeichen und Zufälle, weiß der Bauer, wie aller Orten, alſo auch in Ehſtland, ſehr ſelten zu nennen oder zu beſchreiben. Gewöhnlich klagt er über Schmerz am ganzen Leibe, Reiſſen in allen Gliedern, Mattigkeit und Mangel an Eßluſt. Nur das hitzige Fieber, die Pocken nebſt der Ruhr und der blauen Blatter, weiß

er

er zu nennen. Dieſe leztere iſt ein giftiges Geſchwür auf der Haut, das nicht ſelten den Tod nach ſich zieht. Sie iſt den Bauern allein eigen, und nur in wenigen Fällen bei den Deutſchen zu finden. Die Urſach ihrer meiſten Krankheiten ſuchen ſie häufig in der Wirkung eines böſen Geiſtes oder in Hexerei, daß ihnen böſe Menſchen etwas angethan hätten. Seuchen oder gewöhnliche Mattigkeit ohne heftige Schmerzen nennen ſie von Gott über ſie verhängte Krankheiten. Gemeiniglich hilft ſich bei ihnen die Natur ſelbſt, weil ſie den entfernten und theuren Arzt ſelten brauchen. Ihre Hausmittelchen oder die Hofsapotheke ſind immer ihre erſte Zuflucht. Wird es darauf nicht beſſer, ſo überlaſſen ſie ſich ihrem Schickſale ganz getroſt und gelaſſen. Denn hilft mir, denken die meiſten, Schiespulver und Teufelsdreck nichts, ſo kann mir alles andere auch nichts helfen.

Für erfahrne und geſchickte Hebammen iſt in den Städten ziemlich gut geſorgt, und eine ſolche Frau iſt ſehr angeſehen, und ſpielt die Rolle einer Dame von Stande. Aber auf dem Lande äuſſert ſich noch ein groſſer Mangel, der oft die traurigſten Folgen nach ſich zieht. Man findet zwar hier und da deutſche Frauensperſonen, die den Gebährenden Hülfe leiſten; allein in ſchweren Geburten wiſſen ſie keinen Rath, weil ſie, ohne Unterricht, blos die Erfahrung ihre Lehrmeiſterin

ſeyn

ſein laſſen. Bei den Bauern läßt ſich jede Alte als Wehmutter brauchen, und zu dergleichen Afterhelferinnen nehmen auch wohl, im Falle der Noth, bemittelte deutſche Perſonen ihre Zuflucht. Welche Martern eine Gebährende von ſolchen Händen leiden muß, kann man ſich leicht vorſtellen. Blos die gute Mutter Natur und ihre Konſtitution rettet in den meiſten Fällen Kind und Mutter. Wie gräßlich iſt nicht manche Gebährende durch die langgewachſenen Nägel an den Fingern, welche die Ehſtniſchen Bauern niemals abſchneiden, zugerichtet und verwundet worden! Eine Probe von der äuſſerſt ſtarken Natur des hieſigen Landvolks kann folgendes Beiſpiel ſeyn. Eine vierzigjährige Zwergin, die durch Hurerei ſchwanger war, brachte ſieben ganze Tage in Kindesnöthen zu. Sie lag zwei Tage ſprachlos und ohne Gefühl: durch den heftigen Schmerz hatte ſie ihre Zunge ganz zerbiſſen. Endlich kam ſie wieder zu ſich, und einer deutſchen Hebamme, die man unter der Zeit, während jene die fürchterlichſten Schmerzen litt, herbei gerufen hatte, glückte es, das todte Kind, dem ſie den Kopf geöfnet hatte, durch zwei andere Weiber mit Gewalt heraus zu ziehen. Mitten unter der ſchmerzhaften Operation aß die Kreißende, ſobald man ſie dazwiſchen etwas ruhen ließ, mit vielem Appetit, und da ſie den Menſchen erblickte, mit dem ſie in Unkeuſchheit gelebt hatte, [illegible] ſie

den

den Wunſch, mit ihm ehelich verbunden zu ſeyn. Sie ſtarb nach etlichen Tagen, wahrſcheinlich blos durch die Würmer, welche ſich bereits noch vor der Entbindung um und in den Geburtstheilen erzeugt hatten. Dieſes hat mir eine Perſon erzählt, welche es ſelbſt mit angeſehen hat. Folgendes Beiſpiel führe ich als Augenzeuge an. Ein leibeigener Böttcher, der ſich mehrere Jahre der Trunkenheit ſo ergeben hatte, daß er davon zu gewiſſen Zeiten vom Verſtande kam, wurde von einem kleinern Gute nach dem Hauptgute eines und deſſelben Beſitzers zur Arbeit gefodert. Unterwegs hatte er in allen Krügen Tage und Nächte lang gelegen, und ſich toll und voll geſoffen. So kam er den Freitag nach Pfingſten auf Peuth an, nachdem er auf 5 Meilen 6 Tage unter Wegs geweſen war. Er [illegible] aufs neue von der Wirthin des Hauſes Branntewein, und ſein Anfall von Tollſucht fieng ſich bereits zu äuſſern an. Der Baron Clodt drohete ihm mit Ruthenſtrafe, wenn er das Saufen nicht unterlaſſen würde. In ſeiner [illegible] nahm er das ſchärſſte Böttchermeſſer und ſchnitt damit wacker auf die Kehle los. Vielleicht gelang es ihm nicht, mit einem Schnitte den Kopf herunter zu bringen; der Schmerz überwältigte ihn, er ſchrie um Hülfe, da ihm ſchon das Blut ſtrohmweiſe aus der vier Zoll breiten Wunde herausſchoß. Damals ſahe ich nicht nur das ſchaudernd fürchterliche Bild eines Selbſtmör-

mörders in ſeiner ganzen Gräßlichkeit, ſondern auch einen Beweiß von der eiſenfeſten Natur dieſes Unglücklichen. Die Luftröhre war durchgeſchnitten, aber die Gurgel noch unverlezt. Die Luft ging ihm daher nicht zum Munde oder zur Naſe, ſondern zum Halſe heraus, weshalb er auch kein lautes Wort reden konnte. Ströhme von Blut floſſen auf der Erde, und nichts war ſo fürchterlich als ſein ſchnaubendes Röcheln. In Ermangelung eines Wundarztes wurde er einſtweilen mit Tüchern verbunden. Vier ſtarke Kerle hatten an ihm zu halten, und genug zu thun, daß ſie ihn niederwürgten, denn er wollte ſeinen Kopf immer gegen die Mauer rennen. Ganze Stücke geronnenes Blut hatten ſich in der Kehle feſtgeſezt: dieſe machten ihm das Athemholen noch ſchwerer. Dabei ſchwamm er in ſeinem Blute, das ohne Unterlaß durch die leinenen Tücher drang. Endlich kam der Wundarzt aus dem nächſten Städtchen Weſenberg. Dieſer verband und bepflaſterte ihn aufs Beſte, verordnete auch innerliche Mittel. Mit welcher ſauren Beſchwerde muſte er ſeinen Kopf immer unterwärts bücken! und doch beſſerte es ſich ſchon nach ſieben Tagen mit ihm. In drei Wochen war er gänzlich wieder hergeſtellt, ſprach, aß und trank wie ſonſt, nur daß er noch immer den Kopf gebückt trug, welches vielleicht jezt bloße Gewohnheit ſeyn mochte. Er erzählte nachher, daß er den tödlichen Streich eigent-

gentlich der Wirthin, die ihm den Branntewein abgeſchlagen hatte, zugedacht habe, allein der Satan habe ihn ſo verblendet, daß er an ſich ſelbſt Hand gelegt habe. Noch am Abende der That begehrte er die Kommunion, verlangte den Prediger, und ſagte, daß ihm ſeine Sünde leid ſei. Es wurde nach dem Prediger geſchickt: dieſer kam und — reichte ihm das Abendmahl, nachdem er vorher etwas mit ihm gebetet hatte, wobei der Unglückliche ganz andächtig zu ſein ſchien. Den folgenden Tag geſtand er, daß er nicht wüßte, wie es ihm geſtern beim Abendmal zu Muthe geweſen ſei. Vier Wochen drauf verrichtete er wie vorher ſeine Arbeit. So endigte ſich dieſe in der That grauſensvolle Scene.

Das Einimpfen der Blattern oder Pocken iſt auch hier bei Deutſchen und Bauern mit gutem Erfolge verſucht worden. Bisweilen werden in einem Gebiete 40 bis 50 Kindern mit einemmale die Pocken eingeimpft. Man hat nur wenige, die bei oder nach der Einimpfung geſtorben wären. Ueberhaupt ſind hier die Pocken für die Jugend weniger gefährlich als in Deutſchland, und es ſterben bei weitem nicht ſo viele Kinder an denſelben wie anderwärts, welches wahrſcheinlich von dem Klima und der rauhen Lebensart der Bauern herkommt, indem ſie ihre Thüren und Fenſterlöcher ſtets offen halten, und nicht ſelten die Kin-

der dem Winde und der freien Luft ausſetzen. Viele treiben die Pocken durch Branntwein heraus, den ſie den damit behafteten Kindern als Arznei eingeben, wobei ſich dieſe nackend und bles, im Hauſe und auf der Straße herumtummeln, und bei Klagen über Schmerzen hinter den Ofen geſteckt und durch eine glühende Hitze zum Schwitzen gebracht werden. Die meiſten geneſen ohne alle Arzenei; manche leiden am Geſicht und Gehör, unfehlbar eine Folge der heißen Oefen und erhitzenden Badſtuben, dahin man die Kinder mitten in den Pocken bringt. So ſind alle Hülfemittel dieſes Volks, bei dem, wegen der Häite ſeiner Natur, gewaltſame Erſchütterungen nöthig ſind, ihr den Kampf mit dem Uebel zu erleichtern, und den Weg zur Geneſung oder — zum Tode zu bahnen. — Die Einimpfung der Kuhpocken iſt jetzt auch keine ganz unbekannte Sache mehr. —

Die gewöhnlichen im Frühjahr und Herbſt graſſirenden Krankheiten ſind das hitzige Fieber, das Faul- und Schleimfieber, Ruhr und Fleckfieber: doch ſind die beiden letztern nicht alle Jahre epidemiſch. Das hitzige Fieber iſt für junge Leute nur ſelten tödtlich, aber deſto gefährlicher für ſchwache und abgelebte Perſonen. Das Faulfieber rafft viele Menſchen hinweg. Die Gelbſucht findet ſich dann und wann bei den Deutſchen. Ich weiß in einer Reihe von Jahren kaum 6 Bei-

ſpiele

ſpiele davon; der Bauer kennt ſie gar nicht, weil er ſich nicht ärgert, keine fetten Speiſen iſſet und Bewegung genug hat. Aber Geſchwulſt und Waſſerſucht opfern manchen auf. Das Veneriſche Uebel und den Skorbut wiſſen ſie in ihrer Sprache mit keinem beſondern Namen zu belegen; ein Beweis, daß ſie beide vor der Ankunft der Deutſchen nicht gekannt haben. Sie bezeichnen ſie mit dem Nahmen der **böſen Krankheit**. Erſtaunen muß man billig, wenn man hört, daß hier und da von der veneriſchen Seuche halbe Dörfer angeſteckt ſind. Dieſes Uebel, das ſie ſehr verabſcheuen, ſo unvorſichtig ſie auch ſonſt dabei ſind, und das durch Verheimlichung, falſche Schaam und Unwiſſenheit noch vermehrt wird, ſchreiben ſie den Ruſſen zu. Mit Perſonen, welche vom Gifte ſchon angeſteckt ſind, iſſet, trinkt, ſchläft und badet der Ehſte ſonder alle Bedenklichkeit und Scheu. Man kann ſich die Wuth, mit welcher dieſes Gift bei den groben Nahrungsmitteln und erhitzenden Branntweintrinken um ſich greift, kaum vorſtellen, das durch den Mangel erfahrner Aerzte vergröſſert, und durch den Gebrauch verſchiedener Hausmittel, mit welchen ſich dieſes Volk bei äuſſerlichen Schäden hilft, darunter ſaure Milch, Krautlake, Dekokte und noch ſchmuzigere Umſchläge gehören, — es mag gerathen oder nicht, — verſchlimmert wird. Sich in eine ordentliche Kur zu begeben, reicht ſein Vermögen

 nicht

nicht zu; zudem denkt er ohnehin nicht eher daran, als bis das Uebel ſchon am größten iſt. Auch gegen dieſe Peſt hat man hier von Seiten der Obrigkeit Vorkehrungen gemacht; wenigſtens haben dieſe den Namen davon, und durch die Vorſorge mancher Gutsherrn und geſchickter deutſcher Wandärzte vermindert ſich dieſes Uebel, das nur noch hier und da im Verborgenen herumſchleicht, jetzt immer mehr.

Unter den deutſchen Einwohnern Ehſt: (und Lief:) Lands ſind viele beſonders mit dem Bandwurme geplagt, deſſen Urſprung einige in dem häufigen Krebs-, Fiſch- und Fleiſcheſſen der Ehſt- und Liefländer ſuchen wollen. Die Hämorrhoiden ſind auch unter den Bauern nicht ganz unbekannt. Vom weiſen Frieſel hört man ſelten etwas; bei Wöchnerinnen und bei den Bauern gar nichts. — Alle hieſige Bäurinnen ſind, wie überall, im Stande, ihre Kinder ſelbſt zu ſäugen. Schon die Alten ſahen es ein, wie widernatürlich und der mütterlichen Beſtimmung und Zärtlichkeit ganz entgegen es ſei, wenn die Mütter ihren zarten Kindern die ſäugende Bruſt verſagen und durch Ammen ſie tränken laſſen. *) Ich freue mich allemal, wenn ich ein junges kraftvolles Bauerweib ihrem

*) Man ſehe nur z. B. Gellius Noct. Attic. L. XII. C. 1.

ihrem kleinen Kinde die volle ſtrozende Bruſt darreichen, und den zappelnden Säugling mit gierigen Zügen den ſtärkenden Balſam hinunterſchlürfen ſehe; ſo wie es auf der andern Seite wieder ein matter und unerträglicher Anblick für mich iſt, wenn ich eine verdrießliche, zuſammengefallene Amme einer andern Mutter Kind auf ihren Armen tragen und an ihre hängenden Brüſte legen ſehe. Und doch iſt leider dieſe Gewohnheit auch vornämlich in Ehſt- ſo wie in Liefland unter den deutſchen Frauen ſehr eingeriſſen. Die meiſten ſind theils aus Liebe zur edeln Bequemlichkeit, theils aus dem Vorurtheile, als ſchade das Selbſtſäugen der Schönheit, theils aus Mangel der Bruſtwarzen, hierzu ganz unfähig. Nicht nur in allen adlichen Häuſern, ſondern auch bei dem Prediger-Stande, und in den Städten in den Häuſern nur etwas bemittelter Bürger, findet ſich dieſe Peſt der Menſchheit. Darum ſind auch unter ihnen ſo viele Schwache, Lahme und Verkrüppelte, und bei dem Landvolke ſo viele raſche, eiſenfeſte, gerade und markvolle Jungen und Mädchen, nach welchen leztern ſo manchen wohlgemäſteten Edelherrn gelüſtet. — Was für ein Herz muß doch in der Bruſt derjenigen Mutter ſchlagen, die dem neugebohrnen hülfloſen Geſchöpfe, das durch ſeine Blicke nur ſie um die Erfüllung ihrer Pflicht anfleht, ihre Brüſte verſagen kann? gabſt du Natur, ſie ihnen blos zum Reiz, oder zur

Zier-

Zierde ihres Körpers? — ſo müßteſt du Baſtarte erzeugen! —

Der Hochzeiten der Ehſten habe ich ſchon einigemal beiläufig erwähnt, und will ſie nun hier etwas ausführlicher beſchreiben. Ich habe vielen, ſowohl Hofs- als Bauernhochzeiten, perſönlich beigewohnt, und jedesmal war es für mich ein Feſt, ein wahrer Wonnetag, Theil an der Freude dieſes armen Volks zu nehmen. Ach, es hat der frohen Tage ſo wenige! und an dieſen ſeinen wenigen Freudenfeſten vergiſſet man mit ihm, durch wie viele Anſtrengungen, und unter welchen drückenden Laſten es ſich dieſelben erſt hat theuer erkaufen müſſen. — Alle Hofshochzeiten, d. h. ſolche, die auf dem Gute von [illegible] gemacht werden, richtet der Gutsherr aus, und bei keiner derſelben kommt er unter 50 Rubeln davon, weil drei ganze Tage wacker geſchmauſt und gezecht wird. Bauernhochzeiten in den Dörfern und Streugeſinden, d. h. in einzeln ſtehenden Bauernhäuſern, richten die Bauern unter einander ſelbſt aus, ohne daß der Erbherr etwas weiteres, als ſeine Einwilligung dazu giebt. Im Ganzen ſind die Gebräuche bei beiderlei Arten dieſelben, nur daß bei Hofshochzeiten alles glänzender und feierlicher hergeht. Uebrigens ſind ſie alle überein und auf einerlei Fuß geformt: wer eine geſehen hat, hat ſie alle geſehen. Der Vollmond hat dabei noch immer einen ſtarken Einfluß,

und

und ſo wie ſie die Verlobung am liebſten zur Zeit des Neumonds halten, ſo begehen ſie ihr Hochzeitsfeſt ſelbſt gern im Vollmonde. Eine Hofsmagd wird, beſonders wenn ſie ſchön und der Beſitzer des Gutes unverheirathet iſt, von ihm ſelbſt dem Bräutigam übergeben: ja er läßt ſie wohl gar in ſeinem Wagen zur Kirche fahren, wo der Bräutigam ſie am Altare von ſeiner Hand empfängt. Die Ehſtniſche Nation liefert mitunter vorzüglich wohlgebildete und ſchöne Mädchen, und es werden viele von ihnen an Deutſche in Städten und auf dem Lande verheirathet, noch häufiger aber als Beiſchläferinnen verkuppelt. Nach den Geſetzen wird eine leibeigene Bäuerin frei, wenn ſie einen freien Mann heirathet; und da ihr der Erbherr dieſes nicht verbieten kann, ſo wenden manche alle Kunſtgriffe an, einen Deutſchen von geringem Stande, einen Handwerksburſchen, Küſter ꝛc. für ſich einzunehmen.

Die Cäremonien, welche vor der Hochzeit hergehen, und mit den ſie den Anfang ihrer Eheverbindung machen, ſind folgende: Wenn ein Mädchen die Jahre der Mannbarkeit erreicht hat, ſo iſt ihr wichtigſtes Augenmerk, wie das aller Mädchen, einen Mann zu bekommen. Sie denkt nun ſchon an den Brautſtand, und fängt an, allerlei Vorbereitungen auf denſelben zu machen. Sie macht nach und nach ihre ärmliche Ausſtattung zurechte, ſtrickt Strümpfe, Handſchuhe, Strumpfbän-

bänder, wenn ſie nur eine Stunde von ihrer Arbeit abbrechen kann, als Geſchenke für ihre Hochzeitgäſte und die Herrſchaft, die ſie denn natürlich dafür wieder, und zwar weit reichlicher, beſchenken. Macht ſie nun durch ihren Fleiß, Arbeitſamkeit und ihre wenige Haabe, — denn ſelten beſtimmt Liebe, ſondern meiſtentheils Eigennutz, Gewinnſucht und Vortheil den Entſchluß des eheluſtigen Ehſten, — Eindruck auf das Herz eines jungen Kerls, und dieſer will um ſeine künftige Geliebte anhalten; (welches gemeiniglich in der Nacht und beim Neumonde geſchieht,) ſo ſchickt er durch ein Paar Freiwerber, ſeinen Vater oder ſeine Mutter nebſt noch einem Bekannten, einige Maas Branntewein in das Haus ſeiner Geliebten, um ihre Geſinnungen zu erforſchen. Gemeiniglich hat dieſe ſchon vorher durch ein altes Weib ſeine Wünſche erfahren, und der Liebhaber weiß auch faſt immer durch dieſelbe alte Kupplerin mit ziemlicher Gewißheit voraus, ob man ſeinem Anbringen Gehör geben werde. Der Gegenſtand ſeiner Wünſche pflegt ſich, wenn die Freiwerber kommen, gewöhnlich zu verſtecken. Nun erfolgt der Antrag ſelbſt, der auf das zierlichſte etwa folgendergeſtalt vorgebracht wird: „Ein „Lamm, fängt einer von den Freiwerbern zu er„zählen an, oder ein Kalb, Vogel, (zuwei„len nennen ſie auch ein Schaaf, eine Gans, „u. a. m.) iſt uns entkommen, und wir glauben,

„daß

„daß es hieher gelaufen sei. Es hat uns viel Sor„ge gemacht, und eben dieses ist es auch, was „wir jetzt suchen. Wir bitten, seid uns zu dessen „Auffinden behülflich". Indessen ist die Braut heimlich herbei gekommen, oder auch zum Schein mit Gewalt herbeigezogen worden, und man bietet ihr und ihren Aeltern Branntwein. Trinken sie, so geben Vater, Muter und Tochter dadurch ihre Einwilligung, und es ist so gut wie unser Jawort; auch tritt das Mädchen nunmehr näher: trinken sie nicht, so passirt ein unvermeidliches Körbchen. Nunmehr wagt der Liebhaber schon in selbst eigner Person einen Besuch. Da es der erste ist, so dürfen die Geschenke nicht fehlen, welche in Kleid, Bändern, Spitzen von unächtem Golde oder Silber u. d. gl., vornämlich aber, — was ihnen das leckerste ist, in Branntewein bestehen. Nun werden die Ringe gewechselt, es wird die Zeit der Trauung bestimmt, und — die Verlobung ist bei einem Glas Branntewein geschehen. Das ist denn auch zugleich die liebe Zeit, wo der Bräutigam das erstemal bei seiner Braut schläft, wo aber vielleicht seine Absicht eben nicht ist, eheliche Rechte zu genießen, sondern nur die verborgenen Eigenschaften seiner Braut, und ihr Benehmen bei Nacht zu untersuchen. Die frische gesunde Bauerndirne unterwirft sich dieser Untersuchung gerne, weil sie weniger nachtheilige Entdeckungen befürchten darf, als

man-

manche ſtädtiſche Dame, welche ihre körperlichen Reize ſo lange zu verbergen ſucht, bis ſie den Mann hat, der dann hinterher oft ſeufzt, manche Wahrnehmung nicht früher gemacht zu haben. —

Endlich kömmt der Bräutigam zum drittenmale, und da wird recht tüchtig gezecht. Nunmehr hat er das Recht, ſeine Braut ungehindert zu beſuchen, wo und ſo oft er will. Unter abermaligen Geſchenken, vornämlich der Weiberhaube und des Kopfſchmuckes, wird der Tag zur Hochzeit beſtimmt. Sind die beiden jungen Leute einmal ſo weit, dann iſts zum Zurücktreten zu ſpät, und wenigſtens mit Koſten verbunden. Denn geht der Bräutigam ab, ſo muß er der Braut alle ſeine Geſchenke laſſen; tritt hingegen die Braut zurück, ſo muß ſie die Geſchenke doppelt bezahlen, und allen aufgegangenen Branntewein erſetzen. — Die meiſten Hochzeiten werden im Herbſte gehalten, weil der Ehſte da am meiſten zu eſſen hat, und ſie ſind deſto zahlreicher oder einzelner, je nachdem die Aerndte reicher oder dürftiger ausgefallen iſt. Ehe ſie nicht vom Erbherrn Erlaubniß haben, dürfen und können ſie weder proklamirt noch getraut werden. Daher iſt nach der Verlobung ihr erſtes Geſchäft, bei dem Edelmanne auf dem Hofe um Erlaubniß und Genehmigung Anfrage zu thun. Dies geſchiehet gewöhnlich kurz vor oder gleich nach dem Anfange

des

des Herbſtes auf folgende Art: Der Liebhaber, oder auch zuweilen ein naher Verwander von ihm, kommt zu ſeinem Herrn, kratzt ſich hinter den Ohren, und thut ganz verlegen, „lieber Herr, ich habe etwas verloren.“ — „Was haſt Du denn verloren?“ — Ach, es iſt mir ein Stück „Vieh, (Kuh, Schaaf, Kalb, gleichviel welches, —) „entlaufen, und das ſuche ich.“ — „Wo iſt es? „haſt du es gefunden?“ — „Ja!“ — nun nennt er ſeine Braut und das Dorf oder Gut, wo ſie her iſt. Giebt der Edelmann ſeine Einwilligung, ſo ſchreibt dieſer ihm zugleich einen Schein, den der Bräutigam dem Prediger zeigt, worauf dieſer das Paar den nächſten Sonntag proklamirt. Bis jetzt geht das Mädchen noch immer im bloßen Kopfe mit der Binde um das Haar, oder dem Perk auf dem Kopfe, und nunmehr werden alle Anſtalten zur Hochzeit gemacht. Die Gäſte verſammeln ſich in des Bräutigams und der Braut Hauſe, der Zug nach der Kirche geht im Gallopp und unter Begleitung einer großen Menge junger Burſche und Mädchen, die theils reiten, theils fahren. Dabei wird geſungen, gejauchzt und frohlockt, und kommen ſie vor merkwürdigen Oertern vorbei, als z. B. ehemaligen heiligen Haimen, oder Hügeln, Graben und Teichen; ſo muß die Braut etwas zum Andenken als ein Opfer hinwerfen. Dieſer Aberglaube findet auch in der Walburgis Nacht und an einigen andern Tagen

Statt.

Statt. Bei der Trauung tritt die Braut dem Bräutigam gern heimlich auf den Fuß, um ihre Herrſchaft nicht ganz zu verlieren. Nach der Kopulation legt ſie die Haarbinde ab und wird gehaubt, d. h. man ſetzt ihr eine Weiberhaube auf und erklärt ſie eben dadurch zur Frau. Bei Hofshochzeiten thut dies meiſtentheils die adliche Dame oder ein Fräulein; bei Dorfhochzeiten die Mutter des Bräutigams oder eine andere Alte. Nun nimmt die Hochzeit ihren Anfang. Sie dauert gewöhnlich drei, bei Wohlhabenden auch wohl vier Tage. Schmauſen und Zechen, Tanz und Muſik, Hokus Pokus und Firlefanz wechſeln dabei auf die barockeſte Weiſe ab. Damit ich die dabei üblichen Gebräuche recht nach der Ordnung beſchreibe, will ich eine Hofshochzeit erzählen, welcher ich auf dem Gute Peuth in Wierland ſelbſt mit beigewohnt habe.

Der Bräutigam war der Hofsſchuſter und die Braut aus dem benachbarten Hulljallſchen Gebiete. Die Hochzeit ſelbſt fiel gerade auf Pfingſten: Hofsdomeſtiken binden ſich nicht ſo ſtreng an den Herbſt, weil auf dem Hofe mehr Ueberfluß herrſcht, als in den armen Hütten der Bauern. Sie dauerte vier ganzer Tage, denn der Herr richtete ſie aus. Den erſten Feiertag war in der Katharinenkirche, unter welchem Kirchſpiel ſowohl Peuth als Hulljall ſtehen, die Trauung vor ſich gegangen, und indeſſen in Peuth auf den

Em-

Empfang und die Bewirthung des neuen Ehepaars alles zurechte gemacht worden. Die Ankunft deſſelben erfolgte aber erſt den dritten Feiertag; denn am erſten und zweiten waren die Hochzeitsfeierlichkeiten auf dem Hofe Hulljall eben ſo gehalten worden, als ſie, wie ich eben erzählen werde, auf Peuth vor ſich gingen. Am dritten Pfingſttage nahmen ſie ihren Anfang. Schon den Abend vorher waren von Hulljall einige Bediente abgeſchickt worden, welche in dem Hochzeitshauſe, einem Nebengebäude auf dem Hofe, die nöthigen Anſtalten machen, z. B. eine Laube vor der Thür errichten, eine grüne Ehrenpforte bauen, das Haus mit grünen Büſchen ausſchmücken muſten, u. ſ. w. Den Dienſtag früh etwa gegen zehen Uhr gieng der Lärmen an. Der Bräutigamsdiener, oder wie man ihn in Ehſtland ſehr vornehm nennt, der Marſchall, (in der Landesſprache Pejepois,) kam zuerſt in vollem Kurier angeritten, und wurde zur Bewillkommung mit einigen Flintenſchüſſen von den Hofsbedienten begrüſſet. Jetzt reichte man ihm eine volle Bierkanne, mit welcher er der Braut, die nunmehr von Hulljall im Anzuge war, ein Paar Werſte entgegen ritt. Es läßt ſich leicht vermuthen, daß in der Kanne nicht viel übrig geblieben ſeyn mag, und wenn der Kerl auch nicht ſo gejagt hätte, als er es wirklich that. Indeſſen war zu ſeinem Zwecke noch immer genug darin. — Der Zug der Braut mit

ihrem

ihrem Gefolge beſtand aus ſiebzehen der kleinen vierrädrigen Bauernwagen. Derjenige, auf welchem ſie mit ihrem Geliebten ſaß, war der erſte und kam im ſchnellſten Gallopp des Pferdes zum Thore herein. Dieſes bekam nun zur Bewillkommung vom Bräutigamsdiener jene Kanne mit dem darin noch übrigen Biere an den Kopf geworfen. Eine, wie mir verſichert wurde, und ich nachher ſelbſt mehrmals geſehen habe, bei allen Hochzeiten übliche Ceremonie, deren Bedeutung ich aber, alles Nachfragens ungeachtet, nicht habe erfahren können. — Nun kam der übrige Zug in vollem Jauchzen und Jubel an. Voraus der Wagen mit dem Bräutigam und der Braut, dann ein anderer, auf dem der Dudelſackbläſer ſaß, ohne welchem Lieblingsinſtrument keine Freude vollbracht wird; endlich folgten die übrigen Verwandten und ſämtlichen Hochzeitgäſte, aber unter ſolchen Lärmen, Jagen und Schreien, daß man ſie alle für betrunken halten mußte. Keiner von ihnen nahm den Hut ab, ungeachtet der Baron mit ſeiner ganzen Familie und mehrern Gäſten an der Thür ſtand. So wie ſie ſich dem Hochzeitshauſe näherten, geſchahen häufige Flintenſchüſſe, und die ſämtlichen Hofsdomeſtiken empfiengen ſie mit einem wilden und unordentlichen Geſchrei in ihrer Sprache, wovon aber nicht ein Wort zu verſtehen war, das man mir hätte verdollmetſchen können, weil es von der Herrſchaft

ſelbſt

ſelbſt niemand verſtand. Ehe ſie noch abſtiegen, ſprang zu allererſt der Bräutigam vom Wagen, und nahm dem Pferde das Krummholz *) ab; dann kam die Reihe an die Braut, welche er herabhob. Das Krummholzabnehmen hat eben: falls ſeine bedeutenden Urſachen, die in dem dicken Aberglauben der noch unaufgeklärten Nation tief verborgen liegen, welche aber niemand erklären kann. Jetzt zog unter fortdauerndem Gepfeiſe des kreiſchenden Dudelſacks der ganze wilde Schwarm ins Hochzeithaus, wo das Singen von neuem angieng und wacker getanzt wurde. Der Ehſtniſche Bauerntanz iſt der ſimpelſte von der Welt und beſtehet aus drei Pas, welche in $\frac{3}{8}$ oder $\frac{2}{8}$ Takte gehen. Bei dem dritten Pas wird jedesmal mit dem Fuße ſtark aufgeſtampft.

Nachdem dieſer Tanz über eine volle Stunde gedauert hatte, (wobei, ſo wie überhaupt die ganze Hochzeit hindurch, die Bauern ihre völlige Freiheit haben, zu thun und zu laſſen, was ſie wol-

*) Ein bei der Ruſſiſchen und Liefländiſchen Anſpanne unumgänglich nöthiger ſtarker, in einen halben Zirkel gekrümmter Stock, der bei einſpännigen Fuhrwerken über dem Halſe des Pferdes hoch empor ſteht, einen Bogen bildet, und durch ſeine Elaſticität die Kummetriemen in die Ziehſtangen feſthält und anklemmt.

wollen, zu lärmen, zu ſauſen und zu ſchreien nach Herzensluſt, ohne daß ihnen vom Erbherrn etwas unterſagt wird,) gieng der Zug unter Begleitung des Dudelſacks nach dem Saale des Wohnhauſes, darin die Herrſchaften und einige fremde Gäſte ſich alle verſammelt halten. Voraus zog ein Anführer mit dem bloßen Degen, der, ſobald er an die Thür kam, noch ehe er eintrat, mit dem Degen an den vier Seiten der Thür das Kreuz ſchlug, wahrſcheinlich, um die ſchädlichen Geiſter zu vertreiben. Jetzt gieng die Ceremonie der Haubung an. Die Braut ſetzte ſich, immer unter den kreiſchenden Tönen des ſchnarrenden Dudelſacks, mitten im Saale auf einen Stuhl, und um ſie herum trat die ganze Menge der Hochzeitsleute. Eine ihrer Angehörigen, (bisweilen thut dies auch die Brautmutter oder eine verheirathete deutſche Weibesperſon vom Hofe,) nahm ihr hierauf die Mütze ab, (es war eine dreitheilige mit rundem Deckel,) und fieng ſie in Gegenwart unſer aller auf das feierlichſte zu kämmen an. Der Ehſte hat eine ganz beſondere Art von Kämmen. Sie ſind von Holz und groben ſtarken Schweinsborſten, gerade in der Form einer runden Bürſte. Nachdem die Braut wacker durchgebürſtet war, reichte eins von den Fräulein der Kämmerin eine neue ſchöne ſilberreiche Haube, welche dieſe der Neuverehlichten als ein ihr gemachtes Geſchenk aufſetzte. Eben ſo bekam

ſie

ſie auch von dem Fräulein ſelbſt eine neue Schürze umgebunden und zugleich eine Ohrfeige nebſt einem Rubel. Ein ganz charakteriſtiſcher Gebrauch! — daß ja auch die kleinſte Gefälligkeit an den Despotismus und die Leibeigenſchaft erinnere! — Bei der erwieſenen Wohlthat liegt mit die Peitſche, — Doch wer weiß, vielleicht ſoll die Ohrfeige auch die Herrſchaft des Mannes anzeigen, oder an die Vergehungen des ledigen Standes erinnern. Symboliſch und herrſchend iſt ſie immer, ſie bedeute auch was ſie wolle. — Nach gegebener Ohrfeige nahm dieſelbe Frau, welche die Braut gekämmt hatte, den Hut vom Kopfe des Bräutigams, der auf einem andern Stuhle neben der letztern ſaß, und ſetzte ihn der Braut dreimal auf, welche ihn aber eben ſo vielmal herunter zu werfen bemüht war, jedoch bei dem jedesmaligen Herunterwerfen wieder auffieng und feſthielt, daß er nicht zur Erde fiel, als wollte ſie ſagen, daß von jetzt an der Mann ihr Herr und Haupt ſei, deſſen Herrſchaft ſie zwar verweigere und gleichſam abzuſchütteln ſcheine, jedoch aber, weil es nun einmal nicht anders ſei, ſich gefallen laſſen und leiden müſſe, wenn ſie nun den Mann behielte. Dies ſcheint das äuſſerſt charakteriſtiſche Hutfeſthalten anzudeuten. Hierauf wurde ihr auch ein neues Halstuch umgebunden, ebenfalls als ein Geſchenk, ein Rubel auf den Kopf gelegt und nach einigen Minuten wieder herabgenommen; auch

zog ſie ein Paar Handſchuh an. Während dieſen ſeltſamen Cäremonien ſangen die ſämtlichen Hochzeitleute bei jeder einzelnen Handlung beſondere Lieder in ihrer Sprache, die mir niemand zu überſetzen wußte. Ueberhaupt habe ich mehrmals die Bemerkung gemacht, und ſie auch durch das eigne Geſtändniß der Vornehmern beſtätigt gefunden, daß der Bauer in ſeiner Sprache weit ſtärker iſt, als die ihn beherrſchenden Deutſchen. Dieſe verſtehen gemeiniglich, etwa die Prediger ausgenommen, nur ſo viel von der Ehſtniſchen Sprache, als man zum Fortkommen im gemeinen Leben nöthig hat. Die Urſache hiervon finde ich wohl darin, weil mehr die Deutſche, als die Ehſtniſche Sprache ihre Mutterſprache iſt. Doch habe ich mir einſt von dem in der Ehſtniſchen Sprache ungemein ſtarken Probſt El. das bei einer andern Gelegenheit ſchon S. 68. angeführte Hochzeitliedchen überſetzen laſſen:

Schmücke, ſchmücke Jungfrau dich!
Schmücke dich mit ſolchem Putze,
Der einſt deine Mutter ſchmückte, u. ſ. w.

Nach allen dieſen oben beſchriebenen Ceremonien gieng das Tanzen wieder an. Die Braut hatte billig überall den Vorreihen und das Recht, jeden, wes Standes, Alters und Geſchlechts er war, zum Tanz aufzufodern. Sie hält ſich das nicht nur für eine beſondere Ehre, wenn ihre Herrſchaft mit

ihr

ihr Aerzt, sondern sie hat auch noch davon den sehr einträglichen Gewinn, daß jeder, der mit ihr getanzt hat, nach geendigtem Tanze ihr einen halben oder Viertels-Rubel in die Hand drückt. Dieses Tanzen dauerte bis gegen ein Uhr Mittags. Jetzt begaben sie ſich wieder ins Hochzeitshaus, wo sie hoch ſchmaußten und den ganzen Nachmittag hindurch tanzten. Bei dieſen Hochzeitsſchmäuſen herrſcht die liberalſte Gaſtfreiheit. Jeder, wer kommt, iſſet und trinket mit, ſo lange als etwas da iſt. Geht das Getränke auf die Neige, ſo ſchieſſen ſie zuſammen und laſſen friſches kommen, wenn anders nicht der Herr freigebig iſt. — Gegen Abend wurden die ſämtlichen Hochzeitsleute wieder in den Saal eingeladen, mit der Erlaubniß, bis um 10 Uhr zu tanzen. Den folgenden Tag dauerte das Singen und Tanzen, Eſſen und Trinken noch fort, und die ganze Feier endigte ſich damit, daß die Gaben und Geſchenke ausgetheilt wurden, welche die Braut in einem Korbe aufträgt. Sie beſtehen in wollenen, ſelbſtgeſtrickten Handſchuhen, Strümpfen und Gurten, auch wohl Strumpfbändern und andern Binden. Das junge Weib gehet von Einem zum Andern, vom Gutsherrn bis zum jüngſten Kinde, zum Hofmeiſter, und wenn eben deutſche Gäſte da ſind, auch zu dieſen, und theilt ihre Geſchenke aus. Man giebt ihr dafür ein willkührliches Geſchenk an Gelde, das aber immer den Werth des Erhaltenen

überſteigt. Dabei wird ein Tiſch mit Welsbröd und Branntwein geſetzt, wovon jedes nach Belieben eſſen und trinken kann. Nach der Gabenaustheilung, welche der letzte Akt bei jeder Bauernhochzeit iſt, wird allenfalls noch ein Tänzchen gemacht und das Feſt iſt geſchloſſen. Von nun an gehet die junge Verehlichte als Weib in ihrer kleinen Haube, welche entweder eine gewöhnliche runde Deckelhaube iſt, oder ſich hinten in einen ſpitzigen über den Nacken herunter hängenden Zipfel endiget, und wohnt mit ihrem Manne im Dorfe; oder ſo dieſer ein Hofsbedienter iſt, am Hofe, unter einem Dache zuſammen.

Mit ähnlichen Schmäuſen feiern ſie auch ihre Taufen und Begräbniſſe. Zuerſt von jenen. Ehe die Aeltern das Kind zur Taufe ſchikken, iſt vorher ihre größte und angelegentlichſte Sorge, woher ſie die Gevattern, deren ſie gewöhnlich drei, bisweilen aber auch wohl zehen nehmen, bekommen ſollen. Das thun ſie nicht aus Intereſſe, denn es giebt keine Pathenpfennige, die im ganzen Lande weder bei Deutſchen noch Bauern, ſo wenig als das Beichtgeld, gebräuchlich ſind, ſondern weil es bei ihnen ſo Sitte iſt, die von ihnen auch die dortigen Deutſchen angenommen haben. Sind ſie damit in Richtigkeit und haben ſie die beſtimmte Anzahl voll, ſo werden ſie vorher wacker mit Branntwein traktirt,

tirt, ſo, daß die lieben Gevattern bisweilen ſchon betrunken zur Kirche oder auf das Paſtorat kommen. Arme, die zu ſolchen ſtärkenden Getränken, als die einzige Lockung und Belohnung für ihre übernommene Mühe, nicht allemal Geld genug haben, müſſen lange ſuchen, ehe ſie einige ihrer Brüder willig machen, das Kind zur Taufe zu bringen. Hofsdomeſtiken bitten nicht ſelten ihre Herrſchaft, den Hofmeiſter oder den Verwalter des Guts zu Taufzeugen, und nebenher noch ſechs bis acht andere ihres Standes. Wegen Entfernung der Kirchen bleiben die Kinder gemeiniglich acht oder zehen, bisweilen vierzehn Tage und noch länger liegen, ehe ſie getauft werden, und nicht ſelten geht die Wöchnerin ſchon den zweiten und dritten Tag wieder an ihre gewöhnliche Arbeit. Deutſche, beſonders Perſonen von Range, laſſen ihre Kinder allgemein vierzehn Tage bis drei Wochen liegen, ehe ſie ſie zur Taufe bringen. Dies ſcheint mir ſehr vernünftig, weil doch indeſſen die kranke Wöchnerin ſich etwas wieder erhohlen, und mit Theil an der Freude dieſes Tages nehmen kann, auch nicht durch die Unruhe bei der Taufe, das Schmauſen und das dabei übliche Lärmen, Laufen und Kommandiren, Kochen, Braten, Backen und Mörſeln geſtört wird, das insgemein die Kranke betäubt, und dieſe darüber vergeſſen, vernach-

lässigt

läſſigt und kränker als vorher wirt. *) — Von Wehmüttern oder Hebammen wiſſen unter den Bauern nur die wenigſten etwas. Vor dem Kirchengange, welchen ſie nach Beſchaffenheit der Umſtände, drei, vier, ſelten ſechs Wochen nach der Entbindung halten, darf keine Sechswöchnerin in eines andern Haus, Hof oder Feld kommen. Das Wochenbette heiſt in ihrer Sprache Winkelbette. Gemeiniglich des Sonntags bringen ſie die neugebohrnen Kinder, welche ſich die Woche hindurch in dem Kirchſpiele geſammelt haben, auf das Paſtorat, wo ſie getauft werden; denn keine Taufe geſchieht auf dem Lande in der Kirche. Der Aktus ſelbſt wird unter Beybehaltung der Lutheriſchen Katechismus Formel, jedoch mit Auslaſſung des Exorzismus, auch in Ehſtniſcher Sprache, auf folgende Art verrichtet: Gleich nach geendigtem Frühgottesdienſt, (denn Nachmittags iſt nie welcher,) ſelten Nachmittags zwei Uhr, finden ſich die ſämmtlichen Gevattern in der Pfarrwohnung ein. Da bisweilen ſechs bis acht Kinder auf einmal getauft werden, ſo iſt die Menge der Gevattern gros, und der Ge-

ruch

*) Salzmann im Karl von Karlsberg, billigt es ſehr, daß die Kinder ein Paar Wochen liegen, und tadelt es, daß man mit ihrer Taufe ſo eilt. Th. 4. S. 172.

noch unleidlich, welcher durch den manchen Kindern mitgegebenen Teufelsdreck noch unerträglicher wird; daher auch immer während der Taufhandlung geräuchert werden muß. Ich habe dieſem Actus vielmal ſelbſt mit beigewohnt, theils als Zuſchauer, theils als wirklicher Taufzeuge. Einmal wurden fünf Kinder getauft. Der Tiſch diente ſtatt des Taufſteins, und eine Serviette ſtatt des ſonſt üblichen rothen mit Spangen beſetzten Scharlachs. Becken und Kanne waren wie gewöhnlich, nur nicht von Silber oder Zinn, ſondern aus Meſſing. Der Küſter war ebenfalls gegenwärtig. Die Gevattern traten ſämtlich in einem Kreiſe um den Tiſch herum, und der Prediger, mit dem Rücken daran gelehnt, ſtand vor demſelben. Die Taufformel wurde nicht bei jedem Täuflinge beſonders, ſondern über jeden mit Auflegung der Hände blos ein Stück derſelben abgeleſen; aber die Waſſerbeſprengung empfieng jedes Kind insbeſondere. Ihres Aberglaubens beim Exorcismus habe ich im Vorigen erwähnt. Eins von den fünf Kindern hatte ſchon vorher von ſeinem Vater zu Hauſe die Nothtaufe erhalten, daher es nicht beſonders von neuem mit Waſſer übergoſſen wurde, ſondern blos mit dem Vater Unſer und dem Kreuzmachen vorlieb nehmen mußte, weil es ſonſt ein anabaptizatus geworden wäre. Die ganze Handlung dauerte ohngefähr eine halbe Stunde, und drei Uhr kamen wir erſt an den

Mit-

Mittagstiſch. Es waren auch noch zwei Leichen zu beerdigen, welches der Paſtor aber durch den Küſter verrichten ließ. —

Ein andermal ſtand ein gewiſſer Herr von P. mit zu Gevatter. Die Taufe wurde ebenfalls auf dem Paſtorate verrichtet, und mußte, wie alle, da verrichtet werden, weil in keiner Landkirche ein Taufſtein iſt. Mit dem Herrn von P. ſtanden noch des Predigers zwei Töchter, und drei andere Bauern zu Gevatter. Weil es im Dezember und ſchon ziemlich dunkel war, mußte ein kleiner Junge zwei Lichte dabei halten. Der Herr von P. in rother Uniform, ſtand gerade vor dem Prediger, das Kind auf ſeinen Armen haltend, das von nun an ſeiner Sklaverei entgegenwuchs, und vielleicht jetzt ſchon mehrmals ſeinen Zorn empfunden hat. Neben ihm zur Rechten, einige Schritte davon, ſtanden die drei Bauern in einer gebeugten de- und wehmüthigen Stellung, als wenn ſie es nicht wagten, der adlichen Atmosſphäre näher zu kommen. Des Predigers Töchter traten gar nicht einmal mit hin. — Iſt der Prediger ſelbſt verreiſet, oder hat er ſonſt Geſchäfte, ſo verrichtet ohne Bedenken der Küſter oder der nächſte Hofmeiſter die Taufe. Es tragen ſich dabei bisweilen wunderliche Ereigniſſe zu. Einſt begegnete in N. während des Taufaktus dem Kinde des daſigen Webers derſelbe Zufall, der Kaiſer Wenzeln bei ſeiner Taufe ſoll begegnet ſein,

es

[illegible] ſie ſich, daß der liquor herabträufelte und auf der Diele hinfloß. Der Paſtor H....s konnte ſich dabei des Lächelns nicht enthalten, welches ihm nachher von den Bauren ſehr übel genommen wurde, aus dem Grunde, weil er mehrere Worte dabei verſchluckt und folglich die Taufe — nicht ihre volle Kraft gehabt habe. — Ich ſelbſt verrichtete einſt in **Oberpählen** in der Nacht auf eine ſonderbare Weiſe eine Nothtaufe. Ich war nicht längſt eingeſchlafen, als etwas an meiner Thür arbeitete, ſie aufmachte und herein kam. Es war der Bediente Martin, der von einem andern Hausbedienten, Nahmens Jaan, abgeſchickt worden war und mich auf deſſen Erſuchen bat, an ſeinem dem Tode nahen Söhnlein die Nothtaufe zu verrichten. Das Kind hatte die **Flage**, d. i. die Epilepſie. Auf meine Verſicherung, daß ich der Ehſtniſchen Sprache nicht hinlänglich mächtig ſei, entfernte er ſich, kam aber bald wieder, und bat mich nochmals auf das dringendſte, das Kind, das bald ſterben würde, deutſch zu taufen. Ich ſtand daher auf, warf meinen Schlafrock über und verrichtete das Nothwerk in deutſcher Sprache. Den andern Morgen ſtarb das Kind. Der Bauer hat den Aberglauben, daß eine Taufe in deutſcher Sprache nicht ſo kräftig ſei, als in Ehſtniſcher, indeſſen doch beſſer als keine, weil ſonſt das arme Kind unmittelbar zum Teufel fahre. Uebrigens iſt es im ganzen Lande der Gebrauch,

daß

daß ſehr oft Kandidaten oder Hofmeiſter die Taufe verrichten, weil der Prediger oft 2 bis 3 Meilen entfernt wohnt, da ſich denn im Nothfall der Bauer gern ſogleich an ſeines Herrn Hofmeiſter zu wenden pflegt. Es war mein erſtes und letztes Werk in der Art, und ich bekam von den guten Aeltern tauſend Gottes Lohn angewünſcht, daß ich ihr Kind, ehe es heim gefahren ſei, getauft habe. — Bei dieſer Gelegenheit erzählte mir der Herr Paſtor H. dem ich den Vorfall melden muſte, folgende hieſige Tauf-Anekdoten. Ein Prediger an der Kurländiſchen Gränze ſollte etliche Kinder taufen, die ihm, wie gewöhnlich, des Sonntags gebracht worden waren. Zum Unglück war zwiſchen ſeinem Hauſe und denen, welche die Kinder brachten, ein breiter Fluß, der bei dem Eisgange, (denn es geſchahe im Frühjahre,) nicht zu paſſiren war. Dies machte aber den Prediger nicht irre. Der Mann holt ein Sprachrohr und befiehlt mittelſt deſſelben den Leuten, ſich auf der andere Seite des Fluſſes ihm gegen über in Ordnung zu ſtellen. Ein Bedienter bringt darauf eine Bienenſpritze und einen Eimer mit Waſſer, aus dem er auf jedes Kind insbeſondere hinüberſpritzt, und dabei jedesmal durch das Sprachrohr die Taufformel ſo vielmal wiederholt, als es nöthig war. — Ein nahmhafter Prediger auf der Inſel Oeſel, der nunmehr todt iſt, hatte die Gewohnheit des Fluchens an

ſich

ſich. Einmal wurde ihm auch ein Kind zu tau-fen gebracht, das unabläſſig ſchriee, und auch während der Handlung nicht aufhörte. K. fängt alſo an: „Ich taufe dich — ei ſo ſchrei du und „der Teufel, — im Nahmen des Vaters, — halt's „Maul [illegible]! — und des Sohnes, — ich „[illegible], daß du [illegible], wo der Pfeffer wächſt, — „und des heil. Geiſtes, — da haſt du's weg du „[illegible]enbinder!“ —

Die Kinder der Eſtinnen ſind mehrentheils ſtarke, volle und [illegible] Kinder, mehr gelb und bräunlich als weiß, und haben alle weiße Haare: ſelbſt ihre Geburt trägt den Stempel der Härte und Feſtigkeit an ſich. Keine Eſtin gebiert auf dem Bette oder in einem Gebährſtuhle; denn beides haben ſie nicht. Die Gebährende tritt an den erſten beſten Platz in der Stube hin, hält ſich an einem Balken, Bettgeſtelle an der Tiſchecke, oder ſonſt irgendwo an, und läßt unter ihre Füße Heu oder Stroh legen. In dieſer Stellung ſchüttet ſie bei leichten Geburten das Kind gleichſam nur hin. Damit es aber nicht zu hoch falle und Schaden nehme, läßt ſie ſich auf die Kniee nieder und biegt den Unterleib hinterwärts aus. Bei ſchweren Geburten, wie ich im Vorhergehenden ein Beiſpiel angeführt habe, leiden ſie oft die ſchrecklichſten Schmerzen, wobei blos ihre ungeſchwächte, harte Natur ſie ausdauern läßt. Ihre Kinder legen ſie nur

eine

eine kurze Zeit in Windeln, und ihre Wiegen ſind Schwingwannen, oder aus Brettern zuſammen genagelte Käſten, die ſie auch oft mit aufs Feld nehmen, und ohne Bedenken das noch zarte Kind im heiſſeſten Sommer der Hitze und Luft ausſetzen. Müſſen ſolche Kinder nicht ſtark werden? nicht früh ſchon den Grund zu einem hohen Alter legen? —

Bei deutſchen Taufen werden wenig Umſtände, doch auf dem Lande mehrere als in den Städten, gemacht. Die Gevattern werden als bloße Taufzeugen, an der Zahl zwanzig und mehrere, durch bloße Viſitenkarten eingeladen, geben kein Pathengeſchenk und heiſſen niemals Herr oder Frau Pathe; und darunter ſind oftmals welche, die man in ſeinem Leben kaum einmal geſprochen hat, und vielleicht nie wieder ſprechen wird. Auch giebt man in der Stadt ſelten einen Schmaus; auf den adlichen Gütern hingegen wird dafür deſto wackerer gegeſſen und getrunken. Wenn die Gevattern aus der Kirche kommen, (denn das Haustaufen iſt in Städten weniger im Gebrauche als auf dem Lande,) welches 11 oder 12 Uhr geſchieht, ſo ſtatten ſie der Wöchnerin ihren Glückwunſch ab, genieſſen etwas Wein, Chokolat, Torte, Konfekt oder anderes Bakwerk, während die Wöchnerin nach der ſtrengſten Etikette und in vollem Staate im Bette ſitzt, wenn ſie ſich auch noch ſo wohl befindet; nachher wird

noch

noch Punſch herumgegeben; und dann geht jedermann nach Hauſe. Handwerksleute geben denn doch wohl Abends noch einen Schmaus, nach deſſen Endigung, wie billig, das Spiel nicht fehlen darf. Bei den Adlichen gehet alles natürlich viel glänzender her, da wird Tafelmuſik gemacht und bei Punſch und Biſchoff bis tief in die Nacht hinein getanzt. Die Wochenbeſuche ſind hier eben ſo häufig im Gebrauche als in Deutſchland, und es vergeht ſelten ein Vor- oder Nachmittag, an dem die Wöchnerin nicht von einer Menge Beſucher beſtürmt wird, wobei ſie ſich immer ſitzend im Bette halten muß. Vormittags pflegen die Herren, Nachmittags die Damen ihre Aufwartung zu machen.

Ich komme zu den Begräbniſſen der Ehſten. Bei denſelben haben ſie ebenfalls wunderliche Ceremonien. Im Allgemeinen machen ſie ſich wenig aus dem Tode, und auch eben nicht viel daraus, wenn einer ihrer Freunde oder Anverwandten ſtirbt. Ihren alten und kranken Aeltern Vorwürfe zu machen, daß ſie die andern dadurch von ihrer Arbeit und ihrem Brode abhielten, ſtatt ſie mit möglichſter Sorgfalt zu pflegen, ſind häufige Vorfälle. Manche freuen ſich auf den dabei üblichen Begräbnißſchmaus, ob er gleich noch ſo mager ausfällt. Ihr Troſt bei ihrer Angehörigen Abſchiede aus dieſer Welt iſt gewöhnlich der, daß der Verſtorbene nunmehr allem Kummer, Mü-

he

he und Arbeit entgangen ſei. Ihr Wunſch iſt, daß ſeine Seele bei Gott ruhen möge. Keinen Todtengräber und Sargmacher oder Tiſchler brauchen ſie nicht, haben ihn auch nicht. Jeder iſt hierin des Andern Diener, der Vater dem Sohne, und dieſer jenem; ſie machen einander Sarg und Grab. Die Leiche wickeln ſie in Leinwand; Armen ziehen ſie nichts als ein Hemde an, und den Weibern binden ſie eine Schürze um. Dabei geben manche dem Todten allerlei mit auf den Weg, davon er ſich auf ſeiner weiten Reiſe beköſtigen könne. Auf ſeine Bruſt, ſo wie nach ſeiner Beerdigung auf ſein Grab, kommt ein hölzernes Kreuz. Haben ſie weit nach der Kirche, ſo wird der Sarg auf einen Wagen, und im Winter auf einen Schlitten gelegt, und ſo auf den Kirchhof gebracht. Die Beerdigung geſchieht in aller Stille blos unter Abſingung einiger Verſe aus einem Sterbeliede. Nur der Prediger und Küſter ſind dabei; oft verrichtet ſie auch der letztere allein. Während dem Geſange wird der Sarg eingeſenkt, und nun wirft einer von beiden drei Schaufeln voll Erde ins Grab, mit den Worten: von der Erde biſt Du geſchaffen, — zur Erde wirſt Du werden, — bis Dich Dein Erlöſer einſt wieder aus der Erde erwecken wird. Dieſer Gebrauch iſt freilich mehr für die Umſtehenden als für den Todten erbaulich. Auch die übrigen Leichenbegleiter wer-

werfen unter allerlei guten Wünſchen etwas Erde ins Grab; doch geſchicht dies letztere nur in einigen Gegenden. Dann wird bei noch immer offenem Grabe über den Todten der Seegen geſprochen, und alles dies bei jedem Tagebegräbniſſe in ganz Ehſtland beobachtet, denn Nachtbegräbniſſe finden auf dem Lande ſo wenig als in Deutſchland auf den Dörfern Statt. In manchen andern Gegenden ſchlagen ſie, ſo bald die Leiche aus dem Hauſe iſt, einen Nagel in die Thürſchwelle; zu welchem Ende, und unter welcher Bedeutung, habe ich nicht erfahren können. Vom Trauern durch Kleider wiſſen ſie nichts: man müßte denn dies dahin rechnen, daß die Ehſtinn ihr ſilbernes Bruſtſchild einige Zeit nach dem Tode ihres Mannes, oder ſonſt eines Verwandten, umgekehrt trägt. Die Verſtorbenen halten ſie in großen Ehren und in werthem Andenken: viele feiern jährlich den zweiten November zu deren Gedächtniß ein ſtilles Feſt, wobei ſie des Nachts den Verſtorbenen Speiſen auftragen, damit die abgeſchiedene Seele nicht verhungere. Iſt etwas davon verzehrt, ſo freuen ſie ſich darüber, ohne zu fragen wie und durch wen. Sie laden ſie auch wohl bei ihren Namen in ihre Badſtube ein, (ihr größtes Vergnügen!) baden ſie namentlich und nöthigen ſie dann zum Eſſen. Doch dieſe und einige andere dergleichen Poſſen machen nur die allereinfältigſten unter ihnen. Die Vernünftigern haben davon beſſere Begriffe; und

und verabſcheuen dergleichen Albernheiten. — Einſt ſah ich auch zwei Füße eines Bauern begraben, der noch lebt. Er hatte ſie erfroren, und ſie waren ihm abgefallen. Sie wurden dem Prediger zugleich mit der Leiche eines Kindes gebracht, und der Kerl, welcher den Leichnam brachte, fragte bei den Prediger an: „ob er wohl ſo gut ſeyn, und zugleich zwei Beine mit begraben wollte?“ Das geſchah. Muß das nicht ein trauriger Gedanke ſeyn, leben, und ſeine Füße im Grabe verfault wiſſen! Der Unglückliche fuhr nachher auf einer kleinen Karre herum und bettelte.

In einem Lande, wo bei den unterſten Volksklaſſen die tiefſte Armuth, verbunden mit Niederträchtigkeit und Tücke herrſcht, wo noch dazu die gerichtlichen Strafen nicht die ſtrengſten und härteſten ſind, wundert man ſich billig über die große allgemeine öffentliche Sicherheit, über die Seltenheit anſehnlicher Diebſtähle, des Mordens und Straßenraubes. Nach Verhältniß der Größe, Weitläuftigkeit und Ausdehnung der Wälder, der Entlegenheit der Güter, Paſtorats und Poſtirungen, hört man nur ſelten etwas von Straßenraube, Mordthaten, gewaltſamen Einbrüchen und großen Diebſtählen, am wenigſten auf dem Lande, ſo daß der Gedanke an Gefahren dieſer Art und die Furcht dafür, fremd ſind. Auch ſind andere ähnliche Verbrechen nicht ſo häufig als in manchen andern Ländern, oder doch

wenigſtens eben nicht häufiger. Daher ſieht man täglich einzelne Reiſende in den dickſten Wäldern nicht nur bei Tage, ſondern ſelbſt in der Nacht, ohne Stock, Gewehr oder Begleitung, in den gefährlichſten Gegenden gehen. Bei aller Sorgloſigkeit wohnt man ſicher in ſeinen Häuſern, an denen man in der Nacht weder Thüren noch Fenſter verriegelt. Alles ſteht offen, ſelbſt die Schränke mit den Juwelen und Silbergeſchirre. Niemand denkt daran, daß er beſtohlen werden könne. Woher dieſe ungewöhnliche Erſcheinung? den Deutſchen, der ſich als ein freier Menſch weit über jeden Bauer erhaben dünkt, hält ſein Stolz von dergleichen Verbrechen zurück, wohl mehr als die Religion und Moral, die ſonſt auch Friede predigen. Der Ehſte, wie der Lette, wenn er nicht durch langen Aufenthalt in den Städten verderbt und liederlich gemacht worden war, iſt ſelten zu Ausſchweifungen dieſer Art geneigt. Seine natürliche Trägheit, der eiſerne Druck und die in der Leibeigenſchaft gegründete Furchtſamkeit, wodurch alle Schwingen des Geiſtes und alles Kraftgefühl gelähmt werden, machen ihn ſelten zu kühnen Unternehmungen fähig. Hiezu kommt eine gewiſſe Ehrfurcht und Scheu gegen die höhern Stände, die dem Landvolke mit der Geburt und durch die Kinderzucht eingeprägt wird, und die auch des Nachts und auf offener Landſtraße ihre Wirkungen äuſſert. Ein gebietendes Wort im

Herrſcher Tone geſprochen, vermag oft mehr als die beherzteſte Gegenwehr, wozu aber freilich ſchon einige Fertigkeit in der Ehſtniſchen Sprache erfodert wird. Zudem hat ſelten einer nöthig, viel zu ſtehlen. Wer nichts mehr hat, der kommt zu ſeinem Erbherrn; dieſer muß ihn unterſtützen und ernähren. Und die Deutſchen finden allenthalben ihr Brodt: ſie dürfen nur vom Gute zu Gut, von Paſtorate zu Paſtorat ziehen, ſo finden ſie nach der hieſigen rühmlichen Gaſtfreundſchaft jederzeit gütige Aufnahme und mitleidige Herzen. In Lief- und Ehſtland ſtirbt keiner aus Hunger, und braucht folglich auch nicht deswegen zu ſtehlen oder zu betteln. Die öffentliche Sicherheit iſt daher ein Vorzug, auf den in der That das ganze Land vor ſehr vielen andern Ländern ſtolz ſein kann, und ſie iſt die Grundlage aller bürgerlichen Glückſeligkeit. Sind ja zuweilen die Straßen unſicher, ſo kommt dies weniger auf die Schuld der Ehſten als vielmehr der Ruſſen, die ſich für Geld eher todſchlagen laſſen, wenn ſie nur wiſſen, wo welches zu erhaſchen iſt. So hatten vor etwa 8 Jahren zwei Ruſſiſche Poſtſoldaten einen Bauer aus dem Hallikſchen Gebiete, bei dem ſie Geld merkten, auf der Straße angefallen, auf das jämmerlichſte zerprügelt, ihm das Geld entwendet, den Kopf und die Füße ganz zerſchlagen, ſo daß das Blut von ihm ſtrömte, ihn an dem Schweif ihrer Pferde gebun-

bunden, und ſo mehr als eine Meile weit hinter ſich her ſchleifen laſſen. Sie kamen ſogar — welche Frechheit! — ſelbſt mit ihm auf das Gut, um ſich vor dem Beſitzer deſſelben zu rechtfertigen, als wenn ſie den Bauer für einen Läufling, (Entwichenen,) gehalten, und in der Abſicht, ihn ſeinem Herrn wieder zuzuſtellen, fortgebracht hätten. Die Kerle ſahen wie Erzräuber und Mörder aus. Weil ſie Poſtſoldaten waren, und als ſolche im Dienſte der hohen Krone ſtanden, durfte niemand Hand an ſie legen. Der Major v. Pillar ſchrieb aber an das Regiment nach Reval, wo ſie Spießruthen laufen mußten. Dieſe Nation allein iſt es, welche zuweilen das Land noch etwas unſicher macht. Auſſerdem aber hat man weder in der Nacht noch bei Tage, ſelbſt in den größten und abgelegenſten Wäldern, etwas zu befürchten. Hierher gehört auch noch folgender Vorfall: Ein Bauer von dem Gute Nurms wurde von ſeinem Herrn in die Stadt geſchickt, um Küchenbedürfniſſe zu kaufen. Es war im Winter und er fuhr mit dem Schlitten. Vierzig Rubel an baarem Gelde und beinahe eben ſo viel in Banknoten hatte er zum Einkauf mitbekommen, die er in einem Kiſtchen, das auf dem Schlitten gebunden war, verwahrt hatte. Vier Werſte von Reval macht er bei einem Kruge Halt, um ein Schälchen d. h. ein Glas Branntewein, zu trinken; gehet hinein und läßt den Schlitten

vor der Thür ſtehen. Als er wieder herauskommt, iſt das Käſtchen weg, die Stricke ſind losgeſchnitten, und in der Ferne ſieht er zwei Kerle in den Buſch laufen. Nach Auſſage des Krügers waren es zwei Matroſen, die kurz vorher im Kruge Branntewein getrunken hatten. Der erſchrockene Bauer fährt vollends in die Stadt, zeigt den Vorfall bei dem Weinhändler Hippias an, und dieſer meldet ihn auf der Admiralität. Da man wuſte, daß die Matroſen von dem Schiffe Jaroslaw waren, ſo bekam der Kapitän Befehl, ſogleich ſeine Mannſchaft zu verſammeln. Zwei Mann fehlten, es wurde nach der Vorſtadt in alle Schenken und Traiteurs geſchickt, und man fand ſie endlich in einem Artell *) mit einander begriffen. Sie wurden ſogleich in Verhaft genommen, verhört, bedroht, geſtanden aber nichts. Darauf bekamen ſie die Plette, d. i. etliche Hundert Hiebe mit kleinen dünnen Stöcken auf den bloßen Leib, geſtanden aber noch nichts. Der Kapitän ſagte, daß es nunmehr gefährlich für den Herrn von M. ſei, denn wenn die Kerle auch den zweiten Grad der Strafe, womit

es

*) Ein ruſſiſches Wort. Es heiſt eine Geſellſchaft von mehrern Perſonen, die in Abſicht ihrer Koſt oder Kaſſe gemeinſchaftliche Menage machen, und zuſammen auf gleiche Koſten leben.

er ſogleich den Verſuch machen laſſen wolle, aus⸗hielten; ſo müſſe er ihnen nicht nur Schmerze⸗geld geben, ſondern auch die Kur bezahlen, und noch eine beſondere Strafe erlegen. Sie wurden dem zu folge an einem Pfahl gebunden und bekamen auf den ſchon roth und blau aufgelaufenen Körper noch die Karze, d. i. Hiebe mit einer in ganz Rußland gewöhnlichen kurzen aber ſtarken Strafpeitſche, wovon die Haut aufſpringt. Beim 15ten oder 20ten Hiebe geſtanden ſie den Dieb⸗ſtahl ein, und brachten von dem Gelde noch etwa 20 Rubel. Das übrige wurde ihnen nach und nach von ihrer Löhnung abgezogen.

Es giebt in Ehſtland noch eine Klaſſe von Einwohnern, welche zwiſchen dem eigentlichen Bürger und dem leibeigenen Bauer in der Mitte ſteht, und gleichſam den Uebergang, die Abſtu⸗fung zwiſchen beiden macht, — die ſogenann⸗ten Halbdeutſchen und freien Leute, wel⸗che theils in Städten, theils aber und weit häu⸗figer auf dem Lande unter den Gütern der Edelleu⸗te, und in den kleinen Flecken oder Landſtädten wohnen. Es iſt dies meiſtentheils das lüderlich⸗ſte und unwiſſendſte Geſindel, der Auswurf und faulſte, unnützeſte Theil der Nation. Man ver⸗ſteht darunter gewöhnlich unzünftige Handwerker, entlaufene Lehrburſche aus den Städten, oder frühbeweibte Geſellen, Pfuſcher und Stümper in ihrer Profeſſion; Herumtreiber, die ſich zu vor⸗

vornehm dünken, zu arbeiten, zu faul ſind, zu dienen, alſo eine Art von honetten Betilern ſind, und als ſolche im Lande herumziehen; Wirthe in den Schenken auf dem Lande, Guts-Verwalter oder Amtleute; Hauſirer, die ſich mit Schacher und Betrug nähren; Schreiber und verdorbene Fabrikanten, die bei adliche Gutsbeſitzer in Dienſte gehen; freigelaſſene Letten, Ruſſen und Ehſten, u. dergl. m. So ſehr ſich alle dieſe weit über die Bauern erhaben dünken und den Ackerbau verachten; ſo ſtehen ſie doch im moraliſchen Werthe weit unter ihnen. Jene werden durch die Sorgfalt ihrer Prediger doch einigermaßen ausgebildet, durch die Strenge ihrer Erbherrn zum Arbeiten angehalten und gezwungen, indeß dieſe ihre Freiheit nur dazu benutzen, ungeſtraft müſſig zu gehen und liederlich ſeyn zu dürfen. Dieſer gemeine Haufe der Deutſchen, oder wie ſie im Lande durchgängig genannt werden, Halbdeutſchen, iſt daher faſt überall der roheſte und unwiſſendſte, und wird in Kenntniſſen der Moral und Religion von gut unterrichteten Bauern und deren Kindern in den meiſten Kirchſpielen weit übertroffen. Dieſe lernen doch in den Ehſtniſchen Katechiſationen und bei den Lokalviſitationen ſo viel, daß ſie nothdürftig in der Faſtenlehre beſtehen, und wenigſtens die fünf Hauptſtücke des Katechismus auswendig wiſſen. Jene hingegen verſtehen oft nicht einmal recht Deutſch, und können

nen meiſtens weder leſen noch ſchreiben. Ihre Niederträchtigkeit und allgemeine Armuth machen, daß Erziehung und Bildung unter ihnen kaum dem Nahmen nach bekannt ſind, zumal bei dem Mangel an guten deutſchen Landſchulen, und der elenden Einrichtung der wenigen, die noch da ſind. Und wenn nicht viele unter ihnen ihre Kinder nach den Städten ins Handwerk lieferten, ſo wären ſie unbezweifelt dem Staate mehr zur Laſt als zum Vortheil. Zwar ſind ſie die Pflanzſchule der deutſchen Dienſtboten, aber eben deswegen giebt es auch nirgends fauleres und lüderlicheres Geſinde von Deutſchen als in Ehſt- und Liefland. Dies iſt auch die Urſache, daß der Adel zu ſeiner Bedienung größtentheils welche von ſeinen eignen Leuten nimmt, durch die er zwar beſſer bedient wird, aber auch dadurch dem Ackerbau viele nützliche Hände entzieht, und die Dürftigkeit und Dienſtloſigkeit jener freien Deutſchen befördert. Beinahe noch ſchlimmer daran ſind die Freigelaſſenen. Sie haben keinen Herrn mehr, und niemand ſorgt für ſie, kein Menſch will ſie haben noch aufnehmen, und wenn ſie nicht recht fleißig und arbeitſam ſind, ſo ziehen ſie als Tagediebe im Lande herum, und ſind demſelben zur Laſt. Die Schulen in den kleinen Landſtädten und Flecken für dieſe gemeinen Deutſchen und freien Leute Ruſſiſcher, Ehſtniſcher oder Lettiſcher Nation, die ſich zu den Deutſchen halten, heißen zwar Bür-

gerſchulen; aber die Lehrer derſelben ſind meiſten-theils ſelbſt ſolche Herumtreiber, von ſchlechten Kenntniſſen und noch ſchlechtern Sitten, denn ſie machen ſelbſt mit einen Theil jeder lüderlichen Halb-Deutſchen aus, von denen das Land wimmelt, und die der Abſchaum, und der verworfene Theil der Nation ſind. Jeder verderbene Handwerker, verlaufene Jäger oder Friſeur, jeder aus dem Dienſte gejagte Schreiber oder Verwalter will, wenn er nicht anders unterzukommen weiß, ein ſolcher Schulhalter werden. Dergleichen verlauſenes Geſindel kann unmöglich die Jugend beſſern. Sie ſind eine Peſt für das Land und verderben die heranwachſende Generation. Manche von ihnen machen auch gegen ein Spottgeld und freies Eſſen und Trinken den Informator bei den bemittelten Bürgern auf dem Lande, bei wohlhabenden Gutsverwältern, Diſponenten, Inſpektoren der Güter, Fabrikunternehmern, u. ſ. w. Dieſe muß man nicht verwechſeln mit jenen Halbdeutſchen, denn ſie ſind großentheils honette rechtliche Leute, und machen den eigentlichen Deutſchen Bürger auf dem Lande aus, da jene weiter nichts als faule Bäuche und Landſtreicher, ſchlechte Arbeiter und der Auswurf der Deutſchen ſind. Dieſe ſchädliche Klaſſe von Menſchen nebſt den noch hier und da, allen Geſetzen zum Hohn, geduldeten Zigeunern, ſind es, welche das moraliſche und ökonomiſche Verderben des armen

Bau-

Bauern befördern, ihm ſeine wenige Haabe noch ablockern und Sand in die Augen werfen, da es ihr Hauptnahrungszweig iſt, ihn zu betrügen, zu äffen, und von ſeinen Laſtern, ſeiner Einfalt und Vorurtheilen Gewinn zu ziehen. Weit unterſchieden von dieſen Deutſchen iſt der eigentliche deutſche Bürger in Städten und Flecken, und dem in Deutſchland wohnenden keinesweges nachzuſetzen. Sie ſind, (die Kaufleute ausgeſchloſſen,) theils Krämer und Bauernhändler, d. i. die mit ſolchen Waaren und Bedürfniſſen handeln, deren das Landvolk bedarf, und dafür von dieſem wieder allerlei Produkte eintauſchen; theils Künſtler und Handwerker. Nur daß der immer mehr überhand nehmende Luxus ſie kaum ſo viel erwerben läßt, als ſie nöthig haben. Manche Schuhmachers- und Schneidersfrau geht in Seide und mit einem Kopfputze einher, der ſie kaum von der vornehmſten Dame unterſcheiden läßt. Es herrſcht unter dieſer Klaſſe ein Aufwand und eine Verſchwendung im Eſſen und Trinken, Kleidung, Möblement, Equipagen und Beſuchmachen, der in Deutſchland nirgend ſeines Gleichen hat, aber eben nicht ſelten jene heimliche Armuth, jenes glänzende Elend, das bei dieſen Leuten jeden aufmerkſamen Beobachter nach einiger Bekanntſchaft in die Augen ſpringt, befördert. Daher ſo viele Bankerotte, ſo mancherlei Schleichwege und Betrügereien,

reien, um jenen Mangel und das ſichtbar werdende Elend zu decken. Der Bürgerſtand in Ehſtland, d. h. die Profeſſioniſten und Handwerker, würde wegen des Vorurtheils von der Güte deutſcher Arbeit und beſſerer Waare, die das Auge täuſcht und häufig geſucht wird, noch der glücklichſte und nahrhafteſte ſeyn, wenn der Luxus weniger und der Hang zum Vergnügen und Wohlleben nicht ſo allgemein unter dieſen Leuten wäre. Ein einziger Tag, auf den der Handwerker Wochen und Monate geſpart hat, nimmt den Verdienſt wieder weg, opfert ihn theils der Pracht und Mode, theils aber der Schwelgerei auf, und die Dürftigkeit, in welcher er ſich am Abend eines ſolchen Tages wieder ſiehet, wird der Sporn zu neuer Betriebſamkeit. An dieſer Krankheit liegt vornämlich der Ausländer, — der Deutſche danieder, der durch die Güte und Segen ſeiner Arbeit alles an ſich reißt, ſich jüdiſch dafür bezahlen und zum Stolz verleiten läßt. Faſt jeder deutſche Künſtler und Profeſſioniſt, der nach einigen Jahren ſich aus der Armuth, in welcher er ankam, herausgeriſſen hat, fällt auf dieſes Extrem, und bedeckt nicht ſelten mit einer Art von Unverſchämtheit ſeinen Betrug. Eine Folge davon iſt der üble Ruf und das Mißtrauen der Ehſten und Ruſſen gegen den Deutſchen, den das Vorurtheil über die ganze Nation verbreitet. Der Ruſſe iſt bei weitem nicht ſo ſtolz und unverſchämt

als

als der deutſche Handwerker, läßt eher mit ſich handeln, und iſt, was man bei dem wenigen Verdienſte, der ihm von dem Ausländer gelaſſen wird, kaum erwarten ſollte, faſt durchgehends wohlhabender.

Weit von der Stadt abgelegene Güter empfinden eine eigne Art von Beſchwerde und Verlegenheit durch den Mangel an deutſchen Handwerkern auf dem Lande. In Ländern, wo alle zwei Meilen eine Stadt liegt, behilft man ſich freilich recht gut ohne Landiſche Handwerker; ſollte man aber um jeder Kleinigkeit willen nach der Stadt ſchicken, ſo wäre es höchſt beſchwerlich, zumal in Kreiſen von zwanzig Meilen im Durchſchnitte, die nicht mehr als eine Stadt haben. Aus dieſen Gründen werden in Lief- und Ehſtland auch Profeſſioniſten auf dem Lande geduldet, die freilich von den ſtädtiſchen Meiſtern, wie überall verachtet und gedrückt werden, obgleich manche beſſere Arbeit liefern als die letztern. Wo auf dem Lande Handwerker wohnen, da finden die Bauern leichtern Abſatz ihrer Produkte, ſelbſt ſolcher, die ein Entfernter niemals nach den Städten führen kann, als Holz, Stroh, Heu. Die Profeſſioniſten erſetzen mithin da, wo ſie wohnen, einigermaaßen den Mangel der Städte, weil dadurch die umliegenden Bauern immer Gelegenheit finden, etwas zu verdienen. Landiſche Handwerker gehören alſo ſo lange, bis

Ehſt-

Ehſtland mehr Städte bekommt, mit zur Aufnahme des Landes, nicht blos wegen mehrerer Bequemlichkeit für die Deutſchen, ſondern auch um der Bauern willen. — Hat ein Gutsbeſitzer in ſeinem Gebiete Erbleute, die mit Schneider- Böttcher- Tiſchler- Schuhmacher ꝛc. Arbeit umzugehen wiſſen, ſo haben die deutſchen Meiſter zwar nicht die Macht, ihm zu unterſagen, ſich von jenen das Nöthige verfertigen zu laſſen; allein ſie wollen nicht leiden, daß dergleichen Bauern für Fremde arbeiten. In Deutſchland arbeiten die Deutſchen, in Rußland die Ruſſen; aber in Ehſt- und Liefland nicht die eingebohrnen Landesbewohner, ſondern Fremde, und dieſe ſetzen ihre Preiſe nach Gutdünken, verbieten jenen die Arbeit und zwingen ſie wohl gar, ihre Bedürfniſſe von ihnen zu nehmen. Die Bauernarbeit kömmt freilich der Deutſchen nicht gleich, aber ſie iſt auch, ſo wie die der Ruſſen, ungleich wohlfeiler. Indeſſen arbeiten die Bauern auf der Inſel Dagö, (Dagden,) recht gut, ſie haben Genie und Anlege zu allen Profeſſionen: ohne allen Unterricht, durch bloßes Abſtehlen, finden ſich unter ihnen geſchickte Silberarbeiter, Schloſſer, Büchſenſchmidte u. d. gl. Daß die Ehſten ſich ihre Kleidungsſtücke und Hausgeräthſchaften alle ſelbſt machen, habe ich an einem andern Orte geſagt. Für Reiſende iſt es eine große Bequemlichkeit, wenn ſie einen Bauernſchmidt

ſchmidt, Stellmacher oder Schuſter antreffen; weil ſie nicht allemal ſogleich auf den Lande deutſche Handwerker haben können. In manchen Kirchſpielen, ja unter den meiſten Gütern, muß man vieles aus Mangel an deutſchen Profeſſioniſten von Bauern machen laſſen, beſonders Schmiedes und Zimmerarbeit. An Pflaſterern fehlt es gänzlich: als daher vor mehreren Jahren die Stadt Pernau neu gepflaſtert werden ſollte, muſte man die Pflaſterer dazu aus Lübeck verſchreiben. — Man hat wohl eher Glocken, die auszubeſſern waren, zu Schiffe nach Danzig oder Deutſchland ſchicken müſſen. Kein Deutſcher Meiſter nimmt gern einen Ehſten als Lehrjungen, vielweniger als Geſellen in ſeine Dienſte, weil der Eigennutz ihn fürchten läßt, daß ihm dadurch etwas an Verdienſt abgehen werde, und weil es das Handwerk für entehrend hält, einen Leibeignen auszulernen, und ihn mit am Tiſche zu haben. In ihrem Schragen ſteht ausdrücklich mit, daß kein Deutſcher mit einem Bauer zugleich arbeiten ſoll, und doch arbeiten z. B. die Maurer unter den Bauern eben ſo gut als die Deutſchen Meiſter und Geſellen; ſie führen Gewölbe und vortrefliche Schornſteine auf, aber an einer bloßen Mauer ſollen ſie nicht mit ſtehen können. Wenn daher Edelleute bauen laſſen, ſo werden den deutſchen Meiſtern die Bauernarbeiter als bloße Handlanger zugeſellet, und jene geben ſich dann gern den Nahmen eines Baumeiſters,

weil

weil ſie gleichſam nur die Aufſicht haben, den Riß machen und anordnen, was die Bauermaurer und Zimmerleute ausführen. Und doch befindet ſich mancher deutſche Meiſter ſehr wohl dabei, wenn er einen Bauer findet, der ihm gegen einen unbedeutenden Lohn zum wenigſten aus dem Gröbſten vorarbeitet, wobei er nicht nur manchen Geſellenlohn erſpart, ſondern von dem Bauherrn auch eben ſo gut bezahlt wird, als wenn er den Bau mit eignen Geſellen aufgeführt hätte.

Bei dem geringen Aufwande, den der gemeine Ruſſe und der Bauer macht, können beide freilich alles weit wohlfeiler als der luxuriöſe Deutſche arbeiten. Dieſer läßt ſich ſeine Arbeit unerhört theuer bezahlen, in einem Lande, wo man alle Mundbedürfniſſe weit wohlfeiler als an andern Orten kauft. Die Urſache habe ich bereits angeführt. Viele der Deutſchen Künſtler und Profeſſioniſten in den Städten, und zum Theil auch auf dem Lande, vergeſſen ihren Stand, und machen einen Aufwand, der noch für wohlhabende Kaufleute groß genug ſeyn würde; aber ſie arbeiten deſto weniger. Meine Leſer würden ſich in manches Handwerkers Zimmer über die Pracht der Möbeln, den Glanz und Geſchmack, der darin herrſcht, wundern. Kronleuchter für 50 Rubel, Fortepiano's für 200 bis 300 Rubel, an welchen die Mamſell Tochter ſitzt und eine

Haid-

Haidnſche oder Mozartſche Sonate ſpielt, Spiegelſchränke von Mahagoniholze, Sopha's und Ottomannen mit Stahlfedern, ſind in den Häuſern dieſer Leute nichts ſeltenes. Manche fingen mit leerer Hand an, und beſaßen nach einigen Jahren die ſchönſten Häuſer in der Stadt. Und vielleicht verbraucht die ſtolze Frau Meiſterin, die hier überall Madam heiſſet, in ihrem Hauſe jährlich mehr Kaffee, als ein ganzes Städtchen in Schweden. Manche hat ihre zwei, drei Stubenmädchen, nimmt Nachmittags in ihrem Zimmer Beſuch an und wird am Spieltiſche gefunden. Die Geſellen allein verfertigen die Arbeit, der Meiſter ſetzt ſich ſelten, höchſtens des Vormittags, zu ihnen, iſt in ſeinem eignen Zimmer, und erhebt ſich nach gehaltener Mittagsruhe in einen Klubb oder Harmonie auf einem öffentlichen Hauſe oder in einem Garten, wo nach Anleitung der vorgeleſenen Zeitungen, Europens und ſeiner Vaterſtadt Wohl oder Wehe entſchieden wird. Es kann ſo nicht anders ſein: würde er ſeine Lebensart ändern, ſo könnte er in der Stadt, die landiſchen Meiſter aber von ihrer Gegend, und auch der Bauer von kleinen Nebenarbeiten, einen reichlichen Verdienſt haben. Mancher rechtſchaffene Mann muß ſeinem Unterhalt weit mühſamer bei ſeinem Erbgute durch Oekonomie und Ackerbau erwerben, während viele Handwerker ſich blos durch ihre Geſellen ernähren laſſen.—

In

Zu Reval, Pernau, Narwa, und andern Städten beſtimmt die Polizei den Fleiſchern denjenigen Preiß, für welchen ſie das Fleiſch verkaufen müſſen. Eben dieß geſchieht mit den Beckern, Seifenſiedern und Bierverkäufern. Aber ſind Kleider und Schuhe nicht beinahe eben ſo nöthige Bedürfniſſe? — Gewiß wären auch hier zuweilen Taxen nöthig, daß mit jeder in ſeinen Schranken bliebe und niemand gedrückt würde. Es giebt deutſche Maurer- und Zimmermannsgeſellen, die ſich für die Arbeit eines Jahres, ohne Berechnung der Beköſtigung, 300 Rubel bezahlen laſſen, und Schuhmacher, die für ein Paar ordinäre Stiefeln von Kalbleder 12 Rubel fodern! —

Vierter Abſchnitt.

Schilderung und Charakteriſtik des Adels. — Privilegien deſſelben. — Lebensart, Luxus und Wohlleben in Eſſen und Trinken. — Grad der Aufklärung und Kultur unter demſelben. — Hinderniſſe eines weitern Fortſchrittes in beiden, ſchlechte Erziehung, zu frühes Anſtellen beim Militär und Avancement, zu häufige Belehnungen ohne Verdienſt. — Bedrückung der Bauern und geſetzmäßiges oder geſetzwidriges Verhältniß zu den Leibeigenen. — Güterweſen und Oekonomie. — Hofläger, Gärten, Branntweinbrennen. — Ausſchließliches Recht, Krüge und Wirthshäuſer zu halten. — Beſchreibung eines Gutes. — Landtag des Adels und Immatrikulation auf demſelben. — Verzeichniß der vornehmſten Güter und adlichen Familien in Ehſtland.

Um den Charakter einer zahlreichen, an ſich achtungswerthen Klaſſe von Menſchen, die ſich über andere weit erhaben dünken, zu beſtimmen, iſt es

nicht genug, bei den Handlungen der Individuen ſtehen zu bleiben; ſondern man muß von ihrem Urſprunge und ihren Rechten zu den Sitten und zu der herrſchenden Meinung derſelben herabgehen, ihre frühere und ſpätere Geſchichte zur Hand nehmen, und aus dieſen Reſultaten das Urtheil über den erſtern herleiten. Zweifelnd irrte ich lange in einem Labyrinthe individueller Beobachtungen umher, prüfte, unterſuchte und verglich Eins gegen das Andere, und wenn der Unterſchied zum Vortheil des Standes entſchieden hatte; ſo warfen ſich mächtige Widerſprüche dagegen auf und kontraſtirten die ganze Summe. Es iſt wahr, es giebt edle, vortrefliche Männer unter dem Liefländiſchen Adel, Männer von gebildetem Geiſte und Geſchmacke, von einer moraliſchen, erhabenen Denkungsart, die unſere ganze Hochachtung und Verehrung verdienen. Viele darunter rechnete ich zu meinen Gönnern und Freunden, deren Güte und Wohlwollen mich zur innigſten Dankbarkeit verpflichtet. Oft traf ich auf Charaktere, edel und gros, wie ſie nur Griechenland und Rom ehedem erzeugen konnte. In einer ungezwungenen, freien und hohes Selbſtbewußtſein wahrer innerer Vortreflichkeit und Würde verkündigenden Stellung giengen ſie einher, mit einer Selbſtſtändigkeit, Zuverläſſigkeit und Feſtigkeit, die alles vor ſich her zerſtreute, und jeden Verdacht, unter dem Schleier edler Selbſtverläugnung zu Boden warf. Hoher entſchloſſener Muth ruhte auf der Stirn des Mannes, der durch

Gefälligkeit jedem zuvorkam, bei Kleinigkeiten nicht verweilte und im Großen entſchied. Andere trugen denſelben Stempel, traten ſie aber aus den glänzenden Zirkeln heraus auf den Schauplatz der Handlungen, unter ihre Unterthanen; ſo verſchwand der Nimbus, der ſie vorher umſtrahlte. Gefühlloſigkeit, Härte, Habſucht traten an die Stelle jener Tugenden; Zorn und Wuth rötheten ihr Geſicht, und unter ihren Befehlen erhob ſich die Geiſel in den Händen ihrer Büttel über ihre niedergeſtreckten Leibeignen. Dort ſahe ich wieder alberne Gecken, Franzoſenmännerchen, die ſich um die Mode und den ſinnlichen Genuß herumtummelten, weiland in Frankreich geweſen waren und das lächerliche Anſehen eines Alt-Franzoſen angenommen hatten; alle zwar von einer gewiſſen Art des Stolzes beherrſcht, die Stirn hochtragend und mit Gleichgültigkeit auf andere herabſehend, dabei aber doch viel beſcheidener, viel edler als jener lächerliche Ahnenſtolz des deutſchen Zwiebeladels, der an dem Mark der Unterthanen kleiner friedfertiger Fürſten nagt, ſich oft nicht einmal auf ein anſehnliches Vermögen, auf Verdienſt nur ſparſam gründet, und viel zu vorſichtig oder feig iſt, als daß er in den Dienſt eines Fürſten treten ſollte, bei dem man auſſer der Gefahr der Jagd noch eine andere, für das Leben, zu beſorgen hätte. Die Gaſtfreundſchaft und Höflichkeit, mit welcher der Lief- und Ehſtländiſche Adel jedem zuvorkommt, die Bereitwilligkeit zu Dienſtleiſtungen, die Bei-

ſcheidenheit und Achtung, mit welcher der Ausländer in Lief- und Ehſtland durchgängig behandelt wird, ſind Züge, die einen mit den vielen Gebrechen, welche auf dieſem Stande haften, einigermaſen wieder ausſöhnen, und auf eine Zeitlang das Ungemach vergeſſen laſſen, das ſchwer auf ſeinen Unterjochten laſtet.

Der Adel in Ehſtland iſt, ſo wie in Liefland, zahlreicher als kaum in einem andern kleinen Staate in Europa. Der Krieg, ein verwüſtendes Uebel des Menſchengeſchlechtes, gab in den vorigen Zeiten dem Adel vornämlich ſeinen ehrenvollen Urſprung, und Krieg, Waffen, Dienſt bei der Armee und im Staate iſt noch jetzt die glänzende und rühmliche Beſtimmung deſſelben. Nichts thun als Ackerbau treiben, oder ganz müſſig gehen, kann nur unter ſtarken Einſchränkungen, und ohne dieſe blos in friedlichen Zeiten, unter die Zahl adlicher Beſchäftigungen gezogen werden. Wenn der muthvolle Ritter vormals auf ſeinem Landgute ſaß, ſo dachte er nur an Fehden und kommenden Krieg, und bereitete ſich und ſeine Knechte auf denſelben vor. Bei der jetzigen Einrichtung ſtehender Heere iſt der Landſitz ein Ort der Ruhe, dahin der in Staats- Hof- und Kriegsdienſten grau gewordene adliche Krieger hinflieht, und eben ſo geehrt als ſonſt den Reſt ſeiner Tage in dem Umgange mit ſeiner Familie verlebt. Das iſt der Weg, auf welchem ſich der Adel zum Nachtheil der andern Stände nie zu ſehr vermehrt. Einen Theil reibt der Krieg

auf;

auf; der andere hinterläßt aus mancherlei Urſachen keine Leibeserben, und nur einem Theile iſt es überlaſſen für die Vermehrung und Erhaltung ſeines Stammes zu ſorgen. Seit mehreren Jahren hat ſich der Adel in Ehſt- und Liefland ſehr vermehret, ſo ſehr, daß man ſelten in eine Geſellſchaft kommt, wo nicht einer oder mehrere Edelleute gegenwärtig ſeyn ſollten. Vorzüglich zahlreich iſt das ſchöne Geſchlecht dieſes Standes, und man kann zuverläſſig bei jeder Zuſammenkunft bei weitem mehr Damen als Herren zählen. Geſegnete Fruchtbarkeit, Ausländer, die ſich im Lande niederlaſſen, Verdienſte, Rang und andere Mittel, vorzüglich der Kriegsadel, vermehren die Klaſſe des Adels jährlich; wenn ſich auch nur die Güter zugleich mit vermehrten! Dieſe werden immer begehrliger, theurer und ſind — wegen des Wegkaufens durch reiche Kaufleute, zuweilen nicht zu haben. Mancher brave Mann von guter Familie, lebt mit den lieben Seinigen auf Ablager, *) oder auf einer kleinen

Hof-

*) So nennt man überhaupt eine Wohnung auf eine Zeitlang, ſonderlich die unentgeldliche in dem Bezirke eines Landgutes. Er wohnt auf Ablager, ſagt man gemeiniglich von demjenigen, der keinen eigenen gewiſſen Verbleib hat, auch nicht zur Miethe wohnt, oder der keinen Dienſt, keine Unterkunft finden kann.

Hoflage; ſpielt den Ritter von der traurigen Ge=ſtalt, ſteckt in Schulden, vegetirt und bezeichnet ſein Daſeyn blos durch glückliche Geburten aus ſei=ner geſeegneten Ehe. Der Mangel an kleinen Gütern erreget den Wunſch, daß ein größeres in mehrere kleinere vertheilt werden möchte, weil da manche Unbegüterte einen Verbleib fänden. Es haben auch hier und da einzelne Väter ange=fangen, für ihre Kinder das große Erbgut in kleinere zu zerſtücken, ohne daß ſie eben darin viele Nachfolger gefunden haben. Mehrere ſuchen jetzt, ihres Adels unbeſchadet, Landſtellen, ſelbſt die unterſten, z. B. Protokolliſten, Kopiſten, Acceſſiſten ꝛc. Aemter, in den Gerichten zu Re=val und Riga und in den Kreißſtädten, Poſten die ehedem lauter Unadeliche verſahen; Dienſte, die man aus Vorurtheil gering achtete, welche doch jetzt ſehr begehrig ſind. Aber auch der rei=chere Adel ſollte billig ſeine Güter nicht an Amt=leute oder Diſponenten, ſondern an ſeine ärmern Mitbrüder verpachten, und ihnen unter dem Nah=men der **Zehntner** ein Fortkommen verſchaffen. Dieſer Nahme hat nichts Entehrendes für den Adel. Der Zehntner erhebt den zehnten Theil der Einkünfte, gemeiniglich der rohen Producte eines Gutes. Ein Edelmann läßt ſich jetzt gar häufig als Zehntner, aber nicht leicht als einen gewöhnlichen Diſponenten anſtellen, auſſer bei

Gü=

Gütern, die in Konkurs gerathen und daher unter gerichtlicher Aufſicht ſtehen.

Der Ehſt= und Liefländiſche Adel that ſich ſonſt etwas zu Gute auf ſeine Reinheit, und nahm nicht leicht jemanden unter ſich auf, der ihm nicht durch die Menge ſeiner Ahnen Ehre machte. Daher war nicht nur der neue Edelmann, ſondern auch faſt jeder aus Rußland von der Rigiſchen und Revalſchen Ritterſchaft ausgeſchloſſen. Allein jetzt gelten die Ahnen wenig mehr, und der Zehnte hat gar keinen aufzuweiſen. Man konnte ſich daher auch gewiſſermaaßen freuen, als dies Fantom durch die neue Stadthalterſchaftsregierung vernichtet und die Ahnenſucht begraben wurde. Die Kaiſerin Katharina II. gab nämlich ein Geſetz, daß jeder Edelmann ohne Ausnahme in Liefland Güter beſitzen könne, und Sitz und Stimme auf dem Landtage haben ſolle, ſo daß jetzt jeder Bürgerlicher, wenn er ſich adeln und immatrikuliren läßt, ein Gut kaufen und Landesdienſte bekleiden kann, ſo gut wie der gebohrne Edelmann. Er darf ſich zu dem Ende nur für einige hundert Thaler von Wien ein Diplom kommen laſſen, oder ſich an die Chefs der Garderegimenter in St. Petersburg wenden, um da einige Jahre als Sergeant oder Wachtmeiſter eingeſchrieben, und dann als Kapitän oder Rittmeiſter mit den Rechten des Adels entlaſſen zu werden; wiewohl dies jetzt ſchwerer als unter der Regierung Katharinens II.

hält,

hält. Der nunmehr verſtorbene Hofrath Wendrich, ein einſichtsvoller Mann und einer der beſten Köpfe in Ehſtland, entſchuldigte ſich jedesmal, wenn er gefragt wurde, warum er ſich nicht adeln ließe, damit, daß er ſagte; „ſein Diplom läge in Wien.“ Um ſein Gut Metzapäh fernerhin beſitzen zu dürfen, mußte er ſich endlich wirklich den deutſchen Reichsadel für 500 Thaler kaufen. Am Tage da er ſein Diplom bekannt machte, war eine große Geſellſchaft von benachbarten Edelleuten bei dem neuen Herrn Von zu Tiſche gebeten. Es erſchien auf der Tafel ein Haſenbraten. „Nun, ſelbſt geſchoſſen?“ fragt Baron Clodt, „das war ja ſonſt nicht Ihre Liebhaberei!“ — „Aber jetzt, antwortete Wendrich mit ſatyriſch angenommener Würde, denn das gehört nun in mein Fach.“ — Daß keiner ihn hierauf anzuſehen wagte, während er ganz ruhig fortaß, und viele vor Aerger ſchier platzen mochten, iſt natürlich. —

Vieler reichen Edelleute Söhne dienen nur eine kurze Zeit bei den Garden in St. Petersburg, blos wegen der Erlangung des Charakters. Sie kommen als Kapitän, Rittmeiſter oder Major zurück, ohne in einem Lager oder in einer Schlacht geweſen zu ſeyn; ſie nehmen wohl gar alle Jahre zehen Monat, auf jeden Monat 29 Tage, Urlaub, um der Gage nicht verluſtig zu gehen, und leben in dem Schooße der Frau Mama, bei

dem

dem våterlichen Heerde nach Muſe und Bequem-lichkeit, avanciren dabei immer, und überſpringen alte verſuchte Graubårte. Nach ſieben oder acht Jahren verlaſſen ſie den Dienſt, wenn ſie nur einen Rang haben, ſuchen Civildienſte und nehmen ſich ein Weib. Haben ſie ein Gut, oder können ſie eins arrendiren, (pachten) ſo wirthſchaften ſie, wo nicht, ſo ziehen ſie in die Stadt oder bei die Schwiegerältern auf Ablager, und vegetiren da nach Herzensluſt. Unwillen und Verdruß empfindet man, wenn übertrieben zärtliche Mütter den lieben Sohn, der nun Lieutenant geworden iſt, durch ermüdende Briefe zur Verlaſſung der Kriegsdienſte inſtåndigſt bewegen, wenn er gleich zu Hauſe wenig oder keine Unterſtützung zu erwarten hat. Befürchten ſie etwa die Erlöſchung ihrer Familie? — ein kleiner Schade für die Welt. Oder rechnen ſie auf eine reiche Heirath? — eine ſehr mißliche Sache. Da Lief- und Ehſtland unter ſeinen Landeskindern Feldmarſchälle aufweiſen kann, ſo ſollten die jungen Herren ſo wenig als ihre Mütter ſchon als Subaltern-Offiziere an den Abſchied denken, ſonſt fehlt es zuletzt an Gütern; denn nicht jede Frau bringt dem Manne allemal ein Gut mit. Ein ſo genaues Verhältnis ſonſt die Natur zwiſchen dem männlichen und weiblichen Geſchlechte beobachtet, ſo ſcheint ſie doch in dieſem Stande eine Ausnahme zu machen, die aber

mehr

mehr aus dem Kriegsdienſte erklärbar iſt. Die niedlichſten Fräuleins gehen ſchmachtend nach Hymens Bande umher, in jeder Geſellſchaft ſind auf einen jungen Herrn drei bis viere zu rechnen; ſie fühlen ihre Beſtimmung, aber der Mangel an adlichen Freiern, der Eigenſinn der Aeltern bei der Wahl, kleine Albernheiten und Vorurtheile, hindern das Verheirathen. Die Folgen ſpringen in die Augen. Die Frau Mutter, auf die angebohrnen Reize, die ſeine Erziehung und vielleicht auf das Geld der Fräulein Tochter ſtolz, theilt anfänglich dreiſt Körbe aus; es kann, denkt ſie, an Eroberungen nicht fehlen; die Tochter kränkt ſich, die Freier kommen ſeltener und — Warum fragen ſie ſo ſehr nach dem Alter ſeines Adels, nach ſeinem Range und der Zahl ſeiner Haaken, (liegenden Gründe) oder Bauern? fragten ſie lediglich, ob er ſein Auskommen habe, ihrer Tochter gefalle und ein moraliſch guter Menſch ſei; ſo würde ſich das Uebrige ſchon finden. Fräulein, die ſich an Perſonen verheirathen, welche nicht von adlicher Geburt ſind, die aber Talente, Anſehen, Sitten und Verdienſte empfehlen, und die ein ſtandesmäßiges Auskommen haben, erniedrigen ſich nicht. Was der Gelehrte jährlich zur Ausbildung ſeines Verſtandes und ſeiner Sittlichkeit verwendet, wäre hinreichend, nicht nur für ſich, ſondern auch für alle ſeine Nachkommen, bis an das Ende der Welt, den Adelſtand zu erhalten. Die Gelehrſam-

keit

heit iſt ein ſelbſterworbener, perſönlicher, wahrer Adel, den nur die Unwiſſenheit verkennen kann; der Gelehrte hat daher nicht nöthig, ſchriftliche Adelsbriefe aufzuweiſen, er iſt durch das, was er iſt, ein Edelmann. Wirklich werden auch gar häufig Fräulein aus den beſten Familien, beſonders in dieſer letzten [illegible] Zeit, wo die Männernoth ſogar ſehr überhand nimmt, an Gelehrte in Städten, Profeſſoren, Sekretäre, Aſſeſſoren, Doktoren, Prediger auf dem Lande, und was mit ihnen ohngefähr gleichen Rang und gleiches Einkommen hat, verheirathet; und wenn zehen Adliche Damen mit einer Zunge behaupten, „daß ein Gelehrter, wenn weiter nichts dabei ſei, „eine gar armſelige Figur mache.“ —

Der Geiſt des Adels iſt hier, wie faſt überall, derſelbe, und gleicht ſich wie ein Ei dem andern. C'eſt tout comme chés nous. Er äuſſert ſich zwar nicht immer auf eine ſo grobe und plumpe Manier wie bei vielen Krautſchuſtern in Deutſchland, Frankreich und England, da ſich der Ehſt- und Liefländiſche Adel mehr durch Reiſen gebildet hat, und mehr Urbanität als die ungeſchlachten Foxhunters beſitzt, aber es blickt denn doch auch hin und wieder die Denkungsart, der Stolz und imponirende Anmaſungstrieb dieſer Kaſte hindurch. Der groſse Haufe jeder Geſellſchaft, jedes Standes, iſt immer und überall Pöbel,

auch wenn ein Von vor ſeinem Nahmen prunkt. Das iſt eine bekannte, ſchon oft gemachte Bemerkung. Warum ſollte ſie nicht auch von einer Klaſſe Menſchen gelten, die nicht Auswahl, ſondern zufällige Geburt zuſammen vereinigte? Wenn alſo der Ehſt- und Liefländiſche Adel bei allen ſeinen vorzüglichen Seiten dennoch auch die Fehler und Gebrechen ſeines Standes trägt, ſo wollen wir uns nicht darüber wundern, der Menſch bleibt ſich allenthalben gleich, und die Beſſergeſinnten werden von der Menge übertäubt, im Strudel mit fortgeriſſen und meiſtentheils gerade am erſten verkannt. Was ich alſo nunmehr als Belege meiner Behauptung anführen werde, trift blos den Troß, den ſchlechtern Theil des daſigen Adels, der ſich ohnehin durch die aufgeſtellten Handlungen und Thatſachen ſelbſt am beſten ſchildert.

Ein gemeiner Ehſtländiſcher Adlicher, den auſſer ſeinen Bauern kein Menſch kannte, kam in Reval auf einen öffentlichen Ball, wo viele würdige und verdienſtvolle Männer vom bürgerlichen Stande zugegen waren, und wunderte ſich höchlich darüber, daß man hier auch Bürgerlichen den Zutritt verſtatte, da man doch wiſſe, daß Adel kommen werde. Die Vernünftigern unter dem Adel lachten ſelbſt über dieſe dummdreiſte Aeuſſerung. Ein andrer hielt ſich in einer Geſellſchaft darüber auf, daß in Frank-

reich

reich jetzt ſogar Brauer Generale werden können.„
„Sind denn, erwiederte ein freimüthiger Mann
„darauf, die hieſigen Edelleute etwas anders?
„ſie brauen ja alle Brannteweín!“ — Beſchämt
ſchwiegen alle ſtille. Auf N. . . . s kam einſt
bei der Tafel das Geſpräch auf des Paſtor Jra=
zius Hochzeit, der ein Fräulein von Knorr. . .
geheirathet hatte. Die Majorin von Ullrich er=
zählte, daß während des ganzen Trauungsceremo=
niells dem Bräutigam die Augen feucht geweſen
wären, „ vermuthlich aus Freude über das Glück,
„das ihm zu Theil geworden iſt,“ wobei ſie mich
anſahe. Ich that, als errieth ich ihre Mei=
nung nicht, und fragte: „ die gnädige Frau ver=
ſtehen das Glück, daß er eine ſo fette Pfarre
bekommen hat, die mehr einträgt als manches
kleines Gut?“ — „Ach nein, erklärte ſie ſich
deutlicher, daß er das Glück hatte, eine ſolche
Braut zu bekommen, durch die er in ſo ange=
ſehene Familien=Alliance trat.“ „Wer weiß, ver=
ſetzte ich, ob indeſſen der Braut nicht das Herz
geblutet hat, aus ſolcher vornehmer Verbindung
herausgeriſſen zu werden.“ Sie ſchwieg beſchämt
ſtille. Dummheit und Stolz ſind immer
mit einander gepaart, und ſo ſehr Frankreich
auch den Adelſtolz gedemüthiget hat, ſo iſt die
Binde vor den Stirnen doch noch nicht weggenom=
men worden. Die daſigen Edelleute, vornäm=

lich

ich manche Damen adlichen Geblüts,*) ſind auch höchlich über das verwünſchte Franzoſenvolk aufge- bracht und ſchmähen bei jeder Gelegenheit weidlich auf daſſelbe. Manche knirſchen die Zähne zuſam- men und würden die Franzoſen zerreißen, oder wie Nero der ganzen Nation mit einem Hiebe den Nacken abhauen, wenn ſie ſie hätten. Andere haben ihre Gedanken vor ſich, ſagen nichts laut, ſondern ſeufzen im Stillen, und tragen ſich mit der Hofnung, daß der Adel durch die Engländer, Oeſterreicher oder — Ruſſen bald wieder hergeſtellt werden, ſeine Ehre durch Beſtrafung der Nichts- würdigen gerettet, und die Kanaille doch am Ende ihres Sieges ſich eben nicht zu freuen Urſach ha- ben werde. Bei der letzten Volkszählung, wel- che Katharina II. im Jahr 1795, durch das ganze Ruſſiſche Reich verordnete, wobei auch der Ehſt- und Lieflandiſche Adel aufs neue nicht nur die Zahl ſeiner Erbbauern, ſondern auch ihre Leiſtungen und Abgaben auf das genauſte anzuge- ben verpflichtet wurde, waren viele der Herren der Meinung, daß dies blos eine Chikane und [illegible] Krän-
[illegible]

*) L'orgueil, que la Nobleſſe inſpire, jette de plus profondes racines dans le coeur d'une femme, que dans celui d'un homme.

Mr. de *Pittaval* l'art d'orner l'eſprit.

Kränkung für den Adel ſei, „denn der Adel wä„re jetzt jedem ein Dorn im Auge, jeder ſuche ſich „an ihm zu reiben.“ Wohl wahr! — wenn aber auch nur der Adel ſich dies zur Warnung dienen ließe, und eine andere, klügere Betragensart gegen den Bürger- und Bauernſtand annähme. Allein ſo lange ein Theil des Adels den Bürgerſtand thörichter Weiſe verachtet und den Bauer für eine Zwickmühle hält, ſo lange handelt jeder aus dieſen beiden Klaſſen klug und gerecht, wenn er ihm dieſe unvernünftige Verachtung zurückgiebt und Repreſſalien braucht. Man klagt ſo häufig über den Stolz des Adels, und apoſtrophirt bei jeder Gelegenheit an ihn. Man ſollte aber nicht ſowohl die Adlichen, als vielmehr die Bürgerlichen apoſtrophiren, daß ſie ihre Kriecherei, Speichelleckerei und krummen Rücken gegen jenen Stand doch endlich einmal ablegten, und der Komplimente und Schmeicheleien über den Reichthum, Rang und Glanz deſſelben, die ihre Eigenliebe ſo ſehr kitzeln, ein Ende machten; ſo würde der alberne Stolz ſich von ſelbſt geben müſſen. Werdet Männer! ruft ihnen der Zeitgeiſt zu, und habt Ehrfurcht für eure Würde, Verdienſte und für euer Jahrhundert! beherziget den Spruch des weiſen Dichters:

Viel Klagen hör' ich oft erheben
Vom Hochmuth, den der Adel übt;
[illegible]
[illegible]

Des

Des Adels Hochmuth wird ſich geben,
Wenn eure Kriecherei ſich giebt.

Bürger.

Nie machen Geburt, Stand, Titel, Reichthümer, den Menſchen gros und verehrungswerth; nur das Herz allein adelt, nur edle Handlungen geben Verdienſte und haben Anſprüche auf unſere Achtung und Ehrerbietung. Ein Brauer und ein Bauer können ſo gut General werden als des Fürſten Sohn, oder der junge Erbe von 2000 Bauern. In dem letzten Amerikaniſchen Kriege ſchlug ein titelloſes Volk alle die Betittelten, welche England und Deutſchland wider ſie ausſandten. Pflanzer, Kaufleute, Schuſter, Schmiede ꝛc. wurden Hauptleute, Oberſten, Generale, und widerſtanden den Angriffen der disciplinirteſten Truppen in Europa mit Adlichen an ihrer Spitze, denn ſie waren Männer von Talenten. Keine weite tiefe Kluft von Ariſtokratie hielt ſie von dem Fortſchritte zu ihrem Naturpoſten ab; kein todtes Gewicht hinderte ſie, auf der Leiter der Geſellſchaft die ihnen von der Natur angewieſene Höhe zu erklimmen. Patriotismus adelte ſie, und die Edeln von königlichem Gemächte ſanken vor ihnen. Wir leben jetzt in einer ſehr merkwürdigen Zeitperiode, wo nur Tugend und Verdienſte, Talente und Gerechtigkeit dem Menſchen einen Werth geben. Der Geburtsadel, dieſer ſo entbehrliche Stand, der nur von dem Marke, das er fleißigen, ar-

beitſa-

beitſamen und geſchickten Menſchen ausſaugt, lebet und ſelbſt faulenzet, fühlt ſich immer mehr beengt. In Frankreich gilt er gar nichts mehr; in Hamburg hält man ihn ſchon lange für ein in ſein Nichts gekehrtes Ding; in Schweden hat ihn Guſtav III. die Flügel gewaltig beſchnitten; in Pohlen erhielt er auch einen mächtigen Stoß; in Italien, Holland und in der Schweitz ſteckt er in der Klemme, und in Deutſchland ſeufzet er hier und da ebenfalls in den letzten Zügen; nur in Lief- und Ehſtland hat er noch das Recht, ſeine Bauern zu ſchinden, und auf den Handwerker mit Verachtung herabzuſehen. Das jetzige Jahrhundert wird vielleicht die Kriſe entſcheiden, oder die Kataſtrophe wenigſtens näher herbeiführen. Denn es iſt wohl kein Problem mehr, daß die Regenten ihr Intereſſe darin zu finden glauben, wenn ſie den Adel ſchwächen. Das konnte wohl in Lief- und Ehſtland nicht beſſer als dadurch geſchehen, wenn man ihm durch Aufheben der Mannlehen, Majorate u. dergl., worauf er keine Schulden kontrahiren konnte, die Möglichkeit erleichterte, ſich arm zu ſchwelgen. Hierdurch, und weil faſt jeder, der Geld und einen Rang hat, dem Adel gleich geſchätzt wird, oder deſſen Vorzüge erhalten kann, iſt der hieſige Adel ſehr avilirt, ſteckt beinahe durchgehends in Schulden, und würde; wenn ihm nicht der Kaiſer Paul I. wieder etwas aufgeholfen hätte, mit ſtarken Schrit-

ten ſeinem Ruine entgegen geeilt ſeyn. Jeder Arzt, jeder Wundarzt, der vor wenigen Jahren noch mit dem Scheerbeutel herumlief, wird, ſo bald er den Charakter eines Collegienaſſeſſors erhält, welches hier etwas leichtes iſt, (daher auch das Land von Kollegienaſſeſſoren wimmelt) Edelmann, wenn er ſich immatrikuliren läßt, wodurch er auch Siz und Stimme auf dem Ritterhauſe und bei den Landtagen erhält. Spottſucht hat daher auch eine eigne Benennung für dieſen Theil des Adels erfunden: man nennt ihn den Klyſtier-Adel. Ueberhaupt drängt ſich alles in den Adel hinein, und der dritte Stand, der eigentlich noch im Entſtehen iſt, wird dadurch geſchwächt. Der Haß und Neid der verſchiedenen Stände gegen einander, und die daraus erwachſende Disharmonie iſt deswegen oft genug in die Augen fallend, obgleich der Krämer und Handwerksmann dem Adel noch ſehr ſchmeichelt und nicht ſelten vor ihm kriechet.

Wie mancher Adliche gegen ſeinen Kirchſpielsprediger geſinnt iſt, und ſeine Denkungsart in manchen Fällen an den Tag legt, davon mögen folgende Beiſpiele, die ich alle ſelbſt erlebt habe, zum Zeugniß dienen: — Ein gewiſſer Major von St.... befahl ſeinem Kutzjas, um den Paſtor um das Anſchreibgeld der Kommunikanten zu bringen und ihn zu kränken, allen R....bergiſchen Bauern, die kommunizieren würden, das

Geld,

Geld (welches zwei Kopeken beträgt,) abzufodern und an den Hof zu liefern. Welcher ſchändliche niedrige Geiz von einem Manne, der über 100,000 Rubel im Vermögen beſitzt! — Den guten Paſtor H. ſchien dieſer Verdruß ſehr anzugreifen. Er ſuchte ſeinem Kummer Luft zu machen, indem er ihn mir entdeckte. Und die Urſache dieſes, jedem Manne von Ehre unwürdigen Verfahrens, — war der Kommunionswein, der jetzt wegen der verbotenen Einfuhr aus Frankreich ſehr theuer iſt, und von den Gütern des Kirchſpiels bezahlt werden muß. Dafür ſollen nun die armen Bauern das Anſchreibegeld ihm entrichten, damit er von demſelben den Wein kaufe. — Ein anderer Beleg einer faſt beiſpielloſen Ehrloſigkeit und Geldgier. Ein gewiſſer Aſſeſſor von B. in Pernau gieng mit einem andern eine Wette ein, er wollte für 100 Rubel, die auf den Tiſch gelegt würden, 100 Stockprügel aushalten. Er hatte ſie noch nicht zur Hälfte empfangen, als beide durch die Dazwiſchenkunft eines Dritten in ihrem edlen Werke geſtört wurden. Der andere ſtrich alſo ſeine 100 Rubel wieder ein. B., welcher glaubte, daß dieſe Störung abſichtlich von dem andern veranſtaltet worden ſei, um ſein Geld zu behalten, bricht in Schimpfreden gegen ihn aus und fodert ihn auf Piſtolen. Ein Erzſchalk, der des Aſſeſſors Einfalt kannte und ihn zum Beſten haben wollte, la-

der deſſen Piſtol mit gemahlenem Kaffee. Sie wechſeln mit dem Gewehr, drücken ab, und Herr von B. erhält die ganze Ladung Kaffe und Puder auf ſeine weiſe Uniformweſte, glaubt ſich verwundet und ſchickt nach Hülfe. Er ward dem Geſpötte der Stadt und der ganzen Gegend, und nahm bald darauf ſeinen Abſchied von den Gerichten. — Das edle far niente gehört auch mit unter die ſolennen Beſchäftigungen des Troßes von Adel. Ich kannte einen, der im Sommer in mehrere Fenſtern Fliegengift ausſetzte, und die Pfeife in der Hand, ſich Stundenlang damit beſchäftigte, die Fliegen von dem Giſte ſaugen, ſich die Flügel putzen, taumeln und dann ſterben zu ſehen. Er nannte das die Fliegenguillotine, und konnte ſich ungemein dabei amüſiren. Ich kam einſt zu ihm und brachte den Paſtor H. mit, da erzählte uns der Herr von, er habe heute die Fliegen gezählt, und deren mehr als 800 gefunden, welche todt geweſen wären. Sehr viele hätten noch gelebt und taumelnd um die Gefäße herum gelegen. Carpe diem. — Ein anderer beſaß einen ſolchen Hang zur Bequemlichkeit, daß er ſich bei der Taufe ſeines jüngſten Sohnes nicht darum bekümmerte, Gevattern zu bitten; daß er eine Dame einmal, auf dem Bette ſitzend, in einem Stiefel und einem Pantoffel empfing, weil ſein Bedienter nicht wußte, wo der andere war; und daß er acht Tage Zeit dazu brauchte, ehe er

einen Brief ſchrieb; weil ihm nicht mehr als Alles dazu fehlte; der alle Nachmittage auf dem Bette lag und in einem Buche las, das ihm ſein Bedienter vorhalten mußte, der auf ſeinen Wink die Blätter umwendete, während der Herr ganz ruhig lag und ſein Pfeifchen ſchmauchte ꝛc. — Ein gewiſſer Herr von Mohr.. hat ſeit ſeinem 25ten Jahre, (jetzt iſt er 53,) kein Wort geſprochen, ſondern ſitzt den ganzen Tag in Pantoffeln, mit einer weiſen Mütze oder alten Perücke, im Sorgeſtuhle, angethan mit einem alten abgeſchabten Rocke, an welchem kein Knopf mehr iſt, weil er ſie alle aus Verlegenheit, wenn man ihn anredet oder zu Sprechen nöthigt, abgedreht hat. —

Ich habe in Reoblah eine gewiſſe Exzellenz, den General von ... gekannt, welcher durch langen Aufenthalt unter den Bauern und vieles Sitzen hinter dem Becher und der Tabackspfeife ſo verbauert war, daß dieſe Exzellenz in der ganzen Gegend nur die Flegelexzellenz hieß, ohngeachtet dieſelbe Exzellenz oft zu verſichern pflegte, daß die Kaiſerin Katharina II. ihn nicht umſonſt zum General gemacht, ihn nicht ohne Urſache den Georgienorden von der vierten Klaſſe, (den jetzt faſt jeder bekommen kann,) ertheilt, ihn nicht dreimal um nichts und wieder nichts ſo beſonders begnadigt habe. „Ich wußte was in „ſieben Feſtungen hinter der Donau vorgieng, und

„ſoll-

„ſollte nun nicht wiſſen, was in Meoblak „vergeht!" — und doch wußte er oft nichts davon, daß er um und neben ſich, von jedem Burlaken *) ſeiner Leute betrogen wurde; daß ſeine Wirthin Braten und Auſtern aß, während auf ſeinen Tiſch Knochen und Gräten kamen; daß ſie die gröſten Krebſe auf ihren Tiſch, die kleinen auf den ſeinen ſchickte; daß ſeine Frau das herrlichſte Wild in ihrem Zimmer ſpeißte, während ihm alte Hühner und zähes Schaafſleiſch aufgetragen wurden; daß Butter und Rahm verkauft wurde, indem er ſich mit altem ranzigen Fette auf der Tafel und blauer Milch zum Koffe begnügen mußte; daß der Kellermeiſter den Mallaga ſoff und ihm den Medok vorſetzte, ſich ſeinen Branntewein abzog und ihm Fuſel, Krätzer überließ, u. ſ. w. Auf ähnliche Art werden mehrere von ihren Leuten betrogen. — Vor einigen Jahren brannte durch die Unvorſichtigkeit eines Fuhrmanns, der mit der brennenden Pfeife und einer Dulcinée auf den Heuboden gegangen war, der ſchöne, dem General von Weimarn auf

Wolk

*) Heißt nach dem Ruſſiſchen, ein gemeiner Kerl, Arbeiter, Tagelöhner. Oft bezeichnet man damit einen liederlichen Menſchen und Betrüger, und braucht in eben dieſem Sinne auch das Beiwort Burlakiſch.

Wollmarshof zugehörige Krug an der Dorpat'ſchen Straße ab. Ein Galanteriehändler, der mit ſeinem ganzen Kram, und einzigem Reichthum eben da eingekehrt und über Nacht geblieben war, verlohr im Feuer ſeine ganze Habſeligkeit, und 150 Rubel dazu, welche er ſich mühſam erworben hatte. Er geht zum General von Weimarn und bittet ihn um Unterſtützung zu ſeinem Fortkommen, wenigſtens bis nach Riga, wo er zu Hauſe war. Der General aber, ein Mann der jährlich 8000 Rubel Revenüen hatte, voll Unwillen und Verdruß über den erlittenen Schaden ſchlug es ihm rund ab. Darauf kam der Mann zum General von Patkul in Ober-Pahlen und erhielt von ihm Pferd und Kibitka zum Geſchenk, womit er nach Riga zurückkehrte. Zwei Jahre nachher kam er nach Ober-Pahlen zurück, erzählte mit den wärmſten Ausdrücken der Empfindung und Dankbarkeit, wie er durch die Güte des Generals glücklich nach ſeiner Vaterſtadt gekommen ſei, ſich wieder einiges Vermögen erworben habe und ſehr zufrieden lebe, auch ſeinen Verluſt bereits verſchmerzt habe. Das war noch nicht genug, er brachte dem General eine ſchöne Plat de menage von ſeinen Kryſtall zum Geſchenk mit, und die Kinder ließ er von Spielſachen ſo viel unentgeldlich ausſuchen, als ſie wollten. Dankbarkeit eines gemeinen Mannes gegen

ein

einen edelmüthigen Adlichen im Kontraſte mit einem gefühlloſen Geizigen bei fremden Leiden. —

Aehnliche Züge von Edelmuth, (um auch das Gute nicht zu verſchweigen,) habe ich bei mehreren Edelleuten Ehſtlands angetroffen. Auch hiervon will ich einige anführen. Die Bauern des Herrn von Roſenbach, welche ihm viel geborgtes Korn ſchuldig waren, kamen nach einer ſchlechten Aerndte zu ihm und baten um Erlaſſung eines Theils des geliehenen Getraides. Obgleich es in dieſem Jahre ſehr theuer war, und ihm hierdurch eine anſehnliche Revenüe entgieng, erließ er ihnen doch nicht nur den erbetenen Theil, ſondern die ganze Getraideſchuld. Herr v. Roſenbach iſt unſtreitig einer der würdigſten unter dem Ehſtländiſchen Adel, (wenn er noch lebt, denn er war ſchon, als ich ihn kannte, 75 Jahr alt,) ohne Stolz, gerade, bieder, gut und wohldenkend, ein Vater ſeiner Bauern und deren Verſorger. Die Redlichkeit iſt auf ſeinem Geſichte geſtempelt, und in ſeinen Geſprächen, ſo wie in ſeinen Handlungen, herrſcht Geradſinn und geſunder, natürlicher Verſtand, den er durch das Leſen nützlicher Schriften, beſonders der Geſchichte, angebauet hat, während ſeine meiſten Nachbarn ſich mit Jagd und Pferdeliebhaberei, Krügerei, Spielen und Güterhandel beſchäftigen. — Zu dieſer Rubrick gehört auch der edle Herr von Knorring, der blos aus Abneigung gegen

gen Leibeigenſchaft, Bauerndruck, Prügeln und Rutengeben, ſein ſchönes Gut Pajak, für 86000 Rubel verkaufte, und auf eine kleine Meierei ohnweit Reval zog, die er nach ſeinem Geſchmack anlegte, verſchönerte und jetzt zu ſeinem Arkadien gemacht hat. — Ein Schuldner der Frau Landräthin von Siewers wurde wegen Bezahlung einer Schuld von 300 Rubel erinnert. Er kam: „Kann er mich jetzt bezahlen?" „Wohl fällt es „mir ſchwer, gnädige Frau. Wollen Sie noch „einige Zeit Geduld mit mir haben, ſo werde „ich Sie als ehrlicher Mann bezahlen. Soll ich „aber jetzt bezahlen, ſo bin ich ruinirt." „Kann „er ſich denn nicht anders retten?" „Jetzt nicht, „aber bald hoffe ich es zu können." Sie ging nach dem Schranke, hohlte ein Papier und zeigte es ihm. „Kennt er dies Papier?" — „O ja, „gnädige Frau, das iſt meine Schuldverſchrei„bung, die muß ich Ihnen jetzt bezahlen." „Fällt es ihm denn wirklich ſchwer?" „Ich bin „ganz ruinirt, wenn ich jetzt bezahlen ſoll." „Nun, (indem ſie es zerreißt,) hier mache ich „ihm ein Geſchenk damit." — Der Mann voll freudiger dankbarer Empfindungen küßte ihr die Hand, denn ſprechen konnte er nicht; Thränen erſtickten ſeine Rede.

Die geheime Räthin von Vietinghof in Riga, die Gemahlin des verſtorbenen Senateurs, von Vietinghof, eine Dame von edeln Her-

zen

gen und ſeltenen ökonomiſchen Einſichten, ſo wie von einer vorzüglichen Ordnungsliebe, die bloß dadurch das ſehr große Vermögen ihres Mannes, welches wegen ſeines ungewöhnlichen Aufwandes ſchon dem Sinken nahe war, noch aufrecht erhalten hatte und es noch jetzt erhält, alles was ſie einnimmt und ausgiebt, was ſie verſchenkt und geſchenkt bekommt, genau zu Buche trägt; — dieſe nunmehr hochbejahrte Dame ſtattete vor vielen Jahren eins ihrer Stubenmädchen, das ihr lange und treu gedient hatte, bei der Verheirathung deſſelben an einen Ruſſen, vorzüglich gut aus. Dieſer mußte bald nach der Hochzeit im ſiebenjährigen Kriege mit der Ruſſiſchen Armee unter dem Feldmarſchall **Apraxin** nach Preuſſen gehen. Er nahm ſein Weib mit ſich, und beide hatten das Unglück, das im Kriege nichts Ungewöhnliches iſt, von herumſtreifenden Preußiſchen Huſaren geplündert zu werden. Der Mann blieb in der Schlacht bei Zorndorf, und ſein Weib kehrte nach Liefland zurück. Vor etwa 16 Jahren kaufte ein ehrlicher Bürger in Riga auf dem Markte von einem Trödler einen Koffer. Als er ihn zu Hauſe unterſuchte, entdeckte er einen doppelten geheimen Boden, in deſſen Zwiſchenraume er zu ſeinem Erſtaunen zwei goldne Ringe, einige Schnuren Perlen und auch einen Vorlegelöffel fand. Zu ehrlich, dieſen Fund mit gutem Gewiſſen für ſich zu behalten, ließ er die Stücke in das Wochenblatt ſetzen. Die

Frau

Frau von Wielinghof findet beim Leſen die Anzeige, daß der Löffel mit einem v. V. bezeichnet ſei, bedenklich, und läßt den Mann zu ſich kommen. Er erzählte, wie er zwar den Koffer gekauft, aber nicht die darin mit befindlichen Sachen von Werthe bezahlt habe, und daß er ſie unmöglich mit gutem Gewiſſen behalten könne, ſondern ſie ihrem wahren Eigenthümer wieder zuſtellen müſſe. Sie läßt ſich die erwähnten Stücke zeigen, und erklärt nicht nur den Löffel, ſondern auch das übrige für die ihrigen. Sie findet in ihrem Buche, worin ſie die Verſchenkungen einzuzeichnen pflegte, daß dies derſelbe Löffel, dieſelben Ringe und Perlen ſeyn, mit welchen ſie in dem und dem Jahre einem ihrer Mädchen ein Hochzeitgeſchenk gemacht habe. Sie ließ ſo lange nach ihr forſchen und fragen, bis dieſe Perſon ausfindig gemacht worden war. Sie, ſchon ein ziemlich betagtes Mütterchen, muſte zu ihr kommen, und der Löffel wurde ihr gezeigt. Sie erkennt ihn für denſelben, den ſie ehemals an ihrer Hochzeit von ihrer Gebieterin geſchenkt bekommen, und den ihr die Preuſſen mit noch vielen andern Sachen, die in einem Koffer mit doppelten Boden gelegen hätten, geraubt hatten. Der ehrliche Bürger hohlt den Koffer, — es war der ihrige. Welche Freude, als ſie die ihr ſo theuren Ringe und Perlen wiederfand, welche die Preuſſen wahrſcheinlich nicht entdeckt hatten! Wer weiß, durch

wie-

wieviel hundert Städte und Flecken, durch wie viel tauſend Hände dieſer Koffer gegangen war, deſſen geheimer Boden immer unentdeckt blieb. So kam durch die Ordnung einer Frau, die ſich noch durch viele andere liebenswürdige Eigenſchaften, welche eine Perſon ihres Ranges und Geſchlechts ſo ſehr zieren, auszeichnet, ein armes Weib, deren Mann lange auf dem Schlachtfelde verfault war, wieder zu ihren Sachen, die ſie vielleicht auf ewig für verlohren gehalten hatte, und deren Wiederbeſitz ihr gewiß ein Schatz war, der ſie wohl gar auf eine lange Zeit für Mangel ſchützte. Der ehrliche Finder erhielt von der groſsmüthigen Geberin eine angemeſſene Belohnung.

Die Privilegien des Adels waren in den Zeiten vor der Stadthalterſchaftsregierung weit gröſſer und ausgebreiteter, als ſie es nach derſelben noch jetzt ſind. Er hatte ſelbſt vieles vor dem Adel der eigentlich Ruſſiſchen Provinzen voraus, und beſitzt auch noch jetzt manche Rechte und Freiheiten, deren der Ruſſiſche Adel ſich nicht rühmen kann, obgleich ſie in den neuern Zeiten ſehr eingeſchränkt worden ſind. Auch waren die Edelleute nichts weniger als zufrieden mit dieſen neuen Einrichtungen und ſie wogen den erlittenen Verluſt nur durch manche neue Vortheile auf, die ihnen durch die veränderte Verfaſſung entweder ſelbſt, oder dem Ganzen zugleich zu Theil wurden.

den. Ehemals theilte ſich der Adel in Lief- und Ehſtland in Ritter und Landſaſſen. Zu den erſtern gehörten alle diejenigen, welche in den Ritterbüchern zu Riga und Reval immatrikulirt waren, wodurch gleichſam der Adel derſelben anerkannt und beſtätigt wurde. Es hielte ſchwer, immatrikulirt zu werden; daher blieben viele gute, rechtliche Edelleute von der Ritterſchaft ausgeſchloſſen und rechneten ſich zu den Landſaſſen, d. i. zu derjenigen Klaſſe freier Unterthanen, die zwar Güter und baares Vermögen beſaßen und durch dieſelben im Lande anſäſſig waren, aber nicht zur Ritterſchaft gehörten, ſie mochten übrigens adlicher oder bürgerlicher Herkunft ſeyn. Die Landſaſſen hatten weder Sitz noch Stimme bei der Ritterſchaft, und durften bei den Verſammlungen und Verhandlungen derſelben nicht gegenwärtig ſeyn. Es entſtanden darüber vielfältige Klagen und Prozeſſe zwiſchen der eigentlichen Ritterſchaft und den Landſaſſen, welche von beiden Seiten mit vieler Erbitterung und Heftigkeit geführt wurden. Die Landſaſſen, welche in Anſehung der Benutzung ihrer Güter mit den Rittern gleiche Rechte und Privilegien genoſſen, auch gleiche Laſten und Abgaben an die Krone trugen, erhielten im Jahre 1783 durch eine Kaiſerliche Ukaſe auch das Recht, zur Ritterverſammlung zu kommen und gleiche Stimme zu haben. Aber nur wenige machten von dieſer Erlaubnis Gebrauch, und

diejenigen, welche auf dem Ritterhauſe erſchienen, wurden doch zu keiner Stelle gewählt, weil ihre Parthie zu ſchwach war und der Neid allerlei Hinderniſſe in den Weg legte. Im Jahre 1785 kam endlich eine neue Land- und Adelsordnung heraus, durch welche der Unterſchied zwiſchen ſtimmfähigen Rittern und Landſaſſen auf immer völlig aufgehoben wurde. Das Weſentliche dieſer neuen Ordnung beſteht kürzlich in folgenden Punkten: 1) der Adel iſt in acht Klaſſen getheilt. Jeder, der in Kaiſerlichen Militär- oder Civildienſten ſteht, und Offizierscharakter, oder einen mit demſelben gleichen Civilcharakter hat, iſt für ſich und ſeine Nachkommen ein Edelmann. Man nennt dies den Kriegs- oder Verdienſtadel. Dem zufolge iſt jeder Staabs- und Diviſionsdoktor, jeder Staabschirurgus, Kollegienaſſeſſor, Präſident, jeder Fändrich, Lieutenant ꝛc. Edelmann, und daraus hat man es ſich auch zu erklären, wenn manche Ausländer, die nach Rußland gegangen ſind, und ſich in Kronsdienſte engagirt haben, an ihre Verwandte im Vaterlande ſchreiben, „ſie ſeyen nobilitirt worden", oder wenn ſie ſich in öffentlichen Schriften das Prädikat von beilegen. Zum Ruſſiſchen Adel iſt das Wörtchen von nicht nöthig. Die Ruſſen haben ein Sprüchwort: Kak tui *von*, padi won, d. i. biſt du Herr von, ſo geh' mir aus den Augen. Jeder, welcher einen Rang hat, ſollte es auch in der unter-

ſten

ken Klaſſe ſeyn. (die verſchiedenen Rangſtufen ſind aber in 14 Klaſſen eingetheilt,) iſt in Lief- und Ehſtland ein Edelmann. 2) Jeder Edelmann darf Güter im Lande beſitzen, und jeder Gutsbeſitzer hat, ſobald er majorenn iſt, in der Verſammlung der Ritterſchaft ſeine Stimme und iſt zu allen Aemtern wahlfähig. Wer aber kein Gut erb- und eigenthümlich beſitzt, und wenn er 10 Krongüter im Pacht hätte, hat in der Verſammlung weder Sitz noch Stimme; doch iſt es ihm erlaubt, bei allen Seſſionen und Verhandlungen zugegen zu ſeyn und zuzuhören, welches mithin ſogar jedem Fändrich, jedem Sekretär und Protokoliſten freiſteht. 3) Die Alt-Adlichen und die von höhern Klaſſen haben am Range nur bei Hofe und in Anſehung einiger weniger für ſie beſonders angeordneten Staatsämter, einen Vorzug vor den niedrigern Adelsklaſſen. Natürlich nimmt auch die Ritterſchaft bei Beſetzung wichtiger Provinzialämter am meiſten auf ſie Rückſicht. 4) Der Adel erbt fort; doch kann er auch durch Degradirung und ſchimpfliche, entehrende Strafen verlohren werden, wenn von Seiten des Edelmanns gewiſſe Kriminalverbrechen vorhergegangen ſind. Keine Obrigkeit, kein Gericht kann jemanden des Adels berauben, nur die Perſon des Monarchen ſelbſt. — Merkwürdig dabei iſt, 5) daß auch Bürger das Recht haben, um adliche Prärogativen, oder wie es in der neuen Stadtordnung heißt, um den Adel anzuhal-

halten, wenn ſie entweder dreimal nach einander von ihren Mitbürgern zu Stadtämtern gewählt worden ſind, oder wenn ſie zur Klaſſe der nahmhaften Bürger gehören, d. h. ſich in die erſte Gilde mit Angabe eines Vermögens von 502, 000 Rubel, haben einſchreiben laſſen, und wenn ihr Vater und Großvater auch zu dieſer Klaſſe gehört haben, und der Nachkomme ſonſt in keinem ſchlechten Rufe ſteht.

Ich will nun die dem anſäſſigen Adel vorzugsweiſe ertheilten Rechte und Freiheiten beſonders angeben. Sie ſind nicht mehr ſo ausgedehnt noch dieſelben, welche ihnen Peter I. im Nyſtädtiſchen Frieden garantirt hatte, allein immer noch anſehnlich genug, um vor dem Adel Rußlands Vorzüge zu haben.

1. Seit 1721. war der Adel in beiden Herzogthümern frei von aller Rekrutenaushebung. Jetzt aber müſſen alle Gutsbeſitzer die Rekruten von ihren Erbleuten entweder in natura ſtellen, oder nach einem verhältnißmäßigen Anſchlag mit Gelde bezahlen; gewöhnlich 300 Rubel im Durchſchnitte für den Mann. Dieſe harte Auflage iſt eine Haupturſache des Mißvergnügens und der Unzufriedenheit des Adels mit der jetzigen Ruſſiſchen Regierung, zumal ſeitdem Paul I. ſchlechterdings die Rekruten in natura von ihnen foderte. Auch die Städte müſſen Rekrutengelder bei

bezahlen, welche ungewohnte Auflage ihnen ebenfalls höchſt verhaßt iſt.

2. Lief- und Ehſtland war von jeher **von der Kopfſteuer frei**. Seit dem Jahre 1785 aber muß von jedem männlichen Leibeigenen jährlich 1 Rubel Kopfſteuer bezahlt werden, welches eigentlich jeder Bauer, der neugebohrne Knabe ſowohl als der erwerbende Mann, ſelbſt abtragen ſollte, ſogar auch für ſeinen Knecht und deſſen Kinder männlichen Geſchlechts. Weil aber der Bauer ſchon vorher in traurigen Umſtänden war, ſo übernahm der Adel größtentheils die Bezahlung der Kopfſteuer, ohne jedoch immer von ſeinen Erbleuten Erſatz zu fordern, (es ſei denn durch doppelte Frohnen,) und überliefert nun nach der letzten Reviſion von 1795 für ſeine Leibeigene in einer Summe das Geld an die Krone. Nur auf den Krongütern, die meiſtens verpachtet oder auf eine Reihe von Jahren, bisweilen auf Lebenszeit, verſchenkt ſind, müſſen die Bauern ſelbſt das Kopfgeld entrichten. Bei Gelegenheit der Einführung dieſer Kopfſteuer entſtand 1784 jene Empörung der Bauern, von der ich im zweiten Abſchnitte Erwähnung gethan habe, die nur durch militäriſche Gewalt wieder gedämpft werden konnte, weil die Bauern durchaus in dem Wahne ſtanden, die Bezahlung des Kopfgeldes mache ſie frei und von aller Abhängigkeit von ihren Erbherren los.

3. Die Ritterſchaft hat durch das ganze Land die Poſt und deren Verwaltung. Dies iſt aber wieder mehr eine Laſt als eine Wohlthat, und die Krone ließ dem Adel dieſes Prärogativ, weil es nicht viel einträgt. War vormals die Verſorgung der Poſtbeamten und der Pferde eine weniger groſe Beſchwerde, ſo iſt ſie es doch in den neuern Zeiten bei der Theurung der Fourage geworden. Es werden von Reiſenden mit Extrapoſt für jedes Pferd alle Werſt nur 4 Kopeken bezahlt, und für die ordinäre Briefpoſt, wie auch für Kuriere und Eilboten, die in Geſchäften der Krone gehen, beträgt es nur halb ſo viel. Die Städte halten auf eigne Rechnung die Poſten bis auf die nächſten Stationen. Sie müſſen aber aus Höflichkeit unentgeldlich ſo viele Pferde geben, daß ihnen dieſes Privilegium theuer zu ſtehen kommt und mehr Schaden als Nutzen bringt. Ordinäre fahrende Poſten hat man im ganzen Ruſſiſchen Reiche noch nicht.

4. Der Adel beſetzt aus ſeiner Mitte die wichtigſten Landesſtellen, und ſo iſt ihm beſonders durch die Vermehrung der Aemter nach der neuen Stadthalterſchaftsverfaſſung eine neue Nahrungsquelle geöfnet worden. Dies iſt zwar ein Vorrecht der Ritterſchaft, bei dem ſie aber das, was ſie auf der einen Seite gewinnt, auf der andern wieder verliert. Denn fürs erſte ſind bei weiten nicht alle Landesdienſte dem Adel auf-

bei

behalten; und da Zweitens dem neuen Adel eben ſo gut als dem alten die ausſchlieſſenden Stellen ertheilt werden können, ſo iſt für den letztern der Gewinn wirklich geringe: er wird aber drittens dadurch noch geringer, daß alle Aemter den Aufenthalt in der Stadt nothwendig machen, welcher wegen der damit verbundenen Koſten und des größern Aufwandes halber den Gehalt faſt allemal weit überſteigt. Ehemals hatte die Ritterſchaft ihr eignes Landrathskollegium, das aus zwölf Gliedern beſtand, welches Paul I. auch wieder hergeſtellet hat. Seit 1783 aber bis 1797 war es gänzlich aufgehoben. Nach demſelben war der eine Oberkirchenvorſteher, der andere Obervormund, der dritte Oberordnungsrichter, der vierte Oberpoſtkavalier, u. ſ. w. Jeder bekleidete ſeine eigne Funktion zum Beſten des Landes. Die Ritterſchaft hatte ehedem eine weit ausgedehntere Gerichtsbarkeit im Lande als jetzt. Sie beſetzte aus ihren Mitgliedern die Kreisgerichte, die Ordnungs- oder Polizeigerichte auf dem Lande, die Niederlandgerichte u. ſ. w. Alles iſt nun anders. Die Gerichte bekamen mit der neuen Verfaſſung im Jahre 1783 von der Krone beſtellte Präſidenten, und die Edelleute ſind nur Beiſitzer, und können aus eigner Autorität wenig verfügen. Bei den Gerichten, vor welche Bauernhändel gehören, dem Niederlandgericht und der Niederrechtspflege, ſind

 jetzt

jetzt auch Beiſitzer vom Bauernſtande; folglich hat die Würde eines Beiſitzers wenig Gewicht und Anſehen mehr. Die Ritterſchaft konnte ſonſt auf ihren Landtagen nach eigner Willkühr und Einſicht Geſetze geben, die ohne Beſtätigung der Regierung gültig waren. Dieſe Gewalt iſt ihr jetzt auch genommen, oder doch ſehr eingeſchränkt worden. Jedem Gerichte iſt noch überdies unter dem Titel eines Prokureurs oder Anwalds ein Aufſeher gegeben worden, deſſen Obliegenheit es iſt, darauf zu ſehen, nicht nur, ob zu gehöriger Zeit die Sitzungen gehalten werden, und keine Sache über die Gebühr aufgehalten wird, ſondern auch, ob recht gerichtet worden iſt, und dieſe Funktion iſt ihnen von der Krone auf Zeit Lebens verliehen.

5. Der Adel hatte ehemals ſeine eigne Ritterſchaftskaſſe, in welche die Einkünfte der ritterſchaftlichen Güter, welche das Landrathskollegium beſaß, floſſen, und daraus die Adminiſtration des Landes beſtritten wurde. Das Landrathskollegium hörte auf, und die Güter wurden mithin eingezogen, weil die Krone nun ſelbſt die Koſten der Landesverwaltung übernahm. Dafür erhielten die zwölf Landräthe vorzugsweiſe den Titel als wirkliche Etatsräthe mit dem Prädikat Exzellenz. Ob dies ein verhältnismäßiger Erſatz für jenen ſchwer zu verſchmerzenden Verluſt war, wird jeder beurtheilen können. Die Ritterſchaft

hat

hat nun keinen gewiſſen Fond mehr. Der angegebene Grund von der Aufhebung der Landrathsgüter, die Uebernahme der Koſten von Seiten der Krone, hatte einigen Schein; man muſte aber, um ihn wahr zu finden, dabei vergeſſen, daß ſchon die Auflage der Kopfſteuer ein hinlängliches Aequivalent für die neuen Ausgaben war und ſie völlig deckte. Dabei gieng noch der Nutze mit verlohren, den unbegüterte Edelleute, welchen die gemeinſchaftlichen Güter um eine ſehr billige Arrende überlaſſen wurden, davon zogen, und die Geſammtheit hatte gleichwohl zu mancherlei übrig gebliebenen Ausgaben noch einen Fond nöthig. Dennoch wurden ſie eingezogen, und der Adel muſte noch obendrein die darauf laſtenden Schulden übernehmen, zu deren Tilgung neue Ausſchreibungen gemacht werden muſten. In wie fern dies Verfahren von der hohen Krone billig oder unbillig war, darüber gab es nur eine Stimme, auch behauptete man damals allgemein, Lief- und Ehſtland habe in St. Petersburg ſeine großen Feinde, die es auf alle Weiſe verdächtig zu machen und zu ſchwächen ſuchten. Mit dieſem Verluſte der Ritterſchaftsgüter und des Rechts des Alleinbeſitzes des Landes, gieng auch wirklich ein weſentlicher Theil der ehemaligen Privilegien des Adels verlohren. Das ariſtokratiſch-republikaniſche Anſehen der beiden Provinzen war dahin und wurde in ein monarchiſches verwandelt. Die Herrlichkeit, der

Glanz und die Alleinherrſchaft des Adels ſahen ihren letzten Tag; daher erklärte man ſich auch einen ſonderbaren Druckfehler in der damals gehaltenen Landtagsrede des nunmehr verſtorbenen Oberpaſtor Dingelſtädt in Riga, wo ſtatt: bei der Beeidigung der Ritterſchaft, bei der Beerdigung derſelben, gedrukt ſtand. — Eine Folge von der Uebertragung der Schulden auf den geſammten Adel war die, daß beim vorletzten Landtage die Schulden der Ehſtländiſchen Ritterſchaft allein, ſich auf 90000 Rubel Banknoten beliefen, die nun der Adel aus eigenen Mitteln bezahlen muß. Billig hätte die Krone, da ſie die Güter einzog, auch die darauf haftenden Schulden übernehmen ſollen. Wie die Sache nunmehr, nach der Zurückgabe der Landrathsgüter durch den vorigen und jetzigen Kayſer, iſt relugirt worden, iſt nicht zu meiner Kenntniß gekommen.

6. Zu dieſen ſcheinbaren Vortheilen iſt noch der Vorzug des Lief- und Ehſtländiſchen Adels vor dem Ruſſiſchen und den Bürgerlichen zu rechnen, daß er von allen körperlichen Strafen befreiet iſt, und ſein Vermögen in keinem Falle konfiszirt werden kann. Wie hoch eine ſolche Milde bei Verbrechen zu ſchätzen ſei, überlaſſe ich eines jeden Beurtheilung. Dagegen führe ich noch an, daß überhaupt die Verhältniſſe des Ruſſiſchen und Liefländiſchen Adels bei der Einführung der neuen

Ver-

Verfaſſung ganz verſchieden waren. Der eine bekam neue Rechte, ohne etwas von ſeinen alten zu verlieren und ohne belaſtet zu werden; der andere wurde in ſeinen bisherigen eingeſchränkt, und mußten die, welche er aus beſonderer Gnade erhielt, mit neuen Auflagen erkaufen. Daher die Unzufriedenheit und das Murren bei der prekären Lage, bei allen Rechten und Freiheiten der erlauchten Ritterſchaft.

7. Die Realabgaben von den Gütern ſind meiſt auf dem alten Fuße geblieben. Die Schatzung beträgt von einem Revalſchen Haken Landes 10 Rubel, und von einen Rigaſchen 15 Rubel. An Proviant, nämlich Korn, Hafer und Heu, mußte jedes Gut, nach Maasgabe ſeiner Größe, etwas Gewiſſes an die Kaiſerlichen Magazine liefern, welche unter der Aufſicht einer Proviantkommiſſion ſtehen. Die Ritterſchaft hielt um die Erlaſſung des Heu-Proviants an, weil dieſer in den übrigen Ruſſiſchen Provinzen auch nicht gewöhnlich ſei, und die Kaiſerin war ſo gnädig, ihr dieſe Abgabe zu erlaſſen. Die Einquartierung der ſtehenden Truppen auf den adlichen Gütern iſt geblieben; doch giebt ihnen die Krone den Unterhalt. Eine neue Auflage iſt die Abgabe von fünf Procent des Kaufgeldes bei jedem Verkaufe eines Grundſtücks. Dieſe Abgabe heißt mit einem Ruſſiſchen Worte Krepoſt, d. h. gerichtliche Beſcheinigung, daß

die

die Krone die Verſicherung und Garantirung des Beſitzes übernimmt, und ſoll in dieſer Rückſicht noch eine Wohlthat ſeyn. Was darüber geſagt werden könnte, wird jedem Leſer ſelbſt beifallen.

8. Der Adel hat das unumſchränkte Recht, Handel und Landwirthſchaft in der ausgedehnteſten Bedeutung nach Willkühr zu treiben. Er kann zu dem Ende nicht nur freie Jagd und Fiſchfang halten, mit ſeinen Produkten zu Lande und Waſſer ungeſtört handeln, Ziegel- und Kalkhütten, Mühlen, Krüge und Arbeitshäuſer aufbauen; ſondern auch Städte anlegen, Fabriken und Manufakturen errichten, und Koloniſten unter ſein Gebiet anpflanzen. Dieſe mit dem Territorialrechte zuſammenhängende Wirthſchafts- und Handelsfreiheit erſetzt wieder manche Unannehmlichkeiten, die der Vaſallenſtand mit ſich bringt, und ſchmeichelt der Einbildung des Adels in ſeiner geglaubten Gröſze. Sind gleich der Plackereien dabei viele, ſo iſt es doch angenehm und wünſchenswerth, auf einem Striche Landes, das mit Waldungen, Fluren und Seen abwechſelt, den Zoll der Erde einzuärndten, und alles nach Willkühr aufs Beſte zu benutzen. Weil aber faſt jeder Stand ſein eignes Prinzip hat, und, wenn er das aus den Augen verliert, um ſeine Kraft und ſein Anſehen kommt, und zu einer kränklichen oder paralyſitiſchen Pflanze wird; ſo

ſollte

ſollte eigentlich der Adel keine Handlung treiben, weil nicht dieſe, ſondern der Kriegsdienſt, ſeine Beſtimmung iſt, und weil ſonſt ſein ganzes Dichten und Trachten Gewinnſucht wird, da doch Ehre die Triebfeder ſeiner Handlungen ſeyn ſollte. Wenn dafür die Herren mehr für die Kultur ihres Geiſtes und Geſchmacks Sorge trügen, ſtatt ſelbſt Schiffer oder Kaufleute zu ſeyn, damit ſie nicht ſogar der Gegenſtand des Spottes und der Perſiflage manches rüſtigen Kraftgenies unter den Stadtbewohnern würden, die freilich an Rang und Einkünften faſt immer unten, aber an Verſtand und Witz meiſt über ihnen ſtehen.

Wenn man ſich von der Lebensart, dem Luxus und Wohlleben des wohlhabendern Theils des Adels, beſonders auf dem Lande, eine deutliche Vorſtellung machen will, ſo muß man ſelbſt mehrere Jahre mit ihm zuſammen gelebt und das Treiben, Thun und Weſen mit angeſehen haben. In der That wiſſen ſich die Herren den Aufenthalt auf ihren Landgütern ſo reizend zu machen, daß ſie gar leicht darüber die Stadt vergeſſen können. Eine etwas datailirte Beſchreibung einiger Landgüter, wo ich mehrere Jahre gelebt habe, wird einen Begriff von den Annehmlichkeiten des Landlebens, der Geſellſchaften, Schmouſereien, der Gaſtfreiheit, den Freuden der Tafel, der Jagd und dem ganzen herrſchenden Tone bei den Edelleuten in Lief- und

Ehſt-

Ehſtland geben. Die Schilderung ihrer Lebens-art kann überall von dem gröſſeren Theile derſelben gelten. Im Ganzen betrachtet, leben ſie mit weit mehrerem Aufwand, Pracht und Gemächlichkeit, obgleich nicht allemal mit demſelben Geſchmack und derſelben Feinheit als der Adel in Deutſchland. Dieſer Prunk, die Verſchwendung und der Luxus, welche jedem Ausländer im Anfange auffallen, äuſſern ſich nicht etwa blos in einzelnen Theilen der Lebensart, ſondern gehen durch alle Zweige derſelben beinahe gleichen Schritt. Wohnung, Tafel, Geſellſchaften, Bedienung, Equipage, alles iſt hier, wohlverſtanden beim reichern Edelmanne, auf einem glänzendern Fuße, als ich es auf deutſchen Edelhöfen oder ſo genannten Rittergütern, geſehen habe. Da überall die gröſte Gaſtfreiheit herrſcht, ſo wird das ganze Jahr hindurch des Beſuchens kein Ende; vorzüglich ſind Weihnachten, Pfingſten und Johannistag die Zeiten, wo es auf allen adlichen Landſitzen und zum Theil auch auf den Paſtoraten, von Gäſten und Fremden wimmelt. Man darf im geringſten nicht fürchten, beſchwerlich zu fallen, vielmehr iſt man zu jeder Zeit, auch als ein Unbekannter, herzlich willkommen, und zwar dann am liebſten, wann man anderwärts die Gäſte am wenigſten gern ſieht, nämlich zur Zeit des Mittag- und Abendeſſens. Man wünſcht auch nicht, daß die Gäſte nur ſchon wieder fort wären, ſondern ſucht ſie ſo

lang als möglich bei ſich zu behalten; und dies iſt ſelbſt der Fall bei dem ärmern Adel, ob er gleich hier im Uebrigen eine eben ſo erbärmliche Rolle als in Deutſchland ſpielt, und ſplendida miſeria bei ihm auf der Tagesordnung ſteht. Daher iſt ein beſtändiges Herumfahren von einem Gute zum andern; theils beſuchen ſich die Verwandten, theils die Nachbarn, und eine allgemeine Freude verbreitet ſich, wenn der Zuruf erſchallet: Fremde (Gäſte) kommen! Da wird getanzt, muſizirt, geſpielt, ſpazieren gegangen und gefahren, kleine Abſtecher auf Hoflagen, Paſtorate, benachbarte Güter gemacht, eine Fiſch- oder Jagdparthie veranſtaltet, und überall herrſcht die gröſte geſellſchaftliche Ungezwungenheit. Man geht aus den Wohnzimmern in den Saal, um am Flügel, Klavier oder Fortepiano ſich zu erholen; aus dem Speiſezimmer in die Beſuch- oder Gaſtzimmer, ans Billard, in die Vorſtube, um ſeinen Leuten etwas zu befehlen, aus des Herrn Schreibezimmer in das Putzgemach der Dame oder der Fräuleins vom Hauſe, und keine ängſtliche Aufmerkſamkeit, keine ſteife Etikette, kein Zwang des Spiels feſſelt Hände oder Füſſe. Jeder hat Freiheit, zu thun oder zu laſſen, was er will, zu gehen oder zu bleiben, im Garten oder im Hauſe ſich zu amüſiren, ſich zur Geſellſchaft zu ſetzen, oder in Feld und Wald zu gehen. Das einzige Geſetz iſt: daß keiner

den andern genire; und das gehet auf einem Gute wie auf dem andern, überall dieselbe Gaſtfreiheit für jeden rechtlichen Mann, er ſei Bekannter oder Fremder, wenn er nur nicht, weder durch ſeinen Stand und Kleidung, noch durch ſeine Sitten, zur Klaſſe des Pöbels gehört, und je länger man bleibt, deſto lieber ſiehet man es, weil man auf dem Lande, vornämlich im Winter, die Langeweile zu verſcheuchen ſucht. In vielen Häuſern herrſcht dabei die ausgeſuchteſte Eleganz, ein Luxus, der alle Vorſtellung überſteigt, die ſchönſte Ordnung und Bequemlichkeit, und gar oft Verſchwendung und Ueberfluß. Ausländer erſtaunen oft darüber und legen das Bekenntniß ab, daß ſie ſich dies nicht ſo vorgeſtellt hätten. Die Leſer werden in dieſem Buche noch weit öfterer Belege zu der mehrmals geäuſſerten Behauptung finden, daß man im Auslande noch viel zu unvollſtändige und unrichtige Begriffe von der Kultur und Lebensart in Lief- und Ehſtland habe.

Die meiſten Landgüter haben eine überaus angenehme, romantiſche Lage, an einem See oder Fluſſe, bekränzt von dem Saume eines Birken- oder Tannenwaldes. Das Verhältniß ihrer Frequenz hängt von der Nähe oder Weite einer großen Landſtraße, z. B. der Petersburgiſchen, Dorpatſchen, Pernauiſchen ꝛc. ab. Oberpahlen, Koſch, Keblas, liegen in naher Entfernung von nicht unbeträchtlichen Flüſſen; Werder, Matzal,

Kan-

Randel nahe an den Ufern der Oſtſee. Die Hauptwohnung auf den genannten Gütern iſt im jetzigen beſſern Geſchmacke gebauet, mehrentheils zwei Stockwerke hoch, mit Balkons, von denen man eine vortrefliche Ausſicht hat, und auf welchem im Sommer bisweilen des Abends geſpeißt wird. Rechts oder im Auge ſchlängelt ſich der blaue Fluß zwiſchen buſchichten Ufern mahleriſch hin, und ein Thurm mit der Kirche, oder ein Ehſtniſches Dorf, Paſtorat, die ſich in der Ferne über die Fläche erheben, verſchönern die Gegend und die Ausſicht auf dieſelbe. Verſchiedene Wege winden ſich auf allen Seiten in die Gehäge, Holzungen und Kornfelder, und machen die Szene mannichfacher und lebendiger. Auf den weiten Wieſen in der Ferne weiden Heerden von Kühen, Ziegen, ſpringen Pferde und Füllen muthig herum, und Schaafe oder Lämmer blöcken hinter ihnen auf graſigten Aeckern treibend. Die ländlichen Schauſpiele der Heuärndte, der Kornärndte, des Pflügens und Säens, werden hier in mannichfaltiger Abwechſelung vor unſern Augen aufgeführt. Dort jenes Gut liegt am Seeſtrande, bei einer weiten Bucht, deren Waſſerſpiegel mit Booten, Fiſcherkähnen und andern Fahrzeugen bedeckt iſt. Gegen über die Inſel Moon, auf welcher der Beſitzer ein Chineſiſches Luſthaus in einem reizenden Gehäge hat erbauen laſſen, dahin man aus dem Saale und den übrigen in dieſem Flügel befindlichen Zimmern die Ausſicht hat. Man

ſieht

ſieht blos das röthliche Dach zwiſchen den Spitzen der Bäume hervorragen. Auf einer andern Seite ein majeſtätiſcher dunkler Tannenwald, der zwar die Ausſicht beſchränkter, aber nicht weniger intereſſant macht. Von hieraus zieht ſich der Weg nach der Hoflage, immer längſt dem Fluſſe hin, der hier einige kleinen Inſeln bildet, zwiſchen lauter Birken und Erlengebüſchen. Enten, Schwäne und andere Waſſervögel ſchwimmen in bunter Mannichfaltigkeit auf dem Fluſſe herum, und verſtecken ſich im hohen Schilfe am ſchattichten Ufer, wenn man über die Brücke geht. Alleen von Linden, Boskaden mit grünen Raſenplätzen dazwiſchen, der ſanfte ſtille Fluß, in welchem ſich die Bäume ſpiegeln, der ſchweigende ferne Wald, ſind ein wahres Bild ländlicher Ruhe, die jedoch bald durch die lärmenden Geſellſchaften unterbrochen wird.

Denn ſiehe! bald früh macht ſich der Herr des Hauſes mit ſeinen Gäſten, oder wenn keine da ſind, mit ſeinen Söhnen, dem Hofmeiſter und einigen Bedienten, von zwanzig bis dreißig Hunden begleitet, auf die Bären⸗ Wolfs⸗ Fuchs⸗ oder Haſenjagd. Sie ſitzen theils zu Pferde, theils auf Troſchken, oder kommen zu Fuße nach. Am Saume des Waldes trennt man ſich und dringet mit den Hunden hinein. Der Piqueur oder Anführer der Hunde, ſtößt ins Horn, und man hört das Winſeln, Heulen und Klaffen der begierigen Thiere. Das ſcheue Wild ſtürzt ſich

aus

aus dem Walde und hier empfangen es die Wind-hunde oder Bärenpacker. Seltener wird ein Bär oder Wolf geſchoſſen, deſto öfterer aber der ſchlaue Fuchs oder furchtſame Haſe erlegt. Am Mittage, bisweilen erſt des Abends zieht das wilde Heer mit etlichen Füchſen, einer Mandel Haaſen und einigen Dutzend Vögeln, wie im Triumphe, nach Hauſe. Iſt irgendwo das Engliſche Sprüchwort: much noise for nothing, (viel Lärmen um Nichts,) paſſend, ſo kann man es hier mit Recht ſagen. Tüchtig ermüdet, nachdem man ſich einen guten Appetit erjagt oder einen Braten geſchoſſen hat, kommt man wieder auf dem Hofe an und findet die Mittagsmahlzeit bereit. Es ſind indeſſen noch mehrere Gäſte angekommen, die ſchon beim Voreſſen oder Imbiß ſitzen. Es iſt dies eine Gewohnheit, die durch ganz Rußland, Schweden, Lief- und Ehſtland herrſcht, daß man vor der Hauptmahlzeit erſt ein kleines Frühſtück oder etwas zum Anbiß nimmt, das in Kaviar, Lachs, Heering, Sardellen, Külloſtrömmlingen, oder geräucherten Sachen beſteht, wobei ein Glas abgezogener Branntewein oder Liqueur, Aquavit ꝛc. präſentirt wird. Man nennt dies hier ein Schälchen, weil es ehedem in kleinen gläſernen Schalen iſt herumgegeben worden. Manche Dame pflegt ohne Bedenken auch ein Schlückchen zu thun, und viele laſſen es ſich ſchon beim Imbiß

an dem besonders dazu aufgedeckten Tischchen, vor dem man blos stehend zulangt, so wol schmecken, daß sie bereits halb gesättigt an die Tafel kommen. Dieser Gebrauch herrscht durchgehends auch in den Städten in jedem Hause. -- Jetzt kommen die Bedienten und bitten aus allen Zimmern, Gärten und vom Hofe die Herrschaften zum Essen. Gemeiniglich wird in guten Häusern in einem besondern Speisezimmer gegessen, das man nach aufgehobener Tafel gleich verläßt, und das nicht blos, wenn Besuch da ist, sondern alle Tage, wenn die Familie auch allein speißt. Eigentliche Gastereien sind hier nicht im Gebrauche, denn die Tafeln sind beständig so besetzt und eingerichtet, daß jederzeit Gäste können empfangen und bewirthet werden. Daß alsdann, wenn gebetene oder gemeldete Gäste erscheinen, alles prächtiger und reichlicher ist, versteht sich von selbst. Nie aber werden Schmausereien lange vorher verkündigt, nie wird mit Prahlerei von Traktamenten gesprochen, auf die man sich ¼ Jahr vorher freuet, während man mit Hausmannskost vorlieb nimmt; auch finden hier keine förmlichen Einladungen zu Tische Statt wie in Sachsen oder Oesterreich der Gebrauch ist. Wer kommen will, wird mit Freuden empfangen, er mag sich haben melden lassen oder nicht; und wer einmahl in einem Hause bekannt ist, kann ohne alle Umstände, ungebeten, so oft er will zum

Be-

Beſuch kommen, ohne Furcht, mit ſcheelem Auge aufgenommen zu werden.

In der Zubereitung, Mannichfaltigkeit und Delikateſſe der Speiſen herrſcht ein Gemiſch zwiſchen deutſcher, franzöſiſcher, ſchwediſcher und ruſſiſcher Kochkunſt. Daher ſieht man auf einer und derſelben Tafel Potage, Klopsfleiſch, in Teig gebackene Fiſche, ſauren Kohl mit geräucherten Roſſoi *) und Deſerts. Daß dabei alles dennoch auf den feinſten Wohlgeſchmack und nach dem leckerſten Gaumen berechnet und eingerichtet iſt, bedarf wohl kaum einer Anzeige; auch läuft man gewis nie Gefahr, von ſolchen buntbeſetzten Tafeln ungeſättigt, oder auch nur unbefriediget aufzuſtehen, vielmehr fühlt der Schwache nach der Mahlzeit gemeiniglich durch die Erinnerung ſeines Magens Gewiſſensbiſſe wegen des Uebermaſes und der verletzten Diät. An Wein fehlt es dabei nicht; der gewöhnliche iſt alter Franz, Medok, Margot, Petit Bourgogne, Pontak, und bei den Deserts werden Mallaga, Lünelle, Muskateller, oder bisweilen Champagner, Madera, Syrakuſer u. a. m. herumgegeben. Eine Menge leib-
[illegible] eig-

*) Ruſſiſch ausgeſprochen rossohl, iſt eine aus Fleiſch, Hering, Zwiebeln, Rettig, Aepfeln und rothen Rüben mit Eſſig zubereitete kalte Speiſe, die aus Rußland herrührt, und wie dort, gemeiniglich zu Anfange der Mahlzeit, oder als ein Vor- oder Beieſſen, genoſſen wird.

eigner Bedienten ſtehet auf jeden Wink bereit, das Benöthigte zu bringen, die Teller, Meſſer, Gabeln und Löffel zu wechſeln, die kleinen Zwiſchenſpeiſen zuzureichen und öfters einzugießen. An koſtbarem Bakwerk, leckern Eingemachten, wohlſchmeckenden pikanten Saucen, ſchönen Fiſchen, Wild und Geflügel herſcht der volleſte Ueberfluß und die ausgeſuchteſte Mannichfaltigkeit. Die Tiſche möchten ſich bisweilen unter der Laſt der Schüſſeln biegen, die ſie drücken. Dabei kommen denn freilich auch manche ſonderbare, etwas derbe Nationalgerichte und feſte nahrhafte Speiſen, wie ſie das Klima erfodert, mit vor. Hieher gehört z. B. der Lief- und Ehſtland ganz eigenthümliche und nur da allein gut gekochte Bierkäſe, eine Art von Milchſuppe, die man gern des Abends iſſet. Sie beſteht aus Milch mit etwas Bier gemiſcht, wodurch ein Theil der erſtern gerinnt. Man trinkt ſie auch aus Gläſern und ſie findet hier viele Liebhaber, aber in Deutſchland kennt man ſie nicht, und würde ihr auch wenig Geſchmack abgewinnen können. Ferner eine Art Blutklöße, die man Balten oder Kek nennt, Wurſt von Blut, Fettwürfeln und Mehl gemacht, und im Waſſer hart geſotten, die dann in Scheiben geſchnitten, in Butter gebraten, gegeſſen und von vielen als etwas Delikates gefunden wird. Puddro oder Ofenbrei, ein dicker im Ofen gebackner Brei von Grütze mit einer

brau-

braunen Oberrinde, der mit Rahm und Zucker gegeſſen wird und ſehr wohlſchmeckt. Hierher ſind auch die mancherlei Arten von Grützwürſten zu rechnen, welche mit Blut, Fett und Grütze gefüllt ſind, und in allerlei Formen auf den Tiſch kommen. Am ekelhafteſten fand ich den ſogenannten Kälbertanz, d. i. die zu einer harten breiähnlichen Speiſe eingekochte erſte dicke und fette Milch von einer Kuh, die ſo eben erſt gekalbet hat. Auf gute Tafeln in Häuſern, wo Geſchmack herrſcht, kommt alles dieſes nicht. — Auſſer jenen benannten Speiſen und Getränken ſtehen noch die ſüſſeſten Säfte von Kirſchen, rothen Stachel-, Kranichs- und Himbeeren, Barberitzen ꝛc. als leckerhafte Zuſätze zum Gebackenen oder Braten; die Plat de menage mit Zucker, Zimmt, Pfeffer, Ingwer, Oel und Eſſig, Salz und Citronen, auf jeder Tafel, ſelbſt wenn man auch nur für ſich ſpeiſt. Engliſches Bier, Porter; Meth; glashelles Landbier, wovon manches an Güte und Wohlgeſchmack das Engliſche erreicht, oder Waſſer mit Wein, kann jeder nach Belieben von den Bedienten fodern, die ſogleich damit aufwarten. Die Zahl der Schüſſeln iſt bei jedem Edelmanne, wenn er für ſich iſſet, in der Woche des Mittags vier, Abends drei; Sonntags aber fünf bis ſechs; bei groſſen Schmauſereien aber nicht beſtimmt; ſondern richtet ſich nach dem Geſchmack, Reichthum und Aufwand

 eines

eines jeden. Die Zeit, ſich zu Tiſche zu ſez-zen, iſt des Mittags ordentlich um 12 oder 1 Uhr, Abends um 7 oder 8; doch bisweilen auch ſpäter, wenn die Geſellſchaft zahlreich oder noch nicht zuſammen, oder eben in einer intereſſanten Spielparthie begriffen iſt. Ueberhaupt machen die Freuden der Tafel einen weſentlichen Theil in dem Geſchmack und Leben der Liefländiſchen Edelleute aus, und ſie legen einen hohen Werth auf dieſelben. Der Ruhm des Mannes, auf deſſen Gute Küche und Keller wohl beſtellt iſt, wo man gut aufgenommen wird, und gut iſt und trinkt, erſchallet weit und breit, und zieht aus der Nähe und Ferne viele Gäſte herbei. Eine fette Tafel giebt Anſprüche auf die glänzendſten Geſellſchaften und man hört es gern, wenn man in dem Lobe ſteht, daß auf dem und dem Gute ein geſchickter Koch iſt, und gute Weine auf den Tiſch kommen. Man beeifert ſich, es einander darin zuvor zu thun, und nicht nur die meiſten Fremden zu haben, ſondern auch den beſten Tiſch zu führen.

In Oberpahlen, dem Schauplatze meiner Freuden in Ehſtland, auf Kolk, und Matzal, beim General von Patkul, dem Grafen Steinbock und Rittmeiſter von Manderſtern, war, da ſie ihre eigne Kapelle von leibeigenen Muſikanten, unter Anleitung eines oder zweier deutſcher Meiſter hatten, alle Sonntage, da das Gewühl meiſtens am ſtärkſten war, Mittags und Abends Tafelmuſik. Dabei wurden Geſundheiten, be-

ſon-

ſonders zur Zeit des letzten Schwedenkrieges, auf das Wohl des Kaiſerlichen Hauſes unter Pauken und Trompeten, getrunken, auch beim Friedensfeſte, da großes Diner und noch glänzenderes Souper gehalten wurde, aus kleinen Kanonen gefeuert. Eben dies geſchah auf alle Geburts- und Nahmenstage des Herrn und der Frau vom Hauſe, der Kinder und eines vielleicht eben in Hauſe wohnenden Verwanden, wozu der benachbarte Adel allemal ſehr zahlreich eingeladen wurde. Bei Muſik und Tanz bis tief in die Nacht hinein, herrſchte allgemeine Freude, und es waren Tage der Wonne und des Vergnügens, für Herrſchaften und Bediente. Nach Tiſche zerſtreute man ſich. Einige giengen in die Bibliothek um zu leſen, andere ans Klavier oder Forteplano, noch andere ins Billardzimmer zu einer Parthie Carambole. Manche machen eine kleine Exkurſion auf das Paſtorat oder nächſte Gut, gehen, fahren, oder reiten ſpazieren, oder widmen ihre Aufmerkſamkeit einer neuen Anlage, einem angefangenen Baue, einem ökonomiſchen Verſuche; einige hüpfen, ſcherzen und ſchwatzen, oder ſetzen ſich an den Spieltiſch; andere ſind im Garten, oder halten Mittagsruhe auf einem Bette oder Sopha, bis die Theezeit ſie alle wieder im Konverſationszimmer zuſammenbringt. Da wird von Zeitungen, vom Wetter, Kalender, von der Landwirthſchaft, von Stadt- und Landneuigkeiten, Nachbarsgeſchichten und

St.

St. Petersburger Vorfallenheiten geſprochen, dann wieder geſpielt, und dabei Punſch oder Biſchoff herumgegeben und ſo lange geſeſſen, bis das Abendeſſen fertig iſt. Nach demſelben wird der Ball eröfnet, und abermals Punſch, Limonade ꝛc. getrunken, ſo lange, bis der Schlaf einen nach dem andern unmerklich wegzieht. Dabei herrſcht die größte Ungebundenheit, jeder bleibt ſo lange er will, bei der Tafel, beim Spiel, beim Tanz, am Billard, bis er deſſen ſatt wird. Dazwiſchen ſitzen oder ſpatzieren ganze Gruppen im Saale auf und ab, ſprechen und rauchen dabei ihre Pfeife, und wählen ſich nach ihrem Geſchmack ihre Geſellſchafter. Es iſt überhaupt bei großen Zuſammenkünften, ſo lange man nicht durch Muſik, Spiel oder Tanz engagirt iſt, der gewöhnliche Fall, daß jeder in dem großen Zirkel, wo man oft vor Menſchen nicht an Menſchen kommen kann, einen kleinen Zirkel um ſich her verſammelt, in welchen er nur einige wenige hineinzieht, mit denen er gern ſpricht: daß es in mancher einzigen großen Geſellſchaft oft zehen, funfzehn und mehr kleine Geſellſchaften eingeſchloſſen werden. So werden große Geſellſchaftsſäle ein wahres Bild der Welt und der menſchlichen Geſellſchaft überhaupt, in der ſich jeder ſeine kleine Geſellſchaft zuſammenſucht, die er ſeine Freunde nennt, und mit denen er ſich am liebſten unterhält, da indeß die andern von uns ungeſprochen

chen vorüber gehen. — Wer ſich auf dies kleine Zirkelmachen in großen Zirkeln nicht verſteht, der empfindet oft in den gröſten Geſellſchaften die gröſte Langeweile. Und ſind lauter wüſte Menſchen, Sybariten, Sardanapale bei einander; ſo hat der denkende Kopf, und wenn ihre Anzahl noch ſo groß iſt, und er ſich noch ſo gut aufs Zirkelmachen verſteht, dennoch leere Säle vor ſich. Iſt einer dann vollends noch launig, eigenſinnig, von eitelm Stolze, ſich beſſer und weiſer als andere zu dünken, aufgeblaſen, ſind ihm die Menſchen nie gut genug; ſo iſt er in einer ſolchen gemiſchten Geſellſchaft gar verlohren. Man muß die Menſchen nehmen, wie ſie ſind, ſonſt verleidet man ſich ſelbſt alle Freude, alles Vergnügen im geſellſchaftlichen Leben, und bleibt einſam mitten unter Menſchen, blos darum, weil wir uns ihnen nicht mittheilen wollen. Eine adliche Dame verſicherte mir daher auch, einſt, von einem Oberſten mehrmals die Klage gehört zu haben, daß er in adlichen Geſellſchaften nie ſo vergnügt ſei, als in gemiſchten Zuſammenkünften, wo auch Bürgerliche mit Zutritt hätten, und wo man nach ſeinem Geſchmack ſeine Geſellſchaften wählen könne. Von Pferden, Hunden, Jagd u. dergl. wollten die adlichen Herrn doch auch nicht immer ſprechen, und ſo ſäßen ſie gemeiniglich ſtumm da. Er fände daher bei ihnen nie die lehrreiche, vernünftige Unter-

hal-

haltung, die er ſtets in guter bürgerlichen Geſellſchaft hätte. Zum Glück giebt es dergleichen gemiſchte Geſellſchaften in adlichen Häuſern genug. Nicht nur der Hofmeiſter und Prediger ſind allemal dabei, ſondern gar oft auch Gelehrte, Aerzte, Profeſſoren, Kaufleute, Sekretäre aus den Städten und benachbarte Prediger und Hofmeiſter, die einander beſuchen, und als Gäſte mit auf den Edelhof genommen werden.

Beſonders glänzend und zahlreich waren dergleichen adliche Kotterien zur Zeit des ſchwediſchen Kriegs 1789 und 1790. Selten vergieng eine Woche, daß nicht gefangene ſchwediſche Offiziere durch das Land transportirt wurden, und wo ſie vor einem Gute vorbeikamen, wurden ſie eingeladen. Der benachbarte Adel fand ſich allemal zahlreich mit dabei ein, weil immer tüchtig geſchmauſt wurde. So waren nicht ſelten 50 und 60, ja einmal ſogar 120 Perſonen im Schloſſe Oberpahlen beiſammen. Die ſchwediſchen Offiziere genoſſen viele Achtung und Ehre; ihrer waren bisweilen allein 15, 20, einmal 62, die vom General Patkul aus dem Traiteur, wo ſie Raſttag hielten, auf das Schloß zum Mittag und Abendeſſen geholt wurden. Der Beſuchs- und Gaſtfreiheitsſchwindel ſchien um dieſe Zeit alle adliche Häuſer in der ganzen Gegend ergriffen zu haben, denn es thaten dies ihm mehrere nach. Der lärmende Schwarm wälzte ſich von

von einem Gute zum andern. Viele darunter kannten einander gar nicht. Manche waren dem Kreismarſchall v. **Bock** aus St. Petersburg gefolgt, und durchſtreiften ſo mit ſeiner Geſellſchaft das Land von Gut zu Gut. Alle ſchwelgten und praßten von dem ſauren Schweiße des armen Bauern, der ſein Bißchen Brod mühſelig ſuchen muß, und dieſer Gedanke verbitterte mir oft die ſchönſten Freuden, und verleidete mir die fröhlichſte Geſellſchaft und die volleſten Schüſſeln, deren oft 20 und 30 die Tafel bedeckten. Es wurde geſpielt; Imperials, Dukaten und Rubel bedeckten die Spieltiſche und flogen aus einer Hand in die andere. Ein Legationsrath von **Oetting** hatte die Dukaten aus Petersburg mitgebracht und vergeudete ſie in Liefland. Viele Schweden verloren ihre königliche Gage und gelben Sparpfennige an Ruſſiſche Offiziere oder Ehſtländiſche Edelleute. Muſik und Tanz beſchäftigten eine Menge anderer, die nicht mitſpielten. Ein Uhr des Mittags, und 9 Uhr des Abends ſetzte man ſich gewöhnlich erſt zur Tafel. An andern Tiſchen ſaßen die Kinder: Wein und Engliſch Bier floß. Die meiſten ſaßen, viele ſtanden, manche liefen herum, tanzten um den Tiſch nach dem Takt der Tafelmuſik, ſetzten ſich wieder und aßen. Um vier und zwölf Uhr wurde die Tafel gehoben und dann noch ein Paar Stunden gepunſcht und getanzt. Nach zwei Uhr theilte ſich der Schwarm, um auf wollüſtigen Lagern

ſich

ſich einem andern Taumel zu überlaſſen. — Hier war es auch, wo ich einmal an einem Tage in einem Saale jenes Gemiſch von den meiſten Europäiſchen Sprachen hörte, deſſen ich im erſten Bande gedacht habe, und das in ſeiner Art einzig war. Deutſch, Ruſſiſch, Schwediſch, Franzöſiſch, (mit den Damen) Engliſch, Holländiſch, (zwiſchen einigen Offizieren von dieſen Nationen, die in Schwediſchen Dienſten waren,) Italiäniſch zwiſchen den Lieutenant Arcovito, einen Neapolitaner, der ohnlängſt als Sieger in Baltiſchport geweſen war, und einem Mönche von dem Orden der barmherzigen Brüder, der aus Italien gekommen war und Allmoſen einſammelte, Lettiſch und Ehſtniſch, (von den Domeſtiken,) und Wallachiſch, ein verdorbenes Italiäniſch, (zwiſchen dem General Patkul und einem die Schweden führenden, alten Offizier, der weiland mit dem General im Türkenkriege in der Wallachei geſtanden hatte.) Nie, ſelbſt in Petersburg und Hamburg nicht, habe ich etwas Aehnliches gehört, und werde es auch ſo leicht nicht wieder hören. Dieſes Sybaritiſche Leben erneuerte ſich zu der damaligen Zeit faſt jeden Sonntag, bald auf dieſem, bald auf einem andern Gute.

Eine andere ſehr ergiebige Quelle zu Zerſtreuungen, Feten und Schmauſereien ſind die Jahrmärkte auf manchen Gütern mit den dabei ge-

wöhn-

wöhnlichen Luſtbarkeiten. Nicht jedes Gut hat das Recht, einen Vieh- und Jahrmarkt zu halten, aber doch iſt beinahe in jedem Kirchſpiele eins, das dieſes Privilegium beſitzt. Gemeiniglich nimmt das ganze Gau in der Nähe und Ferne Theil daran, und das Getümmel wälzt ſich vornämlich nach dem Hofe hin, wo der Marktplatz iſt. Gegen 2000 Pferde, 20 bis 30 Kaufleute aus den Städten, eine unzählige Menge ſonſt der Bauern und Bediente; Bürger und Handwerksgeſellen die Hülle und Fülle drängen ſich auf dieſem Platze zuſammen, und auf dem Hofe wimmelt es vom Adel mit ſeinen prächtigen Equipagen und Livréen. Wie ein Feen-Pallaſt, durchaus erleuchtet, ſchimmert er des Abends durch die dunkle Ferne. Und inwendig dreht und wälzt es ſich in bunten Reihen nach dem Takte der Tanzmuſik im hohen gewölbten Sale. Kronleuchter werfen in den ſieben Farben des Regenbogens ihren Schein über die lange wohlbeſetzte Tafel, an der jeder nach Gefallen ſtehend oder ſitzend iſſet, von derſelben aufſteht, ans Fenſter geht, um das Laternengewühl auf dem Marktplatze zu ſehen, und das Jauchzen und den Jubel halbtrunkener Zecher in den Krügen und Garküchen zu hören, oder eine Dulcinée unter den rothbäckigen friſchen Bauerdirnen zu ſuchen; nachher wieder kommt, ſich abermals hinſetzt, und gleich darauf einem andern Platz machet, um keinen zu genieren und allen es wohl

ſein

ſeyn zu laſſen. Der gefällige gaſtfreie Wirth geht indeſſen in allen Zimmern herum, ermahnt zum Luſtigſeyn, und fragt die Bedienten, ob auch alle Gäſte gehörig bewirthet werden. Da ſitzen einige und ſpielen Karte, dort in jenem Zimmer ſind welche am Billard. Hier eine Gruppe von Damen, die auf und um das Sofa herumſitzen, dort ein Zirkel von Herren, die ein inſtruktives politiſches Geſpräch unterhalten. Auf einmal erhebt ſich alles und geht in den Saal, um zu tanzen, oder Pfänder, und andere Geſellſchaftsſpiele vorzuſchlagen. Den andern Tag wird ſämmtlich auf den Markt gefahren, in Kutſchen, auf Troſchken, und im Winter — auf Schlitten; Alles beſehen, Pferde verkauft oder vertauſcht, Kleinigkeiten eingehandelt, Nippes den Damen geſchenkt, Bauern ausgeſcholten oder geprügelt; (daß ja auch hier die großherrliche Gewalt ſich zeige, wiewohl auch mancher Deutſche etwas wegbekommt, weil bei ſolchen Gelegenheiten die Bauern ihre Stärke kennen, —) oder es wird auf ein Paar Stunden ein Herr Nachbar, der Paſtor, die Hoflage, beſucht, und darauf wieder zu neuen Schmäuſen auf den Hof zurückgefahren, bis die drei Tage des Jahrmarkts und ſomit der Karnevalszeit vorüber ſind. Alles fährt dann traurig, mancher übergeſättigt und mit krankem Magen davon, wenn er nicht ſchon vorher über Indigeſtionen geklagt hatte. — Das Spiel macht bei ſolchen

Zu-

Zuſammenkünften der adlichen Welt auch hier die vorzüglichſte Unterhaltung aus; deswegen hat aber der Nichtſpieler keine Langeweile. Er findet zehnerlei andre Amüſements und Zeitvertreibe. Da faſt immer hoch geſpielt wird, kann auch nicht jeder mit daran Theil nehmen. Bisweilen treten auch Leidenſchaften mit ins Spiel, deren man ſich ſonſt ſchämen würde, und Streit- und Gewinnſucht brechen nur gar zu oft aus. Das Geſpräch über das vorige Spiel dauert ſelbſt noch beim Theetiſche und an der Tafel fort, und die ernſthafteſten Männer halten es nicht unter ihrer Würde, die verwickelten Touren des Whiſt oder Boſton zu zergliedern, und tiefſinnige Unterſuchungen darüber anzuſtellen. Mit der wichtigſten Miene von der Welt und mit einer Erinnerungskraft, die beinahe alle Vorſtellung überſteigt, erzählen ſie die intereſſanteſten Verwickelungen aus der geſtrigen Parthie. Was jeder Mitſpieler für Karten hatte, was hätte ausgeſpielt und zugeworfen werden ſollen, aus welchen Gründen, wie der Erfolg war, — alles dies hört man mit der größten Umſtändlichkeit und mit einem Ernſte, als gälte es das Wohl des Ruſſiſchen Reichs, vortragen. Mancher hat wohl eher im Farao ſein ganzes Gut auf das Glück einer Karte geſetzt, oder wenigſtens ſeine diesjährige Aerndte, und Kutſche und Pferde, Bedienten und Uhr verſpielt. Baron Cl. verlohr einſt ſein zweites ihm noch

übrig

übrig gebliebenes Gut K., das auf 40,000 Rubel geſchätzt wurde, mit einer Karte an den Landrath von St...., das ihm dieſer, in Rückſicht auf ſeine acht Kinder, edelmüthig zurückſchenkte, und ſich dafür blos die diesjährige Revenüe des Gutes vorbehielt. Als die Aerndte kam, ſandte er ſeine Schnitter, und ließ von des Barons Feldern alles Getraide wegführen, um ihn vielleicht dadurch nachdenkend zu machen. Alles half nichts: das Wohlleben in Saus und Braus, das Feiern aller Geburts- und Nahmenstage, die Spielwuth hielt ſo lange an, bis auch das letzte Gut ſo verſchuldet war, daß es verkauft werden mußte. Derſelbe Ruin traf auf ganz gleiche Art den noch weit reichern Rittmeiſter von M., der ein Vermögen von mehr als 300,000 Rubel in vier ſchönen Landgütern, in ſeinem 43ten Jahre verſchwelgt hatte, und kaum noch den Lehrer ſeiner Kinder bezahlen konnte, als er ſeinen Abſchied nahm. Ein anderer, Major von Pl....n, brachte durch Spiel und unaufhörliche Gäſte ein, durch koſtbares Bauen und Pferdeliebhaberei, ſein Erbgut von beinahe 500,000 Rubel durch.

Seine Bedienten nimmt der Adel durchgängig aus ſeinen Leibeigenen. Nothwendigkeit und Sitte haben den Gebrauch, viele Domeſtiken zu halten, allgemein gemacht. Da müſſen nicht nur drei bis vier Stubenbedienten und eben ſo viel Stubenmädchen, ſondern auch zwei Weber,

ein bis zwei Köche, ein Küchenjunge, ein Küchenmädchen, ein Schuſter, ein Schreiner, ein Böttcher; ein Kutſcher, zwei Stallknechte, ein Vorreiter, eine Wirthin oder Ausgeberin, bisweilen ein Schneider und Haushofmeiſter, am Hofe ſeyn. Zu Hauſe gehen ſie gewöhnlich nicht in Livrée, ſondern in kurzen Kamiſölern; jene tragen ſie nur, wenn Beſuch da iſt, oder ausgefahren wird. Oft ſind dieſe vielen Bedienten einander mehr hinderlich, und gemeiniglich wird man da, wo wenigere ſind, prompter und beſſer bedient. Um ſie abzurichten, müſſen ſie erſt, ſo wie ſie der Herr aus dem Dorfe genommen hat, vier ganzer Wochen blos zuſehen und eine ſtumme Perſon ſpielen, ehe ſie ſich das tölpiſche, plumpe Weſen nur etwas abgewöhnen, und mit Tellern, Gläßern, Schüſſeln und Bouteillen ꝛc. umgehen lernen. Nach und nach lernen ſie bei Tiſche mit aufwarten, friſiren, balbiren, die Kochkunſt, in der ſie vortrefliche Meiſter werden, das künſtliche Reiten, Kutſchenfahren u. ſ. w. die Mädchen das Nähen, Waſchen, Plätten, Spinnen u. ſ. f. Der Nachtheil iſt bei ſo vielen Leuten unvermeidlich, daß ſich oftmals einer auf den andern verläßt, und dadurch die Faulheit unter ihnen begünſtiget wird. Eben die häuslichen Beſchäftigungen, welche in Deutſchland und Frankreich ein Bedienter, ein oder zwei Mädchen verrichten, erfodern hier wenigſtens drei Kerle und

eben

eben ſo viel Dirnen. Weibliche Bediente werden nie oder ſelten zum Aufwarten bei der Tafel oder im Zimmer gebraucht: ihre Beſtimmung iſt das Ausputzen, Kehren, die Küche, Wäſche und Wartung der Kinder. Alle übrige Dienſte werden durch männliche Bedienten beſorgt. Manche Edelleute ziehen auch ihre natürlichen Kinder, (auſſer der Ehe erzeugten Freien,) zu ihren Bedienten an, und kleiden ſie beſſer als die Erbleute, ganz auf deutſchen Fuß, laſſen ſie auch bisweilen noch etwas nebenher lernen. Andere kaufen geſchickte Köche oder Friſeurs und Raſeurs, da denn der Mittelpreis eines ſolchen 300, und eines Mädchens 100 bis 150 Rubel iſt. — Der Kutſcher hat auf den meiſten Gütern 20 bis 30, oft noch mehr Pferde unter ſeiner Disciplin. Unter ihm ſtehen die Stalljungen und Reitknechte. In Equipagen wird großer Luxus getrieben. Ich kannte Edelleute, die zwei, drei engliſche Wagen, jeden zu 1000 bis 1500 Rubel, etliche halbe Wagen und Chaiſen, und zwei, drei auch mehr Droſchken hatten. General Hetkel hatte zwei Kutſcher, einen Deutſchen für ſeine Gemahlin, und einen Ehſten für ſich, einen Zug Neapolitaner und einen andern von Füchſen, ſechs arabiſche Reitpferde, zwei türkiſche Beſchäler, und noch zehn bis zwölf andere Pferde zu Transportfuhren und zum Schlittenfahren. Häufig iſt es auch im Gebrauche, einen Ruſſiſchen oder ſogenann-

 nann-

nannten Jämtſchikszug zu halten. Das Charakteriſtiſche deſſelben beſteht darin, daß jedes Pferd eine andere Farbe hat als die übrigen, wenigſtens dürfen nie zwei Pferde von einerlei Farbe neben einander geſpannt werden. Der Kutſcher und Vorreiter, d. h. der das erſte linke Handpferd reitet, müſſen ganz auf Ruſſiſche Art gekleidet ſeyn. Es gehört nur ein Ruſſiſcher bizarrer Geſchmack zu ſolch einem Gemengſel, in Deutſchland würde es wenig Beifall, aber deſto mehr Belacher finden. Manche laſſen auch noch, wenn ſie rechte Galla machen, einen als Huſaren oder Heiducken gekleideten Leibeignen von den Stallknechten, nebenher reiten. Die Wüſchka und das Träberfahren habe ich im Vorhergehenden beſchrieben. Noch gebraucht man häufig zum Fortbringen der Handwerker oder Verwalter aus der Stadt oder von fremden Gütern, die Kibitka. Dies iſt eine Art ſchlechter mit Matten, Wachstuch oder grober Leinwand, (Segeltuch,) bedeckter Poſtchaiſe, vierrädrig, auf den Schwungbäumen und vier Rädern ruhend. Inwendig ſind keine Sitze, ſondern man legt Heu oder Kiſſen hinein, und ſtreckt ſich der Länge nach darauf hin. Die Anſpanne iſt wie bei der Droſchke, mit dem Unterſchiede, daß oft drei bis vier Pferde neben einander vorgeſpannt werden. Diese Art zu fahren iſt auch von den Ruſſen entlehnt, und ihrer bedienen ſich oft die vornehmſten Herrſchaften auf Reiſen,

ſelbſt wenn ſie mit engliſchen Wagen fahren. Die Pferde ziehen mit mehr Leichtigkeit und Sicherheit an, und man kommt ſchneller fort. Es iſt auch gar kein ungewöhnlicher Anblick, einen prächtigen oder eleganten Wagen mit vier bis ſechs elenden Mähren beſpannt zu ſehen, die alle von ungleicher Farbe, und ſtatt des Geſchirrs von Riemen, mit Stricken an den Wagen geſpannt ſind. Der Kutſcher trägt hier und da bisweilen noch einen langen Bart, der anfangs das Auge beleidigt, durch die Gewohnheit aber bald ein erträglicher Anblick wird. Bei Reiſen auf dem Lande wird ſelten unter ſechſen gefahren, beſonders wenn Damen mit im Wagen ſitzen, daher man auch nirgends häufiger ſechsſpännige Equipagen ſieht, als in Lief- und Ehſtland; in Städten darf nur der General und die gleiches Ranges ſind, mit ſechſen fahren, jeder ſimple Edelmann fährt mit zweien. Daß man äuſſerſt ſchnell fährt, iſt wohl kaum zu erwähnen nöthig; da in ganz Rußland das ſchnelle Fahren allgemein im Gebrauch iſt, beſonders mit Droſchken und Chaiſen; aber auch ſechsſpännige Wagen im geſtreckten Gallopp auf den Landſtraßen jagen zu ſehen, iſt nichts ungewöhnliches, ſo lieb ſonſt auch die Herren ihre Pferde haben.

Der Aufwand in Kleidern iſt ſo übertrieben nicht als der Luxus in Equipagen. Zwar iſt man nicht zurückgeblieben, aber man zieht doch mehr

die

die Simplicität dem eiteln Prunke und bunten Schmucke vor. Gold ſieht man jetzt gar nicht mehr auf den Kleidern der Herren, ſie müſten denn Offiziere ſeyn oder geweſen ſeyn: der einfache Engliſche Geſchmack iſt der herrſchende. Man kann in den glänzendſten Geſellſchaften im Frak erſcheinen, und jedem ſtehet es ohne Anſtoß frei, ſich nach ſeinem Geſchmack zu kleiden, wenn es nur nicht in Ziererei und Sonderlingslaune ausartet. Neue Trachten, die an Uebertreibung oder franzöſiſche Unanſtändigkeit gränzen, werden weder beim weiblichen noch männlichen Geſchlecht allgemein. Ein ſtutzermäſiger Anzug wird überall ein Gegenſtand des Spottes und Gelächters. Viele Edelleute, beſonders die in Civildienſten der Krone ſtehen, kleiden ſich in die Revalſche und Rigaſche Stadthalterſchaftsuniform, d. i. in einen hellblauen Rock mit gelben Knöpfen und weiſen oder paillefarbenen Weſte und Beinkleidern. Seit der neuen Kleiderordnung unter Paul I. iſt vieles wieder anders geworden, denn da brach ein förmlicher Rock- Weſten- Hoſen- Hut- Halstuch- Stiefeln- und Schuhkrieg aus. Alles was in deutſchen Kleidern ging, muſte einen dreieckigen Hut ohne Kokarde tragen. Das Halstuch muſte recht dünne und ganz glatt ſein, und durfte keine Schleife haben. Der Rock muſte ohne Klappen, bei Leibe nicht frakmäßig ſein, ſondern ganz gerade herunter, nur mit einer Reihe Knöpfe beſetzt, wie ihn un-

ſere Vorfahren trugen. Er muſte einen ſteifen ſtehenden Kragen ohne Ueberſchlag haben und von einerlei Farbe mit dem Tuche ſeyn. Keine Gilets, keine Pantalons wurden ſtatuirt, denn die kamen von den Jakobinern her, und ſind mit ihrer Lehre und ihren göttloſen Grundſätzen inſizirt. Die Weſten mußten Schößen und auch nur eine Reihe Knöpfe haben. Die Stiefeln durften keine Kragen haben, auch keine Halbſtiefeln getragen werden. Die Schuhe muſten mit Schnallen, und nicht mit Bändern verſehen ſein. Die Bedienten aber konnten Kragen tragen, ſo viel und von welcher Farbe ſie wollten, auch konnten ſie runde Hüte und Schleifen am Halstuche haben. Seit Alexander I. Regierungsantritt kann ſich wieder jeder kleiden wie er will. — Im Anzuge und Putze der Damen herrſcht, wie billig, ein gröſſerer Aufwand, zumal da auch hier das Modejournal den Geldbeutel der Väter und Männer in Kontribution ſetzt. Weis iſt die beliebteſte Tracht; doch ſieht man auch häufig buntfarbige Oſtindiſche Zeuge und einfarbige oder ſchangierende Taffete.

Ueber die große Gaſtfreiheit des Adels habe ich ſchon an mehrern Stellen dieſes Buchs zur Ehre des Landes ſo viel geſagt, daß ich hier blos noch etwas über die Art, wie ſie ausgeübt wird, hinzufügen will. In keinem Lande Europens hat dieſe edle Tugend ihren Sitz ſo allgemein aufgeſchlagen als hier, eine Behauptung, wel-

welche durch das Zeugnis und die dankbare Beiſtimmung aller Fremden und Ausländer, beſtätigt wird. Darum gefällt es auch den meiſten ſo wohl, daß unter zwanzigen kaum einer wieder in ſein Vaterland zurückkehrt, und das Sprüchwort alſo Grund hat: Liefland iſt ein Bliefland. Die Quellen oder die Motive dieſer herrlichen Sitte liegen theils in der allgemeinen Geſelligkeit, theils in der Begierde, immer etwas Neues zu ſehen und zu hören, auch in dem Wohlſtande, in welchem hier beinahe jedermann lebt, der ſich zu den Deutſchen zählt, vorzüglich der Adel. Dieſe Geſelligkeit, dieſer Durſt nach Bekanntſchaft und Unterhaltung treibt nicht etwa blos unter Freunden und Verwanden, wie in England oder Hamburg; nein, ſie erſtreckt ſich auf jedermann, und wird in uneingeſchränktem Maaſe ausgeübt. Wer nur Luſt hat, einzukehren, iſt willkommen, findet die beſte Aufnahme, die angenehmſte Bewirthung. Sie ſchränkt ſich nicht blos auf Unterhaltung, oder ein Paar Taſſen Kaffee, Bier und Tabak ein, ſie hat nicht mit der Annäherung der Abendmalzeit ein Ende, ſondern ſie erſtreckt ſich auf den gemeinſchaftlichen Genuß aller Freuden des Lebens, auf mehrere Tage und Nächte. Ein Edelmann oder Prediger würde es ſich zum Schimpf rechnen, einen Gaſt oder Fremden, der unter ſein Dach eingekehrt iſt, ſeiner Straße nach ziehen zu laſſen, zu einer Zeit,

um deren willen er vielleicht gerade gekommen war; weil er in einem Kruge das Nachtquartier nicht nehmen wollte. Mit einer Art von Verwunderung fragt man, wenn der Gaſt ſechs oder zehen Uhr Anſtalt zum Wegfahren macht: „mein Gott, Sie werden ja jetzt nicht fortwollen? Sie bleiben bei uns.“ — Und da ſchmückt man die Tafel nicht etwa mit den übrig gebliebenen Brokken von Mittag oder geſtern, ſondern friſche Gerichte, jeder gute Biſſen ſind dem Mitgenuſſe gereicht. Viele haben daher das ganze Jahr hindurch weder Tiſch noch Wohnung, ſondern ſie ziehen von Gut zu Gut, welches man auf die Wurſt herumfahren heiſt, eine Sitte, die vielleicht von der Adventszeit ihren Urſprung hat, wenn die meiſten Schweine geſchlachtet werden. Solche en garçon lebende fahrende Ritter liegen manchmal drei bis vier Wochen in ihrer Bekannten Häuſern und ſcheinen ſo lange ganz mit zur Familie zu gehören. Man behandelt ſie als Mitglieder des Hauſes, ohne es ſie nur im mindeſten fühlen zu laſſen, daß ſie das Gnadenbrod eſſen. Ein ſolches wegwerfendes Betragen würde empören und in der ganzen Gegend bekannt werden. Selbſt unter den gröſten Geſellſchaften ſitzt ein ſolcher Gaſt mit oben an und genießt dieſelbe Achtung wie die übrigen Gäſte. In vielen Häuſern ſind Pflegeſöhne und Pflegetöchter verarmter Edelleute oder unbemittelter Predigerwittwen, die

unentgeldlich mit aller Anſtändigkeit gleich den Kindern des Hauſes behandelt, und ſo gut wie ſie erzogen, gekleidet und unterhalten werden.

Gegen die Damen wird nicht allemal jene ſteiſe Aufmerkſamkeit oder gefällige Huldigung beobachtet, die ſich in andern Ländern das ſtärkere Geſchlecht gegen das ſchwächere zum Geſetz gemacht zu haben ſcheint. Man raucht ohne Bedenken, ſelbſt wenn man mit einer Dame ſpricht, Tabak, vernachläſſigt oft in ihrer Gegenwart die ihnen angemeſſenen Unterhaltungsſtoffe oder jenen Konverſationston, der ihnen immer am meiſten gefällt, d. i. Tändeleien, Scherz und Schäkereien. Sie ſind auch darin ſehr gefällig und nachſichtsvoll, und rächen ſich für bei Tiſch oder beim Thee angeſponnene Zeitungsgeſpräche, bei denen ſie gemeiniglich gänzlich ſchweigen, höchſtens dadurch, daß ſie keine bunte Reihe machen, und auch nach Tiſche in beſondern Zirkel zuſammen treten, oder gar in andere Zimmer gehen und da ganz ungebunden ihren Schnickſchnack treiben. Werden ſie zu einem Spiele eingeladen oder in ein Geſpräch verflochten, ſo ſind ſie die Trockenheit ſelbſt und ſchrecken durch ihren kalten Ton und ihre gleichgültigen Manieren jeden ab. Daß es einzelne Ausnahmen gebe, bedarf kaum einer Erinnerung, und daß bei alle dem die geſellige Ungezwungenheit im geringſten nicht leide, erhellet aus der Zeichnung ſelbſt. Man ſucht hier allen alles zu ſein, ſtimmt ſich zu jemandes kleinen Liebhabereien mit liebens-

würdiger Gefälligkeit herab, und ſucht ſo intereſ-ſant und unterhaltend als möglich zu werden. Die-ſes zuvorkommende Beſtreben, dem andern zu ſein, was er wünſchen könnte, daß man ihm ſein möchte, polirt freilich den Menſchen, ver-wiſcht aber auch den natürlichen Charakter und überzieht ihn mit einer geſchminkten Tünche. In-deſſen iſt dies faſt in jeder Geſellſchaft von gutem Tone der Fall und beinahe unvermeidlich. Da-für iſt man von einer andern Seite deſto ofner: denn es findet kein gezwungenes, etikettenmäſſi-ges Bitten oder Nöthigen Statt, ſo gern man ſonſt jedem ein volles Maas des Genuſſes gönnt, und es gern ſieht, wenn es ihn ſchmeckt und ſonſt gefällt. Die Gourmandiſe geht in vie-len Häuſern (von weniger feinem Tone) ſo weit, daß man nicht einmal immer, ohne ein Sonderling zu ſcheinen, die Regeln der Mäſſig-keit beobachten kann; denn man ſiehet, wenn man nicht recht ſtark iſſet, in dem Wahne, als ſchmecke einem das Eſſen nicht, als ſei man ein Leckerer und Koſtverächter, oder ein Hypochondriſt und Eigenſinn, und der Himmel weiß, was noch mehr. Eſſen iſt hier zu Lande mit ein Hauptin-grediens zu einem günſtigen Vorurtheil. Wer nicht viel iſſet, wird für ungeſund gehalten; wer mä-ſig iſſet, den hält man nicht für einen Mäſigen, ſondern für einen Speiſenverächter und verwöhnten Gaumen. Viel eſſen und wenig arbeiten, gehört mit zum guten Tone; „das iſt ein Mann comme

il

zu ſatt," ſagt man von dem, der ſeinen Bauch recht anfüllet und keine Schüſſel vorbeigehen läßt. Das Beſte dabei iſt, daß man doch wenigſtens nicht gezwungen wird, zu eſſen. Auch iſt die Dauer des Beſuchs, der Gegenwart, oder die Art und Weiſe des Abſchiednehmens und Entfernens durch kein Cerimonialgeſetz beſtimmt. Man kömmt als ein ungebetener Gaſt, man bleibt, ſo lange es behagt, und geht ohne Geräuſch, gewöhnlich in der Stille weg, auf ſein Zimmer oder zu Seite, ja man fährt gar bisweilen auf und davon, blos damit man nicht durch ein lärmendes Abſchiednehmen die ganze Geſellſchaft in Aufruhr bringe, im Tanz oder Spiel ſtöhre und keinen genire. Es würde auch wirklich unartig ſeyn und einen Mangel an Feinheit verrathen, durch ſein kahles Kompliment eine Geſellſchaft, in der oft Generale, Oberſten, Majore, Räthe, Präſidenten, Kammerherren, Gardeoffiziere, Kreismarſchälle, Gelehrte, Pröbſte, Kaufleute ꝛc. zuſammen vermiſcht ſind, zu ſtören. Dabei iſt man im höchſten Grade tolerant. die Fragen: wer biſt du? wer ſind deine Aeltern? welcher Religion biſt du zugethan? fallen ganz weg und verleiden einem nie die geſelligen Freuden. Jeder Geſittete und Mann von Talenten hat Anſprüche auf allgemeine Achtung. Man berührt ſelten eine Seite, die das Gefühl der Individualität, Niedrigkeit oder ſonſt eines beſchämenden Verhältniſſes rege

rege machte. — Denſelben Stempel der Ungebundenheit tragen überhaupt alle häusliche Feſte in adlichen Familien, Geburts- und Nahmensfeſte, Einweihung eines neuerbauten Wohnhauſes, Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbniſſe. Bei allen herrſcht Freiheit, Zwangloſigkeit, welche ſich eben ſo ſehr von der etikettenmäßigen Steifheit der Deutſchen, als von der unbegränzten Licenz der Franzoſen entfernt. Keine Mode, keine Gewohnheit iſt ſo allgemein und tyranniſch, von der man nicht nach Zeit, Umſtänden und Bequemlichkeit eine Ausnahme machen könnte. Nirgends giebt es weniger Formalitäten und Cäremonien, und nirgends zieht die Vernachläſſigung derſelben ſo wenig Tadel oder üble Nachrede zu. Es wird nicht das geringſte Aufheben oder Aufſehen dabei gemacht und die gröſten Gaſtmähler ſind eben ſobald vergeſſen, als ſie unvermuthet gegeben wurden. Jedes wird auf eine von dem andern abweichende Art begangen; kein Etikettengeſez ſchreibt die Zahl der Schüſſeln, die Gattungen der Weine, überhaupt den Aufwand vor, und kein Cärimoniel wacht über die Beobachtung kleinſtädtiſcher ärmlicher Formen. Ueber ſolche Bokbeuteleien iſt man hinaus und überläßt ſie nur noch den Handwerkern, Küſtern und Verwaltern.

Das Innere des häuslichen Lebens und der ehelichen Glückſeligkeit vollkommen zu ſchildern, iſt bei einer Klaſſe von Menſchen, die ihre wahren

ten Verhältniſſe oft ſo fein zu verſtecken weiß; beinahe unmöglich, wenigſtens ein ſehr gewagtes und mißliches Unternehmen. Ich will jedoch auch hierüber meine wenigen Bemerkungen mittheilen, ſo viel ich derſelben bei einem langen Umgange mit dem Adel zu machen Gelegenheit gehabt habe. Da das Land eher der Boden iſt, auf welchem die zarte Pflanze der ſtillen häuslichen Freuden keimen kann, als große und ſchwelgeriſche Städte; ſo läßt ſich ſchon a priori der Schluß machen, daß man, — mit gewiſſen Ausnahmen, — unter dem Landadel mehr Geſchmack an einfachen, ländlichen Freuden findet, und in vielen Häußern ruhiger und geräuſchloſer lebt, als an Oertern, wo der herrſchende Ton Genuß und Veränderung geworden iſt. Nicht überall gehet es in einem ſolchen Wirbel von Geſellſchaften und Ergötzlichkeiten, in den ich vorhin meine Leſer führte, ſondern bei vielen wohldenkenden und einfach lebenden Edelleuten ſiehet man das wahre Bild ehelicher Glückſeligkeit in gemeinſchaftlicher Berathſchlagung, gegenſeitiger Liebe und Mittheilung; obſchon nicht zu läugnen iſt, daß man eben ſo viele Häußer findet, wo Konvenienz die Ehe ſtiftete, und Untreue mit ihren Gefährten im Hinterhalte ſitzt. Daher denn Unzufriedenheit, Entfremdung, ja Eheſcheidung keine ganz ungewöhnlichen Erſcheinungen ſind, zumal wenn mancher Mann ſich in dem gehofften Vermögen ſeiner Frau be-

betrogen findet. So zwang einſt ein gewiſſer Herr von P. mit der Piſtole in der Hand, ſeine Gemahlin, ihm das Licht zu halten, während er eines ſeiner leibeignen Mädchen ſchändete, blos um jene zu nöthigen, auf die Eheſcheidung wider ihn zu klagen. Ein anderer hatte ſich durch die 100,000 Rubel, welche ihm ſeine Braut in ihrem vierzehnten Jahre mitgebracht hatte, ſechs Güter erwerben, ward ihrer bald überdrüſſig, weil ſie ſo, unklug genug, ihm fühlen ließ, daß er ſein Glück durch ſie gemacht habe; reiſete Jahr aus, Jahr ein, nach Petersburg, Reval und Riga und weiter im Lande herum, und blieb kaum ein paar Monate im Sommer auf ſeinen Landgütern, vermied aber ſorgfältig, auf dem zu ſeyn, wo ſeine unerträgliche Frau ſich aufhielt, und ließ ſich endlich in ihrem 33ſten Jahre völlig von ihr ſcheiden. Er gab ihr zwei Güter, beide 80,000 Rubel am Werthe, und ſie verlebt jetzt traurig ihre Tage auf der Inſel Oeſel. — Ein Baron von F., nachher in der durch die Ruſſen bewirkten traurigen Kataſtrophe Pohlens ein bekannter General, hielt ſich auf ſeinem Gute ein ganzes Serail von leibeignen Ehſtniſchen Mädchen, und bat es ſich als Belohnung für ſeine vieljährigen Dienſte von der Kaiſerin Katharina II. zu Gnaden aus, daß er von ſeiner Gemahlin, die ihn dennoch immer zärtlich liebte, geſchieden würde, was ihm auch

das

das Konſiſtorium in Reval endlich that. — Der Kapitän von T....n hatte deſſen keinen Hehl, daß er dreierlei Kinder habe, ſeine ehelichen mit ſeiner Gemahlin rechtmäßig erzeugten; dann Hofskinder, mit Hofsmädchen erzielte; und Dorfskinder, mit hübſchen Bauerndirnen in den Dörfern ſeines Gebiets zu Tage geförderte kleine Weltbürger. Ein Verwandter aus dieſer fruchtbaren Familie, Hans von T....n, ein im ganzen Lande bekannter Sybarit und Wollüſtling, hatte ſich vorgenommen, 100 Kinder zu zeugen und mit einem andern Edelmann deswegen eine Wette angeſtellt. Zu dem Ende hielt er eine Menge Beiſchläferinnen von deutſchen und ehſtniſchen Mädchen, und zeugte auch wirklich in einer Reihe von Jahren einige 70 Kinder mit ihnen, wurde aber durch den Tod an der Vollendung ſeines löblichen Vornehmens gehindert. Im übrigen bekümmerte er ſich wenig um die Erhaltung und Auferziehung der jungen Sprößlinge des adlichen Stammes. —

Wirthſchaftlichkeit iſt zwar gerade nicht immer die Haupttugend einer adlichen Dame in Ehſtland, ſo wenig als der meiſten Revalerinnen, und ſie laſſen gewöhnlich ihre Ausgeberin und andere weibliche Domeſtiken wirthſchaften. Die Tafel iſt immer überflüſſig beſetzt und ſo eingerichtet, daß noch drei bis vier ungebetene Gäſte mit ſatt werden können; wohlleben, ſchmauſen, ſpielen,

tan=

tanzen, ſich füttern und wie [illegible]; höchſtens noch die Kochkunſt ſtudieren, das ſind ihre liebſten Beſchäftigungen. Dennoch aber fehlt es vielen nicht an jener weiſen Sparſamkeit, welche im Innern und im Detail des Hausweſens etwas zu erhalten ſucht, um dann, wenn es die Ehre erfodert, deſto mehr glänzen und bey Gaſtmählern oder öffentlichen Vorfällen einen etwas größern Aufwand machen zu können. Daß vornehme adeliche Damen in ihrem Hauſe ſelbſt ihre Seife ſieden und Lichte ziehen helfen, Flachs ſortiren, ihn dann an ihre Gebietsſpinnerinnen abgeben, und das Garn ſelbſt winden, iſt gar nichts ſeltenes. Aber nie habe ich eine ſelbſt ſpinnen ſehen. Ob ſie es nicht verſtehen, oder es unter ihrer Würde halten, will ich nicht entſcheiden. Manche ſind ſogar [illegible] in Kleinigkeiten. Wer ſich von dem Ameublement, der Kleidung und dem Tafelluxus an Geſellſchaftstagen verführen läßt, auf die tägliche Lebensart und den Wohlſtand eines Hauſes zu ſchließen, der würde ſich unter hundert Fällen wenigſtens ſechzigmal zu ſeinem Erſtaunen getäuſcht ſehen. Der Wunſch, es andern reichen Häuſern nachzuthun, zwingt manche Dame, auf eine künſtliche und erfinderiſche Sparſamkeit zu denken, und vielleicht iſt nirgends der weibliche Geiſt in dieſem Raffinement glücklicher geweſen als in Ehſt- und Liefland. Erhöheter Luxus und ſteigende Preiſe nöthigen auch oft

zu freiwilliger Entſagung und einer eingeſchränkten Lebensart. Es macht anfangs einiges Aufſehen, aber das Geſchwätz darüber hört auch bald wieder [illegible], ſo wie ſolche Häußer nach und nach [illegible] bemerkt werden.

Aus dem bisher Geſagten läßt ſich der Grad der Ausbildung und Kultur unter dem Lief- und Ehſtländiſchen Adel ſchon mit ziemlicher Zuverläſſigkeit beſtimmen. Ich will jetzt zur Zeichnung dieſes Standes noch einige ſpeciellere Züge und einzelne [illegible] hinzufügen. So ſehr man ſich irren würde, wenn man unter dem dortigen Adel Männer wie Kleiſt, Hagedorn, Rochow, Seckendorf, Stollberg, [illegible], Göthe, Archenholz, Brabek, [illegible], u. a. m. ſuchen wollte; ſo kann man doch im Ganzen behaupten; daß er auf keiner niedern Stufe der Ausbildung ſtehet; als ſeine meiſten Standesbrüder in Deutſchland. Die meiſten haben ſich durch langen Aufenthalt in der Reſidenz ungemein abgeſchliffen und von den Schlacken gereiniget, die ihnen von dem Leben unter halbrohen Bauern noch anklebten. Andere haben ihre Sitten und ihren Charakter durch das Studieren auf deutſchen Univerſitäten gemildert, und auf Reiſen einen Grad von Verfeinerung angenommen, der in Erſtaunen ſetzt, und den man oft bei dem deutſchen Adel vergeblich ſucht. Die dortige adliche Jugend genoß vielfältig den beſten und zweck-

mäß

nüßigſten Unterricht von geſchickten Hofmeiſtern, den ſie in der Folge auf Schulen und Univerſitäten im Auslande fortſetzte, und mit Reiſen in Deutſchland, Frankreich, England, Italien, Holland und in der Schweitz beſchloß. Den vier Jahren fiel nun freilich das Reiſen bey den Kombinationen unter Paul I. ganz weg. Indeſſen hat dieſe Bildung und Verfeinerung den geſeegneten Einfluß auf ein menſchlicheres Betragen gegen die der adlichen Willkühr unterworfenen Sklaven doch noch nicht gezeigt, den man billig von der Politur dieſer ſonſt ſo feinen Herren zu erwarten befugt wäre. Auch iſt durch alles Studieren und Reiſen noch bei den wenigſten eine wahre Liebe zu den Wiſſenſchaften, und einer gründlichen Erlernung derſelben, ſo wenig als die Tendenz zu ächter Aufklärung und Humanität geweckt worden. Es beſteht das meiſte in äuſſerer Bildung, Klugheit und Feinheit; wahre und reine Moralität aber und Selbſtdenken, als der letzte Zweck aller Kultur, als das Weſentliche, was aus wirklicher wohlerſtandner Aufklärung hervorgeht, wird kaum das Loos einiger wenigen wahrhaft edlen und weiſen Männer ſeyn. Auſſer mehrern ſelbſt an der Regierung des Landes Theil habenden Individuen, ſitzen auf ihren Landgütern viele, auf die man nicht mit dem geringſten Grunde das

Didiciſse fideliter artes,
Emollit mores, nec ſinit eſse ferox,

Treu

Treu ſich den Künſten weihn,
Macht unſre Sitten mild, und lehrt uns
menſchlich ſeyn,

anwenden könnte. Zur Ehre eines großen Theils des Ehſtländiſchen Adels muß ich aber auch ſagen, daß ich unter demſelben Männer gekannt habe, die jedem Lande Ehre machen würden, und die meine ganze Achtung und Verehrung mit ſich nahmen, wenn ich mit ihnen in Geſellſchaft geweſen war. Ein ſolcher war der Herr von Knorring, der Kreismarſchall von Hellwig, von Brewern, Guſtav von Baranoff, der jetzige Gouverneur Langell in Reval, der Landrath von Patkull, u. a. m. Ueber ſie iſt nicht nur im ganzen Lande eine Stimme, wenn das Urtheil ihre Rechtſchaffenheit und Herzensgüte betraf, ſondern auch wenn von ihren Talenten und Kenntniſſen die Rede war. Dieſe Männer hatten aber auch alle eine gute Erziehung genoſſen, und in der Folge durch Lektüre, Reiſen und Umgang ſich ſelbſt noch vollends ausgebildet. Wenige andere gleichen ihnen. Manche haben ſich durch einige Schriften bekannt gemacht, andere durch gute und weiſe Einrichtungen auf ihren Gütern ſich Achtung und Ruhm erworben. Verbänden die Einſichtsvollen unter ihnen mit ihren Einſichten auch allemal den guten Willen, ſo würde man öfterer die Früchte ihrer Bemühungen ſprieſſen und ge-

gedeihen ſehen, wie dies an verſchiedenen Orten wirklich der Fall iſt. Die Jugend wird [illegible] beſſer unterrichtet, und das Augenmerk der Herren iſt auf vernünftigere Schulhalter und geſchicktere Prediger gerichtet. Da aber leider ſolche ſchätzbare Herren ſich nicht viel häufiger als das Gold unter den Metallen finden, ſo kann ihr Einfluß ſich nicht gar zu weit erſtrecken. [illegible] wirkt das Beiſpiel derer, die ſich durch Herzensgüte [illegible], viel ſelbſt mehr, da ihre Anzahl zugleich beträchtlicher iſt. Unter ihrer Herrſchaft genießen die Bauern mehr natürliche Rechte und Freiheit, wenn ſich auch ſonſt von ihren Einrichtungen zur Bildung des Geiſtes derſelben eben nicht viel erwarten läßt, da das gute Herz nicht allemal mit einem großen Verſtande gepaart iſt, und dabei nur eine nützliche Nebenrolle ſpielt. [illegible] findet man [illegible] viele alte rechtgläubige Seelen, ſtrenge Eiferer für das Syſtem der Orthodoxie, gute, biedere, ehrliche Deutſche Degenknöpfe, die alle Sonntage ihre Predigt hören oder ſich vorleſen laſſen, und Gott damit zu dienen glauben.

Bei weitem der größte Theil des Adels hegt bei aller ſeiner Kultur, durch das Intereſſe kräftig gegängelt, noch immer folgende zwei ſehr gangbare Maximen, und führt ſie auch beſtändig im Munde: „Man muß den Bauer in Religions- und Rechts- „ſachen nicht aufklären, oder ihn heller und beſſere [illegible]

„Bei

„Begriffe beibringen, als er bis jetzt hat." Und: „Man muß seinen Erwerb mit seiner Arbeit in „ein solches Verhältniß setzen, daß er nicht mehr „als nur das höchstnothdürftige Auskommen habe, „damit ihm der Kitzel vergehe." Wohin diese Grundsätze führen, und zu welchem Endzwecke die Verbreitung derselben dient, läßt sich mit halbs offenen Augen erkennen. Ich sprach einst mit dem Herrn von M. über Bauernaufklärung, und brachte Beckers Noth- und Hülfsbüchs lein, ins Ehstnische übersetzt, mit. Da meinte Herr v. M. gleichwohl, es sei besser, den Bauer in seiner Dummheit zu erhalten, als ihn zum klugen Menschen zu machen, weil er bei der erstern sich weit glücklicher befände, hingegen wenn er klug würde, nur tolle Streiche angäbe und sich frei zu machen suchen würde. Das leztere ist immer der Stein des Anstoßens. Es half nichts, daß ich und einer meiner Freunde ihm manche gegründete Einwendung dagegen machten. Ein so gescheiter Kopf und guter Mann er sonst war, so glich er doch, wenn er auf diesen Punkt kam, den meisten seiner übrigen Standesbrüder; er blieb bei seiner Behauptung aus dem obigen Grunde, und setzte hinzu, er wisse Beispiele, daß Bauern, die kaum etwas schreiben gelernt hätten, sich Freibriefe geschrieben hätten und damit durchgegangen wären. Es sei mithin immer besser, wenn sie weiter nichts lernten, als ihren Ka-

Katechismus leſen, und die fünf Hauptſtücke auswendig wüßten. Das ſei genug und mehr ihnen ſchädlich. Eine ganz ähnliche Behauptung äuſſerte der Major U . . . ch, daß es nämlich nicht gut ſei, wenn die Aufklärung allgemein würde, weil dann jeder ſeine Größe und Würde als Menſch fühlen lernte, und folglich ſich nicht mehr von einem Höhern beherrſchen laſſen würde. „Am wenigſten muß der Bauer „aufgeklärt werden. Gott bewahre, ſonſt ſind „wir alle verlohren. Laſſe ihn der Paſtor ſeinen „Katechismus lernen, und lehre ihn, ſich nicht „zu beſaufen, nicht zu ſtehlen, nicht zu huren, „niemanden todt zu ſchlagen und fleißig in die Kir„che zu gehen, ſo iſt das genug!" — Eine ganz andere Sprache führte der Herr von Knorring. Wenn andere Adliche in ſeiner Geſellſchaft von Bauernſachen, Prügeln und Ruthengeben ſich unterhielten; ſo ſprach er von Gegenſtänden aus der Natur, der Kunſt, der Litteratur, und ſchien jedesmal Langeweile zu haben, wenn er in das Konverſationszimmer trat. Einſt galt das Geſpräch auch dem Adel und der franzöſiſchen Revolution. Der Paſtor Ignatius von Haggers, ein freimüthiger Vertheidiger der Menſchenrechte, und Freund der Kantiſchen Philoſophie, behauptete, daß auch der hieſige Adel viel von ſeinen ehemaligen Rechten verlohren habe, z. B. das Recht über Leben und Tod ſeiner Leibeigenen, die

Ge-

Gewalt, bürgerliche Perſonen und freie Leute in ſeinem Dienſte ungeſtraft zu ſchlagen u. ſ. w. und richtete darauf ſeine Anrede an den Herrn von Knorring: „hören Sie, Herr v. K., Sie ſind „kein wahrer Edelmann; Sie haben das Recht über „Leben und Tod Ihrer Bauern nicht mehr.“ „Da „bewahre mich der Himmel, daß ich unter dieſer „Bedingung ein ſolcher je werde,“ antwortete Herr v. K. lächelnd.

Aber woher ſo ſelten dergleichen vernünftige, der Menſchheit Ehre machenden Aeuſſerungen? woraus iſt das Zurückſtehen der Bildung des Geiſtes, welches bei ſo vielen Herren von Adel ſo ſichtbar iſt, zu erklären, da doch die meiſten einen guten Unterricht erhalten und ſich auf Reiſen bilden? — Auſſer mancherlei andern Urſachen will ich hier blos folgende anführen, welche vornämlich das weitere Fortſchreiten in der Aufklärung und Kultur hindern, ſchlechte Erziehung, zu frühes Anſtellen und Avancement bei dem Militär, und zu häufige Belohnungen ohne Verdienſte. Bei den allermeiſten jungen Adlichen herrſcht der Wahn, als wenn ſie nur deswegen auf der Erde lebten, um die Güter ihrer Aeltern zu erben. Dieſe [illegible] ſchon bekannte Bemerkung habe ich während [illegible] langen Aufenthaltes in Lief- und Ehſtland häufig beſtätigt gefunden und oft aus eigner Erfahrung zu machen Gelegenheit gehabt.

Jun-

Junge Erben, die es wiſſen, daß ſie dereinſt viel Geld und Güter hinterlaſſen bekommen, verlaſſen ſich nunmehr gänzlich auf dieſe oft ſo betrügliche Ausſicht, behandeln alles, was Kraft, Anſtrengung und Eifer erfodert, mit Nachläſſigkeit, Gleichgültigkeit, ja wohl gar mit Verachtung, und überlaſſen ſich der Trägheit, und — als wenn ſie mit Kutſchern und Fuhrleuten in eine Klaſſe gehörten, — der einzigen Pferdeliebhaberei. Wiſſenſchaften, Künſte, Kultur des Geiſtes und alle andern Verdienſte und Vollkommenheiten, durch welche ſie ſich vor andern, über die ſie ſich weit erhaben glauben, auszeichnen ſollten, halten ſie für unnöthig oder überflüſſig, theils weil ihnen ſolche Gedanken nicht ſelten durch die Schmeicheleien ihrer Bedienten eingeflößt werden, theils weil der nämliche thörichte, eitle Wahn auch unter ihren Aeltern, ja zum Theil wohl gar unter ihren Lehrern herrſcht. Solche verwahrloſete und in dergleichen albernen Einbildungen aufgewachſene hochwohlgebohrne Schwachköpfe und dummdreiſte Wichte taugen freilich hernach in der Welt zu weiter nichts, als die armen Bauern zu ſchinden, Hunde zu dreſſiren, Pferde abzurichten, den Haſen nachzuſetzen, und ihre Familien, Gelder, Güter und Häuſer in ununterbrochener Reihe auf ihre Nachkommen fortzupflanzen. Daher kommt es aber auch, daß ſolche in Geſellſchaften die allererbärmlichſte Rolle ſpielen, und nichts als

von

von Pferden, Füllen, Wagen, ſchlechten Weizen, Gütern, von der Jagd, dem Walde und dergleichen zu ſprechen wiſſen, und da, wo dieſe Artikel nicht abgehandelt werden, die ſtumme Perſon machen und lächerlich werden. Und gleichwohl ſind dies die allergewöhnlichſten Gegenſtände der Unterhaltung in den meiſten hieſigen adlichen Geſellſchaften, wenn nicht Tanz, Spiel oder Muſik einen andern Zeitvertreib gewähren. Die Kinder ſehen dies mit an, und allmählig nimmt ihr Vorſtellungsvermögen dieſelbe Richtung: ihr ganzer Ideenkreis dreht ſich um ſolche Dinge herum, ſie gewinnen ſie lieb, weil ſie täglich ſehen und hören, daß die Erwachſenen ſie lieben, ſie amalgamiren ſich damit, hängen mit ganzer Seele daran, und dieſe iſt nun für alle andere Eindrücke verſchloſſen. Kein Wunder dann, wenn alle Vorſtellungen eines vernünftigen Lehrers nichts fruchten. Er redet in den Wind; „ich brauche „das ja nicht, denkt und ſagt manches junge Herr„chen, „ich kann' einmal von meinem Vermögen, „von meinen Gütern leben, wozu ſoll ich mich „plagen?“ Und leider ſchweigen bei ſolchen Aeuſſerungen viele Aeltern ſtille. Dazu kommt die Leibeigenſchaft, der tägliche Anblick gemißhandelter, niedergetretener Menſchen, welcher früh die Seele verwildert, alles gute Gefühl ertödet, und ſtatt Beſſerung nothwendig Verſchlimmerung des Charakters wirken muß. Wo Leibeigenſchaft Statt fin-

findet, da können die obern Klaſſen nie wahre Bildung, Aufklärung, Menſchenliebe, Patriotismus haben. Wenn der junge Erbherr von ſeinen Reiſen wieder auf ſeinen Gütern ankommt, wieder unter Halbmenſchen iſt, in deren Zirkel er aufwuchs; ſo legt er was er lernte, bei Seite, ſtatt es auszuüben. Nun wirkt das Beiſpiel der Leibeignen ſelbſt auf ihn zurück. Daher bei manchen die Völlerei, die unbezwingbare Rohheit — oft bei dem feinſten Anſtriche die berüchtigte Lebensart vieler reicher Edelleute auf ihren Gütern. Auch machen die einſeitigen Beſtimmungen und die täglichen Geſchäfte der Erbherren, es ihnen beinahe unmöglich, gute, edle Männer zu bleiben. Daher bei vielen der Adelſtolz, der ſie den andern Ständen ſo verächtlich macht, daher die hohen Vorſtellungen von ſich und ihrer Größe, in der ſie oft, ſo roh ſie auch ſelbſt ſeyn mögen, von der Bildung reden, die ſie den Bauern verſchaffen. Mit der Muttermilch ſchon ſaugen ſie Verachtung gegen ihre unglücklichen Brüder ein, und von Kindheit auf lernen ſie dieſelben als Weſen niederer Art, die nur zu ihrem Dienſt da ſind, als Stücke ihres Vermögens anſehen, und hören täglich neue Arten des Drucks und tyranniſcher Spekulationen als ſinnreiche Erfindungen, als Beweiſe der Einſicht und Klugheit preiſen. Miſſethaten ſcheinen hingegen wider dieſe Unglücklichen auch nicht einmal

denk=

[illegible]bar; da gegen ſie alles erlaubt iſt. Hauptſächlich daher erkläre ich mir die Erſcheinung, daß ſo wenige tüchtige Subjekte unter dem hieſigen einheimiſchen Adel gezogen werden; die Lauheit und Gleichgültigkeit für Alles, was Kultur, Gelehrſamkeit, Bildung, Geſchmack, ſcientiviſche und ſittliche Vollkommenheit heißt. Mit ſolchen Geſinnungen gehen und kommen nun auch viele zu und von der Univerſität, arm an Kenntniſſen, verwahrloſet an ſittlicher Bildung, und voll Begierde, das Verſtudierte wieder zu erwerben. Die Folge läßt ſich dann leicht errathen. Die Landesſtellen, Gerichte und andere zur Verwaltung der Juſtiz gehörigen Poſten werden mit Stümpern, Unwiſſenden und Gecken beſetzt, welche nun die Richter ihrer Mitbürger ſind. Das Publikum ſeufzt, iſt aber zu gutmüthig und furchtſam, um Klage zu erheben, und — es bleibt beim Alten. Lauter Umſtände, welche die wahre Kultur unter den höhern Ständen theils überall, theils beſonders in Eſth- und Liefland nicht wenig hindern. Dies weitläuftiger hier auszuführen, gehöret nicht zu meinem Zweck. Ein Theil davon führt auf allgemeine Betrachtungen und ein anderer Theil wird noch im ſechſten Abſchnitte vorkommen. — Leſet und lernet nur dies einſtweilen, ihr Adlichen! damit ihr nicht, wie jener alte Offizier, den Jacobus Major für einen Major haltet; damit ihr die Gothiſche Baukunſt nicht in Gotha ſucht;

das

damit ihr cremor Tartari und Krimmiſche Tartarn nicht für eins nehmet; damit ihr den Tuchhändler nicht anfahret, wenn er euch, da ihr doch General ſeid, ſtatt Generalcharten nur Specialcharten bringt; damit ihr euch nicht wundert, daß man vor Troja weder Kanonen noch Schießpulver brauchte; damit ihr nicht auffahret, wenn ihr auf der Wache ſtehet, daß das Aequinoctium paſſirt ſei, ohne ſich im Thore angegeben zu haben, noch einen ehrlichen Mann arretirt, der ſtellatim gehen wollte, und von euch für einen Dieb, der ſtehlen wollte, gehalten wurde; daß ihr es nicht macht, wie jener Aſſeſſor im Oberlandgerichte zu N. . . . der, als der Sekretär eine Schrift einreichte, darin es unter andern hieß: „daß die Sache ſich ſo ver„halte, bezeugt ſchon Juſtinian der an einem Orte „ſagt" rc. weil er der Sache nicht wohl wollte, kaum ſo viel Geduld hatte, bis hierher leſen zu hören, und mit halbverbiſſenem Aerger aufrief: „Wie? was? Juſtinian ſagts? wer iſt dieſer Juſtinian? was hat der darein zu reden? wartet, laßt den Kerl nur kommen, wir wollen ihn mit der Karbatſche ſchon fortbringen!" — und was der albernen Dinge mehr ſind, die man dem Adel aus purem Haß und Neid, ohne allen Grund der Wahrheit, nachredet.

Zu frühes Anſtellen und Avancement beim Militär, iſt ein zweites Hinderniß

niß

[illegible] in dem Vorſchreiten der Kultur und Aufklä-
rung. Unter Katharina der zweiten war es der
gewöhnliche Gang, um ſich ſo früh wie möglich,
einen Rang zu verſchaffen, daß die Aeltern ihre
Söhne ſchon in der Wiege bei der Garde einſchrei-
ben ließen, ſo daß Kinder von 6 bis 8 Jahren
oft ſchon Wachtmeiſter oder Kornet waren, und funf-
zigjährige Graubärte unter ſich hatten. Sobald
ſie erwachſen und dem Unterrichte des Hofmeiſters
entgangen waren, reiſeten ſie nach St. Peters-
burg, traten ihre Dienſte als Kornet oder Wacht-
meiſter an, brachten es bald darauf durch Beſte-
chungen dahin, daß ſie unter ein Feldregiment mit
einem höhern Range kamen, ein Paar Monate
Dienſte thaten, Urlaub nahmen und nach Hauſe
reiſeten. Da ſaßen ſie denn hinter dem Ofen und
bei der Frau Mama, und avancirten indeſſen
immer fort, während alte verdiente Offiziere ſitzen
blieben. Dann brachten ſie es bald wieder da-
hin, daß ſie abermals zu einem andern Regimente
mit noch höherem Range kamen, wo ſie endlich
bald ihren Abſchied nahmen und gewöhnlich als
Majors nach Hauſe kamen, heiratheten, ſich ein
Gut vom Vater geben oder kaufen ließen, es
verwalteten und nach Herzensluſt Kinder zeugten.
Daher wimmelt auch das ganze Land von Rittmei-
ſtern und Majoren, ſo, daß einſt ein etwas
derber Ausländer zu einem der letztern, der ihm

un-

unverſchämt begegnet hatte, ſagte: „wo man „hier hinſpuckt, trift man allemal einen Ma- „jor" — Ob beide Arten von Militärdienſten, bei der jetzigen ſtrengen Verfaſſung des Militärs ſeit Paul I. noch fernerhin Statt finden werden, daran habe ich billig Urſache zu zweifeln. Die Folge dieſes Avancirens ohne Verdienſte war, daß kein junger Adlicher ſich Mühe gab, etwas Gründliches zu lernen, alſo in Kenntniſſen immer weit zurück blieb, und daß der Dienſt bei der Garde nie gute Soldaten bildete, ja eigentlich gar kein Dienſt war, weil vor den Kaiſerlichen Schlöſſern Schildwache ſtehen, weder Kunſt noch Kenntniß erfodert. Wer aber dies behauptete, beleidigte die Intereſſenten gar ſehr. Es wollte den jungen Herren ſamt und ſonders nicht in den Kopf, daß die beſten Offiziere die würden, welche von unten auf gedient haben. Sie behaupteten immer, der Dienſt bei der Garde ſei der allerbeſte, der Edelmann könne nicht die Dienſte des gemeinen Soldaten und Unteroffiziers thun, ſich nicht beim Bauer im Quartier aufhalten, nicht ſo ſchlecht leben; es ſchicke ſich nicht für ihn, den Stock gegen einen Gemeinen aufzuheben, und was der ſaubern Gründe mehr ſind. Führt man die Beiſpiele Peter I. des Grafen Münch, Schwerin, Türenne und anderer großen Fürſten und Feldherren an, die ſich nicht ſcheuten, den Dienſt von unten anzufan-

gen

gen, ſo heißt es jedesmal: „die jetzigen Zeiten „ſind nicht mehr die vorigen". Es half nichts, daß die Kaiſerin Katharina II., um dem Unweſen zu ſteuern und den Adel zu Kriegsdienſten zu zwingen, das Geſetz gab: daß keiner aus dem Adel Hoffnung hat, einen Civildienſt zu bekommen, und keiner in den Seſſionen auf den Landtagen gewählt werden oder mit ballotiren, ja nicht einmal in der Stadt mit zwei Pferden fahren darf, der nicht Kriegsdienſte gethan hat: Es blieb nach wie vor; das Einſchreiben bei der Garde war ſo allgemein, daß man 7000 Ueberzählige rechnete. Ganz junge Leute ohne Talente, Verdienſte und Geſchicklichkeit, überſprangen alte verdiente Krieger; die Offiziere, welche die Nachricht von einem glücklichen Ereigniſſe, einer gewonnenen Schlacht, einem Siege, einer eroberten Feſtung, nach St. Petersburg brachten, wurden allemal avancirt. Wären ſie immer verdiente Männer, und beſonders ſolche geweſen, die das glückliche Ereigniß, das ſie meldeten, mit hätten erkämpfen helfen; ſo würde ein ſolches Avancement unſchädlich geweſen ſeyn. So aber waren es bisweilen bloße Lieblinge, denen man empor helfen wollte, ganz junge Leute, die nicht einmal den Charakter verdienten, den ſie ſchon zuvor hatten. Dieſe Leichtigkeit zu avanciren, machte, daß ſie alle Anſtrengung, alle Mühe, allen Fleis verachteten. Ich habe welche gekannt,

die

die in ihrem 19ten Jahre Major, [illegible] Obriſtlieutenant und im 21 Oberſten waren, ohne den geringſten Dienſt im Felde, [illegible] ſonſt bei der Armee gethan zu haben. Einer [illegible] Major, blos weil er beim General [illegible] ſohn Jägermeiſter geweſen, mit ihm alle Jagdpartheien gemacht hatte, und als ein [illegible] cher Schütze empfohlen worden war. Von [illegible] Mathematik und den Kriegswiſſenſchaften überhaupt, wußte ſeine Seele nicht die erſten Begriffe.

Dies führt mich auf ein drittes allgemeines Hinderniß der Kultur unter dem Adel, auf die zu häufigen Belohnungen ohne Verdienſte. — Nicht nur Avancement, ſondern auch Orden, Medaillen, Geld, goldne Degen, brillantene Hutſchleifen, Ringe und [illegible] Bauern, ſind immer bereit, den kleinſten Scharmützel wie eine Hauptſchlacht zu krönen; ja bisweilen hat es gar das Anſehen, als wenn man ohne auſſerordentliche Belohnung keinen ordentlichen Dienſt erwarte. Nirgends ſieht man daher mehr Orden, Sterne, Medaillen, geſchenkte Uhren, als bei den Ruſſiſchen Offizieren und Lief- und Ehſtländiſchen Edelleuten, aber auch nirgends mehr Prätenſion und weniger Verdienſte als hier. An ſich iſt es billig und gerecht, daß jeder, der etwas Vorzügliches gethan hat, auſſerordentlich belohnt werde, wenn [illegible] nur nicht

[illegible] ſo

ſo vielerlei unrechte Wege gäbe, Belohnungen zu erſchleichen. Mit der Sphäre derſelben ſteht dann die Sphäre verdorbener Denkungsart im Verhältniß. Nur zu viele Belohnungen ſind nach meinem Urtheil ſchon deswegen bedenklich, weil ein Theil derſelben aufhört, Triebfeder zu werden, ſobald man [illegible] damit umgeht; noch bedenklicher aber werden ſie dadurch, daß ſie theils, wie Geburt und Vermögen, oft ein Spiel des Zufalls, theils eine Folge der Schlechtheit ſind; denn der edle Mann handelt auch ohne Belohnung und ohne Rückſicht darauf, nach Pflicht. Höchſtens ſind ſie im Ganzen Treibmittel, die nur für einen gewiſſen Zeitpunkt Kräfte wecken, und ſie zugleich abnutzen, anſtatt ſie zu ſtärken, oder ſie in der Richtung feſthalten, wohin ſie ſich von ſelbſt zum Schaden der Sittlichkeit neigen. Dadurch wird offenbar der Reichthum an Kenntniſſen und das Streben, ſie immer zu vermehren, gemindert, weil man auch ohne ſie Titel, Aemter, Würden erhalten kann. Man ſagt es ganz laut, daß man eben nicht viel zu verſtehen brauche, und doch ſeine Beförderung, Ehre und einen Charakter erlange. Der Vorwurf klingt hart, aber er iſt gegründet, und gar vielfältig hört man das Räſonnement: „man braucht bei uns nur „Fürſprache und Routine, ſo erhält man bald, „was man wünſcht. Wer ſich nur mit den Uka-

„ſen

„ſen und dem Liefländiſchen Land⸗ und Ritterrechte „gut bekannt gemacht hat, der rückt bald ein, „und wird leicht weiter befördert. Es ſind bei „uns lauter vorgeſchriebene Regeln, feſtgeſetzte „Normen, nach denen man in dem oder jenem Falle verfahren ſoll.“ Es iſt kaum glaublich, was dieſes ſeichte Geſchwätz für ſchädliche Folgen hat, und leider nur allzuwahr, daß das Ukaſenweſen, die Routine und das Befördern und Begünſtigen ohne Verdienſt, alles gründliche Forſchen, Denken und Studieren hemmt. Daher ſind die meiſten Civilämter mit Stümpern und Pfuſchern aller Art beſetzt, wozu noch dieſes kommt, daß bei weitem der größte Theil der Landesſtellen mit ehemaligen Militärperſonen ausgefüllt wird. Keiner giebt ſich ernſtlich Mühe, etwas tüchtiges zu lernen, denn als Kopiſt, Kanzelliſt, Protokolliſt braucht er nicht viel zu wiſſen, und ſteigt er höher, wird er Aſſeſſor, Richter, Präſident, ſo hält er ſich an ſeinen Sekretär, der meiſtentheils ein Ausländer und Studierter iſt, und verläßt ſich dabei auf den Kodex der Ukaſen von Peter I. bis auf Paul I. Dies geht ſo weit, daß in Reval und Riga anſehnliche Gerichtsſtühle ſind, in welchen bisweilen kaum ein oder zwei Gelehrte, oder wenigſtens ſtudierte Perſonen, auſſer dem Sekretär, ſitzen. Dies wiſſen die jungen Herren, ſehen und hören es täglich, weil beinahe in allen Geſellſchaften davon geſprochen wird.

wird; die Aeltern ſind ſelbſt auf dieſen Wegen zu Ehren und Würden gelangt; kein Wunder alſo, wenn jene mit wenigerem Eifer auf wahre Kultur des Geiſtes bedacht ſind, auf reelle Kenntniſſe keinen Fleiß wenden, und ſich blos auf ihr Geld und hohe Gönner verlaſſen. Auch iſt da mit eigentlicher Gelehrſamkeit wenig anzufangen. Die Stellen, wo ſie erfodert wird, ſind verhältnißmäßig in geringer Zahl, und man erhält ſie auch, ohne große Wiſſenſchaften zu beſitzen. Man darf nur einige Jahre in Petersburg bei der Garde gedient haben, oder ein paar Jahre in Göttingen, Leipzig oder Jena geweſen ſeyn, ſo kommt man in ein Amt, man weiß ſelbſt kaum wie; und hat man Empfehlungen oder einen Großen im Senate oder Kriegskollegium zum Gönner oder Anverwandten, ſo erfolgt wohl gar noch eine auſſerordentliche Belohnung, ein Orden, ein Arrendegut, eine Penſion, und wenn man fragt, warum? ſo erhält man die Antwort: um nichts, oder, man weiß es nicht.

Aus dem zweiten Abſchnitte haben die Leſer geſehen und werden ſich deſſen noch erinnern, daß dem Adel alles, was er will, oder nur einigermaßen beſchönigen kann, (Mord und offenbaren Raub ausgenommen,) gegen die Leibeignen zu thun erlaubt iſt. Soll ich mich alſo noch hier lange bei den Bedrückungen der letztern

und dem geſetzmäßigen Verhältniß der Erbherren zu ihren Bauern aufhalten? Wo Adel war, gab es von jeher Leibeigne, welche bis auf unſere Zeiten von demſelben unter dem Druck gehalten, wie Sklaven behandelt und tyranniſirt werden. Der Leibeigne baute niemals für ſich, ſondern für ſeinen Herrn; jede Familie war in ihrem eigenen Hauſe fremd; ſie konnte ſich ſogar nicht einmal ſchmeicheln, daß der Sohn ihrer Bemühungen und ihrer Oekonomie einſt ein dauerhaftes Erbgut abgeben würde. Es gab kein Eigenthum, als nur das des Herrn. Die Ländereien, welche die Leibeignen bauten, welche ſie verbeſſerten, indem ſie ſolche mit ihrem Schweiße benetzten; das Haus ſelbſt, welches ſie erbauten, wurden nicht das Erbe ihrer Kinder. An den Boden ihrer Erbſtelle angeheftet konnten ſie das Gebiet nie verlaſſen, in dem ſie gebohren waren; ſie konnten ſogar ohne Einwilligung ihres Herrn nicht heirathen. Er kann ſie verkaufen, vertauſchen, verſchenken, überall vindiziren, kurz ganz ſo behandeln, wie man etwa ein Hausthier oder Erbſtück behandeln würde. Die Bedrückungen gehen oft über alle Vorſtellung, und ich könnte das Sündenregiſter des Adels noch ſehr verſtärken, wenn ich nicht ſchon im zweiten Abſchnitte genug geſagt hätte. Es iſt nicht meine Schuld, wenn ich noch manche hierher gehörige entehrende Thatſache anführe. Wer [illegible] begeht [illegible]

man

ſ[illegible] ungeſcheut, am hellen Tage, vor jeder⸗manns Augen in unſerm Jahrhunderte, die himmelſchreiendſten Greuelthaten, vor denen man unmöglich die Augen zudrücken kann, wenn man Kopf und Herz auf der rechten Stelle hat? — Mehrmals hörte ich den unter den Edelleuten ſo gäng und geben Ausdruck: der Bauer iſt ein Hund, ſelbſt aus dem Munde ſonſt verſtändiger Männer, und, was das ſchädlichſte iſt, in Gegenwart der Kinder. Ein Herr von P. ſchien es zu fühlen, was er für eine Unſchicklichkeit damit vorgebracht hatte, und ſuchte den harten Ausdruck gleich darauf dadurch zu mildern, daß er ſagte: wenigſtens iſt der Bauer nur ein halber Menſch und ein halbes Thier. Die Meinung geht allgemein unter [illegible] im Schwange, das Herz des Bauers ſei [illegible] von Jugend auf und immerdar, ohne Gefühl, voll Tücke und Treuloſigkeit, er müſſe mithin wie ein halbes Vieh behandelt werden. Daher giebt man ſich auch nicht die Mühe, ihn auf eine höhere Stufe der Kultur zu bringen, man verachtet ihn, ſtößt ihn mit dem Fuße fort, ſchlägt ihn ins Geſicht, auf den Kopf, wo man hintrifft. Man ſchämt ſich nicht, einem Ehſten, der einem auf der Straße auf ſeinem Schlitten oder Karren zu nahe kommt, einen unbarmherzigen Hieb mit dem Stocke oder der Peitſche zu geben, ſo wie man etwa einen Hund aus dem Wege jagt;

ein Anblick, der mich oft mit Entſetzen erfüllt hat. Ein gewiſſer Aſſeſſor von Saſſ ließ einſt in Pernau einem Ehſten, des Controlleurs Faß Kutſcher, der ihn unverſehens im Fahren mit der Peitſche berührte, vor der ruſſiſchen Hauptwache, nach Beſtechung des Offiziers, 300 Stockprügel geben, wodurch der Unglückliche auf lange Zeit zum Dienſt unbrauchbar wurde. Die Sache wurde fiſkaliſch gemacht und der kühne Aſſeſſor mußte — 50 Rubel bezahlen. — Unter dem Nahmen Gerechtigkeit (Bauernabgabe) wiſſen die Herren kaum mehr, was ſie den Bauern alles auflegen und abfodern ſollen. Dies gehet ſo weit, daß manche ſogar angefangen haben, ihnen aufzulegen, ein beſtimmtes Maas von Haſelnüſſen, Beeren, Wachholdern ꝛc. zuliefern. Dieſe despotiſche Gewalt, welche die Edelleute in den Händen haben, verleitet auch manchen ſonſt gutdenkenden Mann, ſich durch Leidenſchaften und Nachahmung zu den grauſamſten Handlungen hinreißen zu laſſen. So trennte z. B. der Herr von B..., ein Edelmann in der Nähe von Reval, der ſonſt ſeine Bauern wirklich gut hält, einen Mann wegen eines Vergehens, im Zorne, von ſeiner Frau, und ſchickte ihn auf ein weit entlegenes Gut. Der Major v. P.... ein bekannter Tyrann, der durch ſeine harte Behandlung mehrere Menſchen getödtet hat, ließ 1790 einen ſeiner Leute zu Tode;

badeggiren, und zwar mit ſolcher Wuth, daß er noch immer zuzuhauen befahl, als der Menſch ſchon längſt todt war. Um der geſetzlichen Strafe zu entgehen, engagirte er ſich bei einem Regimente, ob er gleich ſchon länger als zehen Jahre ſeinen Abſchied und Frau und Kinder hatte. — Ein betrunkener Verwalter auf dem Gute Neu-Oberpahlen mißhandelte lange einen ebenfalls betrunkenen Bauer, riß ihn endlich zur Erde nieder, und trat ihn mit geſtiefelten Füßen ſo auf die Bruſt, daß er bald darauf ſtarb. — Daß ein Baron von Ue...ll ſeinen Riegenaufſeher, durch deſſen Nachläſſigkeit eine Scheune mit 700 Fudern Früchte im Feuer aufgegangen war, ſo habe prügeln laſſen, daß ihm die Eingeweide aus dem Leibe herausgehangen, und der Menſch den andern Tag unter unſäglichen Schmerzen geſtorben ſei; daß der Mörder, um einer gewiſſen Verantwortung deßhalb zu entgehen, vorläufig eine Summe von ein paar Rubeln an das Gericht eingeſchickt habe, iſt eine Erzählung, mit der man ſich in Wierland und in der Wiek im Jahr 1794 allgemein trug, die ich zwar nicht verbürgen will, welche aber, wenn ſie gegründet iſt, zeigt, wie weit die Härte und Grauſamkeit mancher Edelleute, von deren Händen die Hauszucht mit voller Despotengewalt ausgeübt wird, führen kann.

Bei

Bei der neuen Reviſion, d. i. Volksauf-ſchreibung, im Jahre 1795, die dem [illegible] ſo viel Aerger, Verdruß und Kopfbrechen verurſach-te, ſollte unter dem Gute Oidenorm im Michaelis-ſchen Kirchſpiele ein freier Schmidt, Ehſtniſcher Nation, der ſich dort angeſiedelt hatte, und je-derzeit ein ordentlicher und fleißiger Menſch gewe-ſen war, auf Befehl der Herren von L. ſchlech-terdings ſeine Wohnſtelle verlaſſen, und ſich in einer Kreisſtadt aufſchreiben und anſäſſig machen laſ-ſen, damit nämlich die Herren nicht die Kopfſteuer für ihn zu zahlen brauchten. Es war blos Eigenſinn und unbiegſame Härte, denn der Menſch hatte ſich er-boten, die Kopfſteuer ſelbſt zu geben und ſchadete niemanden, vielmehr nützte er mit ſeiner Arbeit dem ganzen Gebiete. Dieſer Schmidt war dem würdigen Probſt Glanſtröm als ein durchaus guter Menſch und den Bauern unentbehrlicher Ar-beiter bekannt. Nach mehreren vergeblichen Ver-ſuchen, die Herren von L. dahin zu bewegen, ihn an ſeiner Wohnſtelle zu laſſen, geſchah ihm der Antrag von den Gebrüdern von L., er möge, als ihr Kirchſpielsprediger, bei der Theilung der Güter und des Mobiliarvermögens ihrer erſt vor Kurzem ver-ſtorbenen Mutter, gegenwärtig ſeyn und dieſelbe berichtigen helfen. Dieſe Achtung und ein glei-ches Zutrauen beſitzt der vortrefliche Mann faſt bei allen Adlichen des ganzen Landes. [illegible] wendeten ſie auch, wie wir gleich ſehen werden, zu

Bei

Beſten der Bauern an. Herr S., der Oekono-misverwalter, hatte ihm dieſen Auftrag bekannt ge-macht. Der Probſt war ſogleich willig zur Sa-che, jedoch nur unter der Bedingung, daß ſeine Fürbitte für jenen Schmidt angenommen werde Dies ſolle S. den Herren von L. bekannt machen. Der Tag der Theilung wurde feſtgeſetzt und Glan-ſtröm erſchien im Oderorm. Die Erben ſchreiten zum Werke; Glanſtröm nimmt keinen Theil da-ran. Man bittet ihn, man dringt in ihn, ſein Rath ſei hier unentbehrlich. Aber von der Ein-ſetzung des Schmidts ſagte keiner ein Wort, und S. hatte ihm vorher geſchrieben und es auch münd-lich geſagt, daß daraus wohl nichts werden wür-de. Endlich erklärt Probſt Glanſtröm: „wenn „ſie, als ſeine Eingepfarrte, nur einige Achtung „und Liebe für ihn hegten, ſo möchten ſie ſeine „Bitte für den ſonſt unglücklichen freien Schmidt „Statt finden laſſen: er wolle ihnen dann eben-„falls gerne mit ſeinem Rathe und Beiſtand an die „Hand geben. Er hoffe dies von ihrer billigen „Denkungsart und habe das Zutrauen zu ihnen, „daß ſie ihm keine Fehlbitte würden thun laſſen," u. ſ. w. Der edle Mann drang mit ſeiner ernſt-lichen Sprache durch, die Herren verſprachen ihm feierlich, dem Schmidte ſein Haus und ſeinen Platz zu laſſen, und nun wirkte Gl. ſo thätig bei der Theilung mit, daß ſeine Vorſchläge ganz zu ihrer Zufriedenheit und nach ihrem Wunſche ausfie-

len,

len, auch mit allgemeinem Beifall angenommen wurden. Wieviel Gutes kann ein kluger und rechtſchaffener Prediger ſtiften, und wie wird ihm der Menſch, deſſen er ſich ſo großmüthig und uneigennützig annahm, für ſeinen Beiſtand gedankt haben! —

Auf den Jahrmärkten, welche auf ihren Gebieten zu halten, mehrere Herren das Recht haben, tragen ſich mit unter Exzeſſe zu, bei denen die Menſchheit ſchaudert. Einen dergleichen Auftritt ſah ich einmal ſelbſt mit an. Ein Bauer verklagte einen andern, der ihm mit vom Marktplatze auf den Hof gefolgt war, daß er ihm ſollte eine Mütze geſtohlen haben, die als das Corpus delicti mit beigebracht wurde. Zum Beweis brachte er weiter nichts vor, als daß derſelbe Kerl ſchon drei Jahrmärkte nach einander allemal geſtohlen habe, und aus keiner andern Abſicht auf den Markt komme, als um zu ſtehlen. Der die Aufſicht habende, und zu dem Ende mit fünf Mann Ruſſen aus Habſal zehen Meilen weit hieher gekommene Gerichtsherr befragte den Verklagten, und als dieſer nichts geſtehen wollte, ließ er ihn — man denke! — hinſtrecken, und ſechzehen Hiebe mit der Karbatſche geben, um ihn zum Geſtändniße zu bringen. Er geſtand nichts. Nun erſt wurde dem andern auferlegt, entweder Zeugen herbeizuſchaffen, oder ſich mit der Beſtrafung ſeines Gegners zu beruhigen. Ich konnte das unrecht=

rechtmäßige Verfahren hierbei nicht gleichgültig mit anſehen, ſondern fragte den Gerichtsherrn, der ein Adlicher war: „konnten Sie dem Menſchen nicht „durch verfängliche Fragen zum Geſtändniß brin„gen?" — „Ei, das hilft bei ſolchen Kanaillen „nichts," war die Antwort, „denen muß man „es gleich fühlbar machen." — In welchen Händen iſt doch manchmal die Gerechtigkeit! — Hans von T. kam einſt nach einem Jahrmarkte in ſeinen nahe bei dem Hofe liegenden Krug. Hier fand er eine Zigeunerbande, die ihn flehentlich bat, ihr den Aufenthalt nur in dieſer Nacht daſelbſt zu verſtatten. Er glaubte hier ſein Anſehen geltend zu machen, und mißbrauchte ſeine Macht auf eine eben ſo ſonderbare als tyranniſche Weiſe. Er verſtattete ihnen nämlich den Aufenthalt unter keiner andern Bedingung, als daß er den Männern auferlegte, in continenti an ihren Weibern, und zwar in ſeiner Gegenwart, die eheliche Pflicht zu vollziehen. Er weidete dabei ſeine geilen Blicke und Begierden an den verſchiedenen Manövern und ſeltſamen Poſituren, welche natürlich hier vorfallen muſten.

Bei Bedrückungen überhaupt iſt der Ausſpruch der Gerichte nur ſelten der Gerechtigkeit gemäß, weil die Richter meiſtens ſelbſt Edelleute ſind, und eine Krähe der andern nicht die Augen aushackt. Wenn auch die Klage als gegründet befunden wird, ſo verhehlt man dies doch den Bauern ſorgfältig,

und

und beſtraft den adlichen Verbrecher nur insgeheim, ohne Verwiſſen der Bauern, die gegen ihn geklagt hatten. Ja es findet ſich unter dem Vorrechten des Adels ſogar eins, dadurch dem gedrückten Leibeigenen unterſagt wird, wider ſeinen ungerechten, barbariſchen Herrn zu klagen; ein Recht, welches kein Geſetz in der Welt einem Menſchen geben kann:

„Er belegt ſeine Bauern willkührlich mit „Abgaben und Frohndienſten, auch mit kör„perlichen Strafen, nur daß dieſe nicht töd„lich ſeyn dürfen. Ein geſchriebenes Geſetz „ſchützt ihn dabei; indem es den Leibeigenen „Bauer bei Strafe unterſagt, wider „ſeinen Herrn ein Zeugniß abzulegen, oder „bei den Gerichten über ihn zu klagen."

Giebt es wohl, ſelbſt unter Negerſklaven, eine ſchändlichere Bedrückung? Die Haut ſchaudert jedem Manne von gefühlvollem Herzen, wenn er über dieſes barbariſche Geſetz nur einigermaſen nachdenkt. Zur Ehre der Menſchheit ſei es geſagt, daß es viele Adliche giebt, die von allem dem eine rühmliche Ausnahme, und von dieſem ſchrecklichen Rechte nie Gebrauch machen: ich kenne ſelbſt mehrere, die milde und gütig gegen ihre Leibeignen ſind, ſo daß dieſe keine Veranlaſſung zu Klagen haben können. Die letztern zeichnen ſich [illegible] auch durch Ordnung und ein froheres [illegible] aus.

Die-

Dieſer Einfluß, den Milde und Linderung der Knechtſchaft auf die Gemüther der Ehſten haben, iſt ſo auffallend, daß man ſich da, wo ſie gehandhabt wird, unter eine andere Nation verſetzt zu ſeyn glaubt; ein Beiſpiel, das der ganze Adel dieſes Landes vor Augen nehmen ſollte, um durch das Wachsthum des häuslichen Wohlſtandes ſeiner Unterthanen ſeinen eignen zu befördern. „Der „Erwerb des Fleißes gehört dem Arbeiter, das „Beiſpiel den Untergebenen, und das Vergnügen, „das aus dem Bewußtſeyn, recht gehandelt zu ha„ben, entſpringt, dem Edlen, der dem Ge„drückten ſein Joch erleichtert." In dieſem erhabenen Grundſatze liegt der höchſte Grad der Glückſeligkeit, den ein leibeigenes Volk nur erreichen kann; deſſen Befolgung den nachtheiligen Einfluß, den die Knechtſchaft auf die Sittlichkeit, ſo wie auf den damit verbundenen äuſſerlichen Wohlſtand eines Volks hat, ſchwächt, und nach und nach die traurigen Züge, welche Druck und Armuth, Geiſt und Körper eingraben, wieder ausgleicht und zu edleren umbildet. Das Vergnügen, welches der Bauer bei dem ihm gelaſſenen Erwerb ſeines Fleißes empfindet, ſtimmt ihn zur Freude und macht ihn ſparſam und bedächtlich; und indem er ſich mit dem Stolze eines Eigenthums ſchmeichelt, tritt der Wunſch, es zu vermehren, hinzu, wird bei dem Nachdenken über die verſchiedenen Mittel, ſeinen Endzweck zu er-

reichen, die Schule ſeines Verſtandes, der Gegenſtand ſeines Fleißes, und zieht ihn nach und nach von jener thieriſchen Trägheit zurück, welche die Mutter aller ſeiner Unarten und Vorurtheile war. Wären Beiſpiele dieſer Art nicht ſo ſelten; ſo würden, des nachtheiligen Verhältniſſes zwiſchen Herrn und Knecht ungeachtet, die Spuren leidender Menſchheit weniger auffallend, und der Wohlſtand des Adels würde neben dem Wohlſtande der Bauern viel beſtimmter und geſicherter ſeyn. Ein froher, herzerhebender Anblick iſt es für den Menſchenfreund, auch hier dann und wann auf einzelne Menſchen zu treffen, die ſich allmählig aus ihrem Elende empor heben, den Reiſenden, ſo wie ihren Morgen freudig grüſſen, am Ende ihres Tagewerks, froh und vergnügt in ihre Hütten zurückkehren, und, ohne den rauhen Peiniger und ſeinen Kantſchu fürchten zu dürfen, ſagen können: wir haben es gethan! — Aber ach! wenige nur ſind ihrer.

Ein *Erbrecht* an einen Bauer kann man auf verſchiedene Weiſe erlangen. Die Art, ſich durch Kauf, es ſei des Gutes, zu dem er gehört, oder ſeiner individuellen Perſon, ihn zu ſeinem Eigenthum zu machen, bleibt und iſt die gewöhnlichſte. Auch kann es dadurch geſchehen, wenn einer mit Vorwiſſen ſeines Herrn zehen oder mehrere Jahre auf einem fremden Gebiete wohnt: ein ſolcher iſt dann mit ſeinem Weibe und den auf des andern Grund und Boden gezeugten Kindern, des Gutes Erb-

Erbbauer. Wenn eine freie Dirne einen Leibeigenen heirathet, ſo wird ſie hierdurch ebenfalls dem Herrn deſſelben erb = und eigen; nimmt aber ein Freier ein leibeignes Mädchen zum Weibe, ſo wird ſie frei. Ein von einem fremden Gebiete geholtes und an einen Erbbauer eines andern Gutes verehlichtes Mädchen, wird dem Herrn des letztern leibeigen. Wer einen Entlaufenen auf geſchehene Anzeige in einer Friſt von einem halben Jahre nicht abholen läßt, der verliert an ihm ſein Erbrecht, welches demjenigen zufällt, der ihn während dieſer Zeit unter ſeinem Schutz und Dache gehabt hat. Doch wird dies nicht allemal ſo ſtrenge beobachtet. Wenn ein Bauer einen Knaben oder ein Mädchen von der Straße aufnimmt, oder von einem Landſtreicher, Bettler ꝛc. zu erziehen bekommt; ſo wird ein ſolches Kind, als ein Zögling in des Herrn Gebiete, dem Grundbeſitzer erb = und eigen. Wird hingegen ein Bauernkind wegen der Armuth ſeiner Aeltern oder ſonſt Verwandſchaft halber, in einem andern Gebiete erzogen, ſo gehet es, falls es von ſeinem Erbherren reklamiret wird, wieder weg, wenn es gleich heranwächſt, ſich verheirathet und auch dort etwas verdiente. Hat ein ſolcher nach ſeiner Verheirathung Kinder erzeugt, ſo folgen ſie ihm auch. Uneheliche Kinder aber bleiben allemal unter dem Gute, wo ſie gebohren ſind, erblich. — Obgleich das weibliche Geſchlecht ſo gut als das männ=

männliche unter der Leibeigenschaft des Gutsherrn ſteht; ſo darf dieſer, laut den Geſetzen, doch keinem fremden Gebietsbauer, der ein Mädchen aus ſeinem Gebiete heirathen will, es abſchlagen, wenn er ſich nur bei ihrem Erbherren meldet und um einen Kopulationsſchein anhält, den er dem Prediger vor dem Aufgebote vorzeigt. Wird eine Dirne in ein fremdes Gebiet verheirathet; ſo erbt ſie zwar die beweglichen Güter ihrer Aeltern, Kleider, Hausrath und Geld; aber ihr übriges Vermögen, Haus, Hof, Stallung, Aecker, Pferde, Kühe und Schaafe, Getraide, u. ſ. w. darf ſie ſich nicht zueignen, und wenn ſie auch einziges Kind wäre. Alles dies bleibt dem Erbherrn. Geizige und ſtrenge Herren eignen ſich auch wohl nach des Mannes Tode alle ſeine Sachen zu, und laſſen ſeiner hinterbliebenen Wittwe kaum ſo viel, daß ſie ihn begraben, ihre Blöße bedecken und nothdürftig leben kann. Ich weiß ein Beiſpiel dieſer Art, da der Baron Cl. eines begüterten Bauern Vermögen nach deſſen Tode verſiegeln, es in ſein Haus ſchaffen, und nach und nach verkaufen ließ, ohne daß davon die Frau und drei hinterlaſſene Kinder einen Heller bekommen, ob ſie ihn gleich knieend darum baten. Er gab vor, daß ihm der Verſtorbene viel ſchuldig geweſen ſei. Credat Judæus Apella! — Wie ſehr durch dieſes geſezmäſig gewordene Verhältnis zwiſchen den Herrn und den Leibeignen die Sittlich-

keit

keit leide; und ächte moraliſche Kultur und Aufklärung gehemmt werde, ſpringt in die Augen; und ich weiß nicht, ob die Beſorgnis gegründet iſt, die man hier und da äuſſern hört, daß nach Umwandlung der Dinge in Lief- und Ehſtland unter der Regierung des letztverſtorbenen Kaiſers, die Bauern in eine drückendere Sklaverei gerathen wären, als ſie unter der Stadthalterſchaftsregierung hätten leiden müſſen. Wir haben geſehen, daß ſie unter der vorigen Regierung eben nicht ſehr mild war; und durch die neue Regierungsform im geringſten nicht iſt gemindert worden, ob es gleich der Wille der Kaiſerin geweſen iſt: und vielleicht thut der freie Wille des Adels mehr, als die Geſetze von oben herab bis jetzt gethan haben. Damit will ich aber nicht behaupten, daß dieſe gar nichts thun könnten, ſondern nur, daß ſie anders ſeyn müſſen, als ſie bisher geweſen ſind.

Da die Einkünfte des Adels im ganzen Lande größtentheils, und beinahe einzig, von ſeinen Landgütern und deren beſſern oder ſchlechtern Bewirthſchaftung abhängen; ſo iſt es kein Wunder, daß das **Güterweſen** und die **Oekonomie** die Seele aller ihrer Unternehmungen, und die Vermehrung ihrer Revenüen beinahe die einzige Triebfeder ihrer Handlungen, ihr ganzes Dichten und Trachten iſt. In allen Geſellſchaften iſt dies der Hauptgegenſtand der Geſpräche und jeder Unterhal-

tung zwiſchen alten erfahrnen Landwirthen, der locus communis, über den mit einem Eifer debattirt wird, daß man glauben ſollte, es gälte das Wohl von ganz Europa. Güterhandel und Güterkauf verſöhnet die ärgſten Feinde, richtet aber auch oft die bitterſten Zänkereien und Entzweiungen an. Er iſt gemeiniglich das erſte und letzte, des Lieblingsſüjet, der vornehmſte Zweck bei Beſuchen oder Zuſammenkünften zwiſchen Nachbarn, der Vereinigungspunkt bei Gränzſtreitigkeiten, ſo wie der Störer der ſchönſten Harmonie und nachbarlicher Eintracht. Aber es gilt auch dabei oft die ganze Exiſtenz eines armen Landjunkers, der vielmals nichts weiter hat, als ſein Gut; keinen höhern Werth kennt, als ungeſtört in dem Beſitze ſeiner vom Vater und Grosvater ererbten Leibeignen zu bleiben, und das höchſte Gut darein ſetzt, mit uneinſchränkter Willkühr über eine Zahl ihm allein unterworfener Elenden zu herrſchen; der ſeinen ganzen Ruhm und ſeine gröſte, einzige Ehre darin ſucht, jährlich 50 Maſtochſen, 90 Schweine und 140 Faß Brantwein verkauft zu haben. Mehrentheils ſteht auch der in dem Rufe eines guten Wirthes und in dem Beſitze eines ziemlichen Anſehens bei ſeinen Kreisnachbaren und Gebietsbauern, welcher dies mit großem Gewinn in einer Reihe von Jahren zu praktiziren verſtand. So kannte ich einen ſolchen eingefleiſchten Oekonomen, der dies Anſehen bei den

Bauern und Adlichen ziemlich geltend gemacht und in einem vorzüglich hohen Maaſe von jedermänniglich genoſſen hatte. Als er ſtarb, nahm ſein Nachfolger das Gut im Beſitz, ein Mann, der mehr die Lektüre, Geſelligkeit, und Muſik liebte, einen gebildeten Geſchmack hatte, und ſich mit der Oekonomie blos ſo weit abgab, als das Allgemeine und die Oberaufſicht erheiſchte, das Beſondere und Innere derſelben aber ſeinen Leuten überlies. „Dieſer Herr, ſagten die Bauern, iſt nicht ſo, wie unſer voriger, ſeeliger, guter Herr. Der war ſelbſt mit beim Miſtfahren und Düngen, und beſuchte täglich die Küh und Pferdeſtälle ſelbſt. Der jetzige bekümmert ſich um nichts.“ — „Ja wohl, ſtimmten manche alte Landwirthe aus der Nachbarſchaft mit ein, war der vorige ein ganz andrer Mann. Er mäſtete alle Jahre ſeine 36 Ochſen, verkaufte wenigſtens 50 Schweine, und brannte alle Tage im Winter 1 Faß Branntewein. Aber dafür hatte er auch bei den Bauern Reſpeckt und Liebe. Das ganze Kirchſpiel fragte ihn um Rath, wie es anzufangen ſei, daß man gute Schinken, fette Würſte, und $\frac{1}{4}$ Elle hohen Speck bekäme.“ — Ueberall wurde noch mehrere Jahre nach ſeinem Tode von den Produkten ſeiner Ländereien, von ſeinem Handel mit Korn, Holz, Leinewand, Branntewein und [illegible], von ſeiner anſehnlichen Branntewei<nbrennerei und Revenüenmachen geſprochen.

Er wurde als das non plus ultra eines tüchtigen Oekonomen und Erbherrn geprieſen, von ſeinen Bauern aber insgeheim verflucht.

Der Preis der Landgüter richtet ſich nicht nur nach der Zahl der Haaken, ſondern auch nach den zu denſelben gehörigen Bauern; daher iſt die Redensart in den Zeitungen zu erklären, wenn geſagt wird, daß der Kaiſer dem oder jenem ſo oder ſo viel Bauern geſchenkt habe. Doch wird dieſer Ausdruck ſelten von Lieflándiſchen Gütern gebraucht, wo bei ſolchen Schenkungen nur die Anzahl der Haaken angegeben wird; ſondern nicht von Ruſſiſchen Landgütern, wo der Bauer ſtatt der Frohndienſte eine Geldabgabe erlegt. Für einen Kopf männlichen Geſchlechts wurden ehemals 50 Rubel gerechnet, und höher konnte man ihn auch in der Bank nicht verpfänden. Jetzt aber iſt der Preis viel höher geſtiegen, und man ſchätzt ihn gegen 300, ja gar auf 500 Rubel, und die Revenüen von einem Kopfe 10 bis 15 Rubel jährlich. Beim Verkaufe der Landgüter beſtimmt wie überall, das Gebiet, der Boden, Wieſewachs, die Waldung, Gewäſſer und Fiſchfang, die Nähe einer größern oder kleinern Stadt, der Zuſtand der Haupt- und Nebengebäude, der Bauerhäuſer, die nöthigen Ausbeſſerungen und Unkoſten, leichte Meliorationen, u. ſ. w. den Werth der Erbbauern, der dadurch für den Kopf von 100 bis 300 Rubel verſchieden wird. Man rechnet [illegible] nämlich nach der in der Landrolle angegebenen, nicht ein-

Mal

mal feſtbeſtimmten Haakenzahl. Der Haaken wird jetzt oft mit 5000 Rubeln, im Durchſchnitt aber immer mit 4000 Rubeln, ſelten darunter, bezahlt. Ich rede von Ehſtländiſchen Haaken, denn die Liefländiſchen ſind gröſser, mithin auch theurer. Was ein Haaken für ein ſeltſamer und unzuverläſſiger Maasſtab ſei; habe ich im Vorhergehenden gezeigt. Da nun das Land von verſchiedener Güte und Fruchtbarkeit iſt, ſo fallen auch die Haaken von gar verſchiedener Gröſse aus, und es kommt dabei ſehr viel auf den Reviſor oder Landmeſſer an, wieviel er dem Gutsherrn an Haakenzahl zuſchätzen will, zumal da auch das Wort Geſinde oder Bauernfamilie von ſehr unbeſtimmter Bedeutung iſt. Alle die unter einem Wirthe oder Oberhaupt eines Bauernhofes ſtehen, gehören zu einem Geſinde und machen daſſelbe aus: und den Titel Wirth kann der Gutsherr ſeinen Erbbauern nach Gutbefinden geben und nehmen, ſie zu Wirthen oder Knechten ſetzen, von ihrem Gute treiben, oder es ihnen wieder anweiſen. Alle übrigen auſſer dem Wirthe ſind Knechte und Mägde, Lostreiber und Buſchbauern, d. h. ſolche, die in Wäldern wohnen. Je weniger Wirthe ein Herr ernennt, deſto kleiner ſcheint das Gut zu ſein, und deſto geringer ſind die [illegible] Man kann ſich hieraus die Urſache erklären, warum bei der Reviſion oder allgemeinen Schatzung ſo wenige ihre Güter nach der wah-

 ren

ten Grötze und dem wirklichen reinen Ertrage derſelben angeben. Die Reviſoren haben zwar ihre Vorſchriften, wonach ſie ein Gut meſſen, berechnen und ſchätzen ſollen. Aber es giebt hunderterlei Mittel, ihnen die Augen zuzuſchlieſzen oder ſie irre zu führen. Derjenige müſte ſeinen Vortheil ſchlecht verſtehen, der nicht aus drei Haaken zwei zu machen wüßte, und wenn das ganze Landmeſſer-Korps zuſammen beſchäftigt wäre, die Größe und den wahren Ertrag des Gutes auszumitteln. — Am theuerſten werden kleine Güter bezahlt, weil der Liebhaber nach ſolchen immer mehrere ſind als nach dem gröſſern, die nicht jeder bezahlen kann. Ich weiß, daß Güter von einem Haaken mit 6000 Rubeln ſind bezahlt worden, da andere von 20 Haaken kaum mit 80000 Rubeln bezahlt wurden. Manche gründen hierauf die nicht übel berechnete Spekulation, ihr gröſſeres Gut in mehrere kleine zu theilen, und Hoflagen, d. h. kleine Nebengüter, daraus zu machen. Bei ſolchen hohen Preiſen muß mancher die Zinſen ſeines Kapitels durch beſchwerliches Wirthſchaften ſauer verdienen, zumal wer ein ſolches kleines Gut etwa gar nur zur Arrende hat, und 300 bis 400 Rubel Pacht geben muß. Mancher könnte dabei beſſer in der Stadt leben, wenn nicht bei einer ſtarken Familie die ländliche Wohlfeilheit, bei ... noch vieles zuwächſt, zur Wirthſchaft lockte, und der ſtolze Gedanke, auf einem Landgute ... ſein Herr

lit

ſitzelte. Wer ſein Gut übertheuer oder mit fremden Geldern kaufte, fühlte darnach herben Kummer und drückende Nahrungsſorgen, wenn Miswachs oder andere nachtheilige Zufälle dazu kamen.

Die beiden großen allgemeinen Termine zum Güterkauf und Bezahlen ſind der erſte März und Johannistag. Da verſammelt ſich der Adel in Reval und berichtiget die Kontrakte. Das Getümmel, die Verlegenheit und Angſt manches einzelnen Landſaſſen habe ich bei der Beſchreibung von Reval geſchildert. Wenn dieſe Zeit herbeirückt, ſitzt mancher auf ſeinem Landſitze wie auf Kohlen, und es iſt nicht anders, als wenn um dieſe Zeit der Geiſt der Unruhe und des Fortziehens in die Herren führe, wie der Trieb in die Zugvögel, ihre zeitherigen Wohnſitze zu verlaſſen. Da iſts ein Beſuchen und Fahren zu einander, ein Klagen über Geldmangel, ein Erzählen, was dieſer und jener für ein Gut gekauft habe oder kaufen werde, wo und wie er das Geld aufnehmen werde, u. d. gl. mehr. Mancher will jedem ſeiner Söhne ein Gut hinterlaſſen, und ſpart, ſammelt, theilt ein, brachte ein großes Vermögen zuſammen, ſtarb darüber, und nach dem Verlauf einiger Jahre ſtand alles wieder im vorigen Gleichgewichte. — Eigentlich darf nach den neueſten Verordnungen Katharinens [illegible] nur der Adel Güter kaufen und beſitzen. Daher [illegible] diejenigen Bürger und Kaufleute, wel-

che

die bei der Erneuerung dieſer Geſetze im Jahr [illegible] Güter im Lande beſaſſen, ſie entweder verkaufen, oder wenn ſie dieſelben behalten wollten, ſich adeln ließen. Es fielen dabei beſondere Ereigniſſe vor, deren ich im Vorhergehenden gedacht habe. Nur kleine Höfe und Ländereien, worauf einzelne oder wenige Familien von Erbbauern ſich nähren können, darf auch ein Bürger oder ſonſt freier Mann beſitzen. Die Luſthöfchen und Landhäuſer nahe um die Städte, ſo wie die Wohnhäuſer und Gärten vieler einzelnen Privatperſonen, welche auf dem Grund und Boden der Städte liegen, müſſen an dieſe Grundzinſen bezahlen. Unter gleichen Bedingungen vergönnen viele Edelleute den Handwerksleuten, die ſich auf ihren Gütern niederlaſſen wollen, Wohnplätze und ein Stück Gartenland. Davon aber nimmt das Publikum keine Notiz, ſondern es hält ſich in allen Fällen an den Grundherrn.

Der Ankauf der Landgüter, Häuſer, überhaupt aller liegenden Gründe, ſo wie auch der Leibeignen, erfodert gerichtliche Sicherheit. Das Gericht macht den Handel durch den Weg des Intelligenzblattes bekannt, und wenn keine Widerſprüche erfolgen, ſo ertheilt es eine Erklärung, daß das Gut, Landhaus, Hoflage ꝛc. auf des Käufers Namen eingeſchrieben, und er bei demſelben nach Entrichtung der Poſchlin, in ſeinem ihm nunmehr zugehörigen Eigenthume geſchützt

wird

werden ſolle. Auch Kontrakte wegen Lieferungen, Arrenden u. dergl. erfodern eine ſolche Sicherheitsakte. Krongüter oder Arrenden werden hernach den Pachtern durch eine beſondere Kommiſſion von dem Niederland- oder Kreisgericht förmlich angewieſen, und den Bauern in Gegenwart der Gerichtsperſonen der Huldigungeid abgenommen. Die Poſchlin iſt eine Abgabe von 5 pro Cent, die der Käufer eines Gutes oder Hauſes der Krone entrichten muß. So oft nämlich ein Gut, Grundſtück oder Haus verkauft wird, (nicht aber wenn es durch Erbſchaft oder Teſtament ſeinen Beſitzer verändert,) nimmt die Krone 5 pro Cent vom Kaufſchilling, welche der Käufer und Verkäufer, jeder zur Hälfte, oder falls ſie mit einander anders übereingekommen ſind, ganz entrichten muß. Ehemals waren es 6 pro Cent; in der Gnadenukaſe aber, welche Katharina II. nach ihrer Zurückreiſe von Cherſon im Jahre 1787, bekannt machte, wurde das Poſchlingeld auf 5 pro Cent geſetzt. Sonſt waren viele Güter Mannlehn, und fielen nach erloſchenem männlichen Stamme, der Krone anheim. Katharina II. hob dieſes Recht auf, wodurch die Güter ungemein an Werthe gewannen. Der Adel erkannte das Edle und Grosmüthige dieſer Handlung, und zählet die Aufhebung der Mannlehne unter die vorzüglichſten Gnadenbezeugungen der Kaiſerin. Auch das Majoratsrecht, nach welchem

che-

ehemals die Güter blos dem älteſten Sohne des Hauſes zufielen, der ſeinen übrigen Geſchwiſtern einen Theil in baarem Gelde herauszahlte, hat in den neuern Zeiten ſehr viele Einſchränkungen erlitten, wodurch das Beſte der Töchter, die ſonſt immer zu kurz kamen, der Wohlſtand und das Gleichgewicht in dem Familien gar ſehr iſt befördert worden.

Die Bewirthſchaftung, Oekonomie und innere Haushaltung der adlichen Güter hat in Vergleich mit der im Auslande viel Beſonderes. Manches hieher Gehörige iſt ſchon bei der Darſtellung der Landwirthſchaft der Bauern vorgekommen. Der Edelmann macht ſeine Hofsfelder ſo gros oder ſo klein als er will, daher ſie das eine Jahr, wenn er eben viel Küttis und Rhödung hat brennen laſſen, größer ſind als das andere, wenn er jenes unterlaſſen, oder nur wenig neues Land gemacht hat. Dieſe willkührliche Vergrößerung der Hofsfelder erfodert nothwendig mehr Arbeitstage und macht den Frohndienſt der Bauern drückender, denn nun läßt der Herr jedem Wirthe hundert Quadratklaftern mehr zum Pflügen einmeſſen, weil kein Geſetz da iſt, welches das Verhältniß der Hofsfelder zu der Bauerſchaft und den Kräften der Anſpanne beſtimmt. Ueberdies legt er auch wohl noch Hoflagen und kleine Nebengüter an, deren Felder ebenfalls beſtellt, beſäet und geärndtet ſeyn wollen, ohne

daß

daß die arbeitenden Hände ſich vermehren. Nach einigen Jahren werden die Felder derſelben abermals erweitert, und den Bauern aufs neue eingegemeſſen. So vergrößert der Hof immerfort ſeine Ländereien, ſeine Ausſaat, ſeinen Viehſtand, ſeine Einkünfte, und der Bauer iſt das Laſtthier, welches alles das trägt, bearbeitet und — darüber zum Krüppel wird. Dabei ſind noch überdies nach Willkühr den Bauern ihre Geld und Naturalabgaben beſtimmt, die Tage zum Branntweinbrennen, zu ungemeſſenen Frohnfahren u. ſ. w. Viele Gutsherrn, welche einen großen Theil des Jahrs in der Stadt leben, und nahe liegende Landgüter beſitzen, genießen davon beträchtliche ökonomiſche Vortheile, laſſen ſich Holz, Heu und Hafer, Eier, Butter, Wild, Kälber, Schaafe, Geflügel ꝛc. in die Stadt kommen, theils zum Verkaufe, theils zum eignen Verbrauche; des allgemeinen Vortheils von allen Gütern, durch dieſelben leibeigenes Geſinde zu bekommen, nicht zu gedenken. Ein fleißiger Landwirth hat dabei genug zu thun, auch wenn er nur die Oberaufſicht führt und ſich nicht um das Detail bekümmert. Beſtändig hat er ſich von ſeinen Wirthſchaftsbeamten Rechnung und Rapport abſtatten zu laſſen, er muß auf ſeinem Gute, im Gebiete, in den Dörfern herumfahren, die Hoflagen beſuchen, Bauernſtreitigkeiten ſchlichten, Meſſungen vornehmen, u. ſ. f.

Seit

Seit einigen Jahren fangen einzelne jüngere Gütherbesitzer an, die Wirthschaft mit großen Vortheilen nach neuern Grundsätzen zu betreiben, besonders thun dies einige Prediger, denen viele Nachfolger zu wünschen sind, weil sich hier alle Veränderungen um so leichter bewirken lassen, indem ausser den Vorurtheilen der Bauern, (welche letztern ja gezwungen werden können,) keine weitern Hindernisse zu bekämpfen sind, da es keine Triften und Gemeinhütungen, so wenig als Brachgerechtsame giebt, und jeder Herr mit seinen Feldern und Ländereien nach seinem Gefallen schalten kann. Da viele Edelleute mehr als ein Gut haben, so halten sie auf jedem einen Verwalter oder Amtmann, der Vollmacht hat, nach eignen Einsichten die Vorschriften des Herren in Ausführung zu bringen, die Bauern kleiner Vergehungen wegen zu bestrafen, den Branntweinsbrand zu besorgen u. s. f. Auch werden auf manchen Hoflagen dergleichen Aufseher angestellt, wenn sie zu weit entfernt sind; gemeiniglich hat sie aber der Amtmann des Hauptgutes zu verwalten.

Was insbesondere die **Anlegung einer neuen Hoflage** betrift, so kann sie ein Grundherr aus mancherlei Ursachen für nöthig finden; entweder um seine Felder und Einkünfte zu vergrößern, einen größern Viehstand zu halten, für einen seiner Söhne ein Etablissement zu machen

chen u. ſ. w. Manche tragen beinahe ſo viel ein, wie das Hauptgut, zumal wenn vielleicht eine Holländerei daſelbſt angelegt iſt, d. h. ein abgeſonderter Viehſtand, wo 100 bis 200 Kühe gehalten werden, die an einen Deutſchen verpachtet ſind, der bisweilen 5 Rubel für das Stück Pacht giebt. Nur iſt es ein Verderb für das Hauptgut, wenn bei der Anlage eines ſolchen kleinen Nebengutes ein ganzes Dorf geſprengt, und ordentliche Bauern wider ihren Willen auf ſchlechte und gar zu wüſte Stellen verſetzt werden. Es gehet mit den verſetzten Bauern nicht allezeit nach Wunſche; ſie arbeiten mit Verdruß und Unwillen und kommen mehrentheils ganz herunter. Hierzu kommt noch, daß das aus einem geſprengten Dorfe errichtete Hoflager in der Haakenzahl bei der Reviſion mit berechnet wird, und alle Onera, als Naturallieferungen an Heu, Korn, Fourage, Zollkorn, Wegebeſſerung und Brückenbau ꝛc. mit tragen muß, wodurch das Gut in der That beläſtigt wird, indem die verſetzten Bauern noch beſonders in Anſchlag kommen. Hieraus iſt begreiflich, wie ein an Haaken größeres Gut weniger Arbeiter haben kann, als ein weit kleineres; ingleichen warum zwei Gebiete von gleicher Größe ganz ungleiche Onera tragen. Als weit klügere Wirthe beweiſen ſich die, welche ihre Hoflager in Wäldern und auf wüſten Plätzen anlegen. Die abgehauenen Bäume dienen zum

Bau

Werkſätze, die Zweige und das Geſträuch deſſelben zu Küttis und Rhödungen, und der gewonnene Platz zu neuen Feldern. Sümpfe und Moräſte werden ſo ausgetrocknet, durch den lichtgemachten, ausgehauenen Wald wirken Luft und Sonne freier, fettes Ackerland hebt ſich empor, das ſeit der Schöpfung von der Natur mit Blättern und Gras gedünget war, und trägt zwanzigfältige Früchte. Mancher Gutsherr wünſcht eine ſolche kleine Meierei in der Nähe ſeines Hauptgutes, beim Hofe zu haben. Der Major von B . . . . . f benutzte dazu die großen Buſchländer bei einigen Dörfern, ließ ſie aushauen und ſchenkte dagegen ſeinen Bauern einige kleine Abgaben und Frohnen. Sie waren damit ſehr zufrieden. Viele Dörfer müſſen ſich ganz ohne Buſchländer behelfen, und die Zukunft wird bei der wachſenden Menſchenzahl ohnehin lehren, die vielen Buſchländer in Bruſtäcker und neue Dörfer zu verwandeln. Viele Gutsbeſitzer und Prediger vergrößern ohne Noth und ſichtbarem Gewinn ihrem Hofsfelder und Ausſaat. Lieber mehr Dünger auf die Aecker gefahren und ſie ſorgfältiger bearbeitet, dies würde bei kleinern Feldern von größerem Nutzen ſeyn, und die Beſitzer derſelben völlig ſchadlos gegen weitläuftigere Ländereien halten. Es kömmt nicht immer auf die Größe und Zahl an, ſondern auf die Güte und den reichern Ertrag.

Gär-

Gärten findet man bei einem jeden Edelhofe und Paſtorate mehrere, ſowohl Baum- und Küchen- als Luſt- und Prachtgärten. Im Ganzen ſind aber der Gartenbau und die Obſtzucht noch lange nicht auf den Grade von Vollkommenheit gebracht, auf den ſie bei mehrerem Fleiß und Aufmerkſamkeit gebracht werden könnten. Zwar kann die Gärtnerei und Gartenkunſt im Norden nicht dieſelbe ſeyn, wie ſie es in Süden iſt, weil der Menſch im Norden nicht dieſelben Bedürfniſſe, noch eben dieſelbe Natur hat wie im Süden; aber verähnlichen laſſen ſich doch beide mit einander. Prachtgärten ſiehet man daher in Ehſtland nur ſparſam. Die Zeit des vergnügenden Genuſſes iſt bei den langen Wintern zu kurz, die Anlage und Unterhaltung wegen der vielen Arbeit koſtbar, der Mangel an geſchickten Gärtnern groß, und oft raubt ein einziger harter Winter nebſt dem Vergnügen, vieler Jahre Mühe und Koſten. In Peuth, einem jezt dem Major v. Maydell gehörigen Gute, befand ſich unter der Orangerie im Treibhauſe ein kleiner Pfirſiſch- und Aprikoſenbaum, eine Weinrebe, (eine große Seltenheit!) ein drei Fuß hoher wälſcher Nußbaum, alle in hölzernen oder töpfernen Gefäßen. Auf Groswerder ſahe ich ein Zweiſchchenbäumchen mit 18 blauen reifen Pflaumen, das man in einem Topfe aus dem Kern gezogen hatte, und als eine ſeltene Merkwürdigkeit zeigte. Im Freien kommen dergleichen Gewächſe gar nicht fort, weil der erſte Winter ſie tödten würde.

würde. Buchsbaum, Roſen, Kirſchen, Pflaumen, Aepfel, Birnen und alle Arten von Beeren kommen recht gut fort, ja in Treibhäuſern ziehet man ſogar Ananas, Artiſchocken, und in Miſtbeeten Melonen und Arbuſen in Menge, ſo daß ich ſie da häufiger als in Deutſchland gegeſſen habe. Allein es muß alles ſehr in Acht genommen, und die Treibhäuſer, worin Ananas und Artiſchocken gezogen werden ſollen, müſſen ſogar im Sommer an kühlen Tagen geheitzt werden. Auf den Gütern reicher Edelleute ſiehet man freilich auch prächtige Gärten im Engliſchen, Holländiſchen und Franzöſiſchen Geſchmacke, mit Blumenbeeten, Orangerie, Rabaten mit Buxbaum eingefaßt, Irrgängen, Alleen, Teichen, Inſeln, Kanälen, Boskeden u. ſ. w. ja längſt den Wänden ſogar Aprikoſen- und Pfirſiſchbäume mit Früchten, und — o Wunder! tragbare Weinſtöcke. Allein im Winter ſtehen ſie entweder hinter Glasfenſtern und werden erwärmt, oder man hebt ſie im Herbſte aus und bringt ſie ins Gewächshaus. Welche Mühe, Koſten und Aufwand! Wer dieſe ſcheut, unterläßt dergleichen prächtige und koſtſpielige Liebhabereien, und legt ſich dafür lieber einen Obſtgarten an, an welchen es im Lande immer noch fehlt.

Mit Vergnügen erinnere ich mich der beiden ſchönen Gärten in Neu-Oberpahlen und Alſama, jener, dem Kammerherren von Lilien-

feld, dieſer, dem Baron v. Roſenthal gehörig. Vor dem Garten in Neu-Oberpahlen fließt ein breiter anſehnlicher Fluß, der eine kleine niedliche Inſel bildet, auf welcher Lindengänge, Laubwege, freie runde Plätze, deren Decke der blaue Himmel iſt, Ruheplätze mit Sitzen, kleine rieſelnde Bäche, welche mit buntgemahlten Chineſiſchen Brücken geziert waren, ſchattichte Wildniſſe, ein Kegelſpiel und ein Fiſchteich angebracht ſind. Von dieſer Inſel geht man über einen Arm des Fluſſes in den Garten, der durch ſeine künſtlich angelegten Spaziergänge und Lauben, Grasplätze, Blumenreviere, Orangeriepartien, Birken, Tannen und andere hieſige Bäume und Geſträuche jeden Vorübergehenden hineinlockt. In den Dickichten ſind mancherlei Singvögel, die wie in einer Wildniß durch einander fliegen, ſich Neſter bauen und mit ihrem Geſange und Flattern Ohren und Augen erfreuen. Ich ward mehrmals von dem Gärtner und dem gefälligen Beſitzer ſelbſt, mit meinen Bekannten in das Treibhaus geführt, wo ich die Ananas Blätter treiben, den Mandelbaum blühen, und Erbſen und Bohnen ſchon im May entlaubt ſahe. Gewöhnliche Orangerie iſt in Menge da, zum Theil ſehr dicke Bäume. Den Saal im Gartenhauſe zieren fünf große Büſten römiſcher und Griechiſcher Weltweiſen. — Den Allamaſchen Garten beſuchte ich gewöhnlich auf Pfingſten mit einem Freunde St....r. Er iſt ein im Engliſchen Geſchmack angelegter Park, liegt an der Per-

nau

nauiſch-Oeſelſchen Bürgers und ſteht jedermann offen. Nahe dabei iſt ein hölzernes Haus erbaut, in welchem die getrennt lebende Gemahlin des Barons ganz allein mit einem Paar leibeigener Mädchen wohnt. Die ganze Anlage macht ihrem Beſitzer und deſſen Geſchmacke Ehre. Man ſieht hin und wieder noch Poſtamente von Stein, auf welchen weiland Statüen geſtanden haben, die aber von einigen fanatiſchen Bauern, welche ſie für Ueberreſte heidniſcher Abgötterei hielten, zerſchlagen worden ſind. Auf einigen freien Raſenplätzen ſtehen allerlei Arten von Schaukeln, dahin ſich zu allen Zeiten, als wie auf einen allgemeinen Tummelplatz und magiſchen Kreis, allerlei Menſchen einfinden, und ſich hoch in die Luft in verſchiedenen Rotationen ſchwingen. Das Gartenhaus liegt nicht weit von einem plätſchernden Bäche in einem heiligen Dunkel, zwiſchen Tannen und Ahornbäumen, auf denen ſich das Chor der Vögel wieget, die durch ihren Geſang das Herz zu frohen Empfindungen ſtimmen. Es ſind in dieſem Parke Dickichte, in welche ſeit der Schöpfung noch kein Beil gedrungen zu ſeyn ſcheint, denn ich ſah Bäume in demſelben, welche im Umkreis nach genauer Meſſung 9 Schuh hatten, und hoch wie Schiffsmaſten gen Himmel reichten. Nicht weit davon nahe beim Gute Roſenthal, liegt ein kleines Höfchen, oder eine Meierei, Johannishof, ebenfalls demſelben Beſitzer gehörig, wo auch ein niedlicher Luſtgarten angelegt iſt.

An nutzbaren großen Obſtgärten iſt noch ein ziemlicher Mangel. Die Vorfahren haben zu wenig dafür geſorgt, und die Nachkommen folgen ihnen hierin ruhig nach. Sie verſchreiben das Obſt lieber aus Lübeck, weil dies weit bequemer iſt. Einige junge Landwirthe haben indeſſen ſeit ohngefähr 10 Jahren ſich mehr auf die Baumzucht und Obſtkultur, vornämlich inländiſcher Arten, gelegt, und viele Sorten in Kernen auch aus Deutſchland mitgebracht. Freilich rauben harte Winter manchen ſchönen Baum, aber es bleiben doch die meiſten, ſelbſt für die Nachwelt ſtehen. Die Arbeit bei der Anlage iſt weniger koſtbar und zeitfreſſend als bei Prachtgärten, und gemeiniglich leichter als man es ſich vorſtellt. Aber ſie lohnt reichlich, man berechne entweder das Vergnügen bei dem Genuße des Obſtes, oder den Nutzen deſſelben im Hauſe, oder den Preis, für welchen es verkauft wird, und die Theurung des ausländiſchen mit Schiffen eingebrachten, ſowohl friſchen als getrockneten Obſtes. Um aber zu einem guten Obſtgarten zu kommen, muß man eine reiche Baumſchule haben. Ausländiſche Stämme, wie ſie die Schiffer oder Bambergiſchen Gärtner einbringen, gedeihen in dem rauhen Klima ſelten; aber was im Lande ſelbſt erzogen worden iſt, hält die Witterung eher aus. Deswegen ſollte man auch die jungen Bäume eher gegen die Haſen und Mäuſe, als wider die Kälte verwahren. In den Wäldern findet man zwar hin und

wieder wilde Aepfel- und Birnſtämme, aber ſie ſind mühſam zu ſuchen, und bei hohem Waſſer im Frühjahre gar nicht zu erreichen. Ueberdies will man bemerkt haben, daß die Früchte von gepfropften wilden Stämmen immer einen wilden, herben Geſchmack an ſich behalten. Durch die Kernen gelangt man aber am ſicherſten zu einer guten Baumſchule, welche anzulegen und zu pflegen für Liebhaber etwas Leichtes iſt. — Kohl- und Wurzelgärten ſind in Ehſtland, doch weniger bei den Bauern als an Höfen, die gewöhnlichſten, und man kann ſie mehrere Jahre hinter einander fruchtbar erhalten. Zu wünſchen wäre nur, daß die Herren ihre Bauern zur fleißigern Kultur des Obſtes, Kohls, der Rüben und Kartoffeln, überhaupt der Gemüße, anhielten, denn nur ſelten ſiehet man einen Bauernhof mit einem Garten. Die fleißige Ruſſiſche Nation iſt hierin weit betriebſamer. Sie treibt faſt ausſchließlich die Küchengärtnerei, und benutzt beſonders bei den Städten jedes Fleck, jeden wüſten Platz, jeden Ort, der durch Schutt ausgefüllt iſt, und bepflanzt ihn mit Bäumen und Gemüſen aller Art. Sie zeigen hierin vorzüglichen Fleiß und Geſchicklichkeit, ſo daß ſie die Beete ſo geſchickt zu ebnen wiſſen, als wenn ſie nach der Setzwage wären bearbeitet worden. Sie ziehen den ſchönſten Spargel, die herrlichſten Melonen, Gurken und Arbuſen. Die Ehſten hingegen mögen ſich nicht die Mühe nehmen, und werden auch von ihren Herren nicht dazu aufgemuntert, ſo groß auch hieraus der Nutzen für

dieſe

dieſe, ihre Bauern und das ganze Land wäre. In Kurland wird viel Cyder und Obſteſſig gemacht, in Ehſtland wenig, in Liefland gar nicht.

Der Adel ſowohl in Lief- als Ehſtland hat das ausſchließliche Recht, Branteweinbrennereien, Bierbrauereien, Krüge und Wirths-häuſer zu halten, welches in vielen andern Ländern, und ſelbſt in mehrern Provinzen des Ruſſiſchen Reichs Regalien ſind. Ich habe an mehrern Orten von dem grundverderblichen Uebel des Brantewein-brennens geredet, und gezeigt, daß es ein wahres Glück für das Land ſeyn würde, wenn dem Adel das Privilegium der Branntweinbrennerei abgenommen würde. Bisher hat ihn die Krone in dieſem Rechte ſo wenig als in der Bier- und Branntweinſchenkerei eingeſchränkt, aber doch vorläufig bedrohet, den Herren dieſes Privilegium ſammt und ſonders abzunehmen, wofern ſie nicht unterlieſſen, mit Brantewein einen Schleichhandel in die übrigen Ruſſiſchen Provinzen zu treiben. Da es aber leicht geſchehen kann, daß irgend ein einzelner gewinnſüchtiger Edelmann dieſes Verbot aufs Neue übertritt, und die Krone auf eine ſolche Gelegenheit, die Privilegien des Adels zu ſchmälern, ſehr aufmerkſam iſt; ſo kann es leicht kommen, daß bei einiger Unvorſichtigkeit der geſammte Adel die Vortheile der Branntewein- und Bierſchenken über lang oder kurz verlieren werde. Es iſt dies ein ſehr einträglicher Zweig ihrer Revenüen, indem manches Gut, das viele Hofs- Stra-

ſen= und Kirchenkrüge hat, und [illegible] Rubel jährlich daraus zieht. Es war daher kein geringer Schrecken, als 1790 das Gerücht ſich verbreitete, der Adel ſolle die Krüge verliehren, das hieſſe, ihm ſollte eine der vorzüglichſten Geldquellen verſtopft werden. In Rußland darf kein Edelmann zum Verſchenken Branntwein brennen; weil aber doch da auch viel getrunken wird, ſo unternehmen viele Lief- und Ehſtländer von Adel jährlich die Kontrakte zu Branntweinslieferungen nach Rußland, vorzüglich zur Flotte und fürs Militär, von mehrern tauſend Fäſſern, wodurch nicht nur eine Getraidetheurung, ſondern auch wirklicher Mangel im Lande ſelbſt entſtehen kann. Wer die Kontrakte nicht hält, gegen den wird auf das ſchärfſte verfahren. — Daß auf ſehr vielen Höfen vortreffliches Bier, das dem Engliſchen nahe kommt, gebrauet wird, glaube ich ſchon geſagt zu haben.

Eine Beſchreibung von einem hieſigen Gute und deſſen ökonomiſchen Einrichtung oder Hofhaltung, iſt hier wohl nicht am unrechten Orte. Ich nehme ſie von dem Landgute des Barons Cl. her, auf dem ich mich eine ziemlich geraume Zeit aufgehalten habe; denn wenn man eins kennt, ſo kennt man ſie alle, weil die Hofswirthſchaft faſt auf allen dieſelbe iſt. Unter einem Ehſtländiſchen Edelhofe muß man ſich nicht immer ein ſolches Schloß denken, wie die meiſten deutſchen Ritterſitze ſind, mit Graben, Mauern, Thoren und zwei

bis

bis drei Stockwerke hoch. Die meiſten Wohnhäuſer der hieſigen Adlichen ſind gemeiniglich nur ein Stock hoch. Und dieſe Bauart erfodert das hieſige Klima, denn Zimmer in der zweiten Etage ſind im ſtrengen Winter beinahe nicht zu heitzen, wegen der durchdringenden Kälte und der kalten, rauhen Nordwinde; noch weniger würden ſie im dritten Stockwerke zu erwärmen ſeyn. Doch giebt es auch hier und da Gebäude, die zwei Etagen hoch ſind. Die Nebengebäude, Stallungen, Waſchhäuſer, Branteweinbrennerei, ſind dieſelben wie in Deutſchland, mit dem Unterſchiede, daß man noch ein beſonders Kornmagazin oder eine ſogenannte Kleete und Herbergen hat, in welcher letztern der Schneider, Weber, Koch, Tiſchler, Gärtner, die Bedienten, u. ſ. f. bisweilen auch der Hofmeiſter, wohnen. Denn weil die Güter oft 12 bis 15 Meilen von der Stadt entfernt ſind, ſo iſt es ein Bedürfniß, alle dergleichen Leute, mehrentheils Leibeigene, in der Nähe zu haben. Daher findet man auf jedem Gute einen Schmidt, Schreiner, Böttcher, Koch, Schuſter, Schneider, Weber, und dann noch einen Amtmann oder Inſpektor, (Diſponenten, Verwalter,) der zugleich den Juſtitiarius mit vorſtellt; desgleichen einen Kubjas und Wachtkerl, ſo wie einen oder zwei Hüter. Die vier letzten Benennungen bedürfen einer Erklärung. Amtmann bedeutet hier nicht das, was dieſe Stelle in Deutſchland heißt. In Ehſtland iſt der Amtmann, das, was auf einem deutſchen Gute der Verwalter iſt

der

der die Aufſicht über die ganze Landwirthſchaft hat, die Beſtellung der Aecker und Wieſen beſorgt, die Wartung der Schafe und Kühe, ein Branntweinbrennerei, (welche man im ganzen Lande die Branntweinsküche nennt, vom Branntewein kochen,) die Beſtellung und Anordnung der Arbeiter, mit einem Worte, alles das unter ſich hat, was zum Gros der Oekonomie gehört. Mit ihm ſteht in genauer Verbindung der Kubjas. Dieſes Ehſtniſche Wort heißt einen Aufſeher bei den Frohndienſten, und bedeutet ohngefähr das, was in Sachſen der Vogt, Schulze oder Heimbürge, zugleich aber auch der Flurſchütze iſt. Er hat die Aufſicht über die ſämmtlichen Bauern, welche unter das Gebiet gehören, beſonders über die Arbeiter auf dem Felde. Er ſelbſt iſt ein Erbkerl, kann aber nur unmittelbar vom Gutsherrn oder deſſen Amtmann gezüchtiget werden, da hingegen er die Macht hat, faule oder ungehorſame Bauern bis zu einem gewiſſen Maas, das er nicht überſchreiten darf, und welches ihm von dem Herrn vorgeſchrieben iſt, zu ſchlagen. Wöchentlich zwei bis dreimal ſtattet er zugleich mit dem Amtmanne dem Herrn von dem, was vorgefallen iſt, Rapport ab, und erwartet dabei neue Befehle. Er muß auch die Bauern, welche Frohndienſte für den Hof thun, die nach der Stadt fahren, Branntewein brennen ꝛc. ſollen; beſtellen; kurz er hat das Amt eines Schulzen und Flurwächters zugleich. Unter ihm ſtehet der Schilter, gemeiniglich der Aufſeher über die Arbeiter zu Fuß,

der dann, wenn jener abwesend oder krank iſt, oder mit ſeinen Geſchäften nicht hinreichen kann, deſſen Stelle vertreten muß. Man unterſcheidet dabei noch den Hofkubjas von dem Dorfkubjas, welcher letztere beſonders in den Dörfern auf Ordnung und Ruhe zu ſehen hat, Schlägereien, Streitigkeiten unter den Bauern anzeigen muß, und über die öffentliche Sicherheit des Gebiets wacht. Der Wachtkerl iſt ein Bauer, welcher an dem Hofe ſeines Herrn die allerniedrigſten und beſchwerlichſten Dienſte verrichten muß. Er iſt gewiſſermaßen der Tag- und Nachtwächter, aber nicht völlig daſſelbe, denn er iſt blos bei Hofe, und geht des Nachts auch nicht herum. Eigentliche Nachtwächter giebt es im ganzen Lande nicht, auſſer in den Städten; ſie ſind auch bei der allgemeinen öffentlichen Sicherheit nicht nöthig. Der Wachtkerl beſorgt das Auf- und Zuſchließen der Thüren, das Oeffnen und Zumachen der Fenſterladen, (welche man aber ſelten hat,) das Heitzen der Stuben, und die ganze Huth des Haußes. Dabei hat er noch die Geſchäfte eines Waſſerträgers, Zuchtmeiſters und Ruthengebers, muß das Holz ſpalten und hereintragen, ſogar auch die Schornſteine und Abtritte fegen. Hüter endlich nennt man hier unſre deutſchen Viehhirten, welcher Ausdruck in Ehſtland ganz ungewöhnlich iſt. Sie werden aus den Dörfern genommen, und wechſeln allwöchentlich. Ein anderer hütet die Kühe, ein anderer die Schaafe, ein ande-

rer

ter treibt die Heerde auf die Weide. Der Buſch=wächter, iſt der Waldaufſeher, ebenfalls ein Leib=eigener. Er hat beſonders auf die Holzdiebe, der=gleichen alle Bauern ſind, ein wachſames Auge zu haben. Die bei Kronwäldern angeſtellten Deutſchen nennt man Waldförſter, obgleich die Forſtwiſſenſchaft ihnen ſo fremd iſt als das Arabiſche.

Das Volk, d. h. die ſämmtlichen Hofsleute, eſſen des Tags gewöhnlich dreimal, früh um acht, Nach=mittags um zwei und Abends um ſieben Uhr. Die Art, wie ſie zum Eſſen, welches in grober Haus=mannskoſt, gemeiniglich in Kohlſuppen, Ström=lingen und Schwediſchen Heeringen beſteht, gerufen werden, iſt auch ganz eigenthümlich. Faſt mitten auf dem Hofe oder an der Mauer ſteht eine Stella=ſche, die aus zwei etwa vier Schritte von einander entfernten hölzernen Gabeln beſteht. Auf dieſen liegt queer über eine Stange, an deren beiden Enden zwei Stricke ein Bret halten, das frei hängt. An dieſes Bret ſchlägt um die beſtimmte Stunde das Küchenmädchen, etwa ſo lange, daß man hundert Schläge zählen kann. Sie braucht dazu zwei höl=zerne Klöppel; und dieſe ſeltſame Erfindung ſoll ei=ne Glocke vorſtellen. Auf vielen Gütern hängt auch wirklich unter einem Geſtelle eine Glocke, welche zum Eſſen fürs Volk geläutet wird. Vor der Erfindung der Glocken berief man überall die Leute durch das Anſchlagen an gewiſſe Breter ſelbſt zum Gottesdienſte zuſammen: dieſer Gebrauch hat ſich noch in Lief= und

Ehſt=

Ehſtland fort erſch[illegible], zu [illegible] Zuſammenrufen des Hofsgeſindes [illegible] an ſol-che freihängende [illegible]. — [illegible] täglich dreimalige [illegible] gewohnt wurde, war es mir ein höchſt unangenehmer und widriger [illegible]: man ge-wöhnt ſich aber mit der Zeit auch an das Unange-nehme. Daß jedes Gut ſeine Badſtube hat, in der ſich ſowohl die Herrſchaft als das Geſinde im Som-mer und Winter alle Woche einmal badet, habe ich bereits angeführt. Von beſonderer Manier, und von der deutſchen verſchieden, iſt auch die hieſige Art zu waſchen. Denn auſſerdem, daß man bei uns die ſchwarze Wäſche brühet, in Seifenwaſſer einweicht und ſie dann mit einem Stücke Seife zwiſchen den Händen reibt und ausringt, wird ſie hier noch be-ſonders auf eine Bank gelegt, mit Seifenwaſſer be-goſſen und mit einem Schlägel derb geſchlagen. Dies geſchieht auch mit Linnen, das auf der Bleiche iſt. Dadurch wird nun zwar die Wäſche reiner und wei-cher, aber auch äuſſerſt verdorben, wozu noch dieſes kommt, daß man ihr nicht hinlängliche Stärke giebt, wodurch ſie nach dem Rollen ſo weich und mürbe wie Zunder wird, aber auch eben ſo leicht wie dieſer zerreißt. Auf allen Gütern geſchieht dies zwar nicht, denn es wird meiſtens ſehr gut gewaſchen, aber auf vielen, wo man es nicht beſſer verſteht. —

Soll ein Gut verkauft werden, ſo wird es vor-her im Intelligenzblatte gerichtlich oder aus freier Hand bekannt gemacht, die Bedingungen, Einkünf-

te,

ter treibt die Heerde auf die Weide. Der Buschwächter ist der Holzaufseher, ebenfalls ein Leibeigner. Er hat besonders auf die Holzungen, deren Hüter alle Bauern sind, ein wachsames Auge zu haben. Die bei Kronwäldern angeſtellten Buſchwächter nennt man Waldförſter, obgleich die Forſtwiſſenſchaft ihnen ſo fremd iſt als das Arabiſche.

Das Volk, d. h. die ſämmtlichen Hofleute, eſſen des Tags gewöhnlich dreimal, früh um acht, Nachmittags um zwei und Abends um ſieben Uhr. Die Art, wie ſie zum Eſſen, welches in grober Hausmannskoſt, gemeiniglich in Kohlſuppen, Strömlingen und Schwediſchen Heeringen beſteht, gerufen werden, iſt auch ganz eigenthümlich. Faſt mitten auf dem Hofe oder an der Mauer ſteht eine Stellaſche, die aus zwei etwa vier Schritte von einander entfernten hölzernen Gabeln beſteht. Auf dieſen liegt queer über eine Stange, an deren beiden Enden zwei Stricke ein Bret halten, das frei hängt. An dieſes Bret ſchlägt um die beſtimmte Stunde das Küchenmädchen, etwa ſo lange, daß man hundert Schläge zählen kann. Sie braucht dazu zwei hölzerne Klöppel; und dieſe ſeltſame Erfindung ſoll eine Glocke vorſtellen. Auf vielen Gütern hängt auch wirklich unter einem Geſtelle eine Glocke, welche zum Eſſen fürs Volk geläutet wird. Vor der Erfindung der Glocken berief man überall die Leute durch das Anſchlagen an gewiſſe Breter ſelbſt zum Gottesdienſte zuſammen: dieſer Gebrauch hat ſich noch in Lief- und

Ehſt-

Ehſtland fort [illegible], [illegible] [illegible]menrufen des Hofsgeſindes [illegible] [illegible] durch das [illegible] an ſelſche freihängende [illegible]. — Ehe ich daher täglich dreimalige [illegible] gewohnt wurde, war es mir ein höchſt unangenehmer und widriger [illegible]; man gewöhnt ſich aber mit der Zeit auch an das Unangenehme. Daß jedes Gut ſeine Badſtube hat, in der ſich ſowohl die Herrſchaft als das Geſinde im Sommer und Winter alle Woche einmal badet, habe ich bereits angeführt. Von beſonderer Manier, und von der deutſchen verſchieden, iſt auch die hieſige Art zu waſchen. Denn auſſerdem, daß man bei uns die ſchwarze Wäſche brühet, in Seifenwaſſer einweicht und ſie dann mit einem Stücke Seife zwiſchen den Händen reibt und ausringt, wird ſie hier noch beſonders auf eine Bank gelegt, mit Seifenwaſſer begoſſen und mit einem Schläzel derb geſchlagen. Dies geſchieht auch mit Linnen, das auf der Bleiche iſt. Dadurch wird nun zwar die Wäſche reiner und weicher, aber auch äuſſerſt verdorben, wozu noch dieſes kommt, daß man ihr nicht hinlängliche Stärke giebt, wodurch ſie nach dem Rollen ſo weich und mürbe wie Zunder wird, aber auch eben ſo leicht wie dieſer zerreißt. Auf allen Gütern geſchieht dies zwar nicht, denn es wird meiſtens ſehr gut gewaſchen, aber auf vielen, wo man es nicht beſſer verſteht. —

Soll ein Gut verkauft werden, ſo wird es vorher im Intelligenzblatte gerichtlich oder aus freier Hand bekannt gemacht, die Bedingungen, Einkünf-

te,

[illegible]) [illegible] Abschuß [illegible] gemacht, [illegible] Liebhaber und [illegible] Ich [illegible] noch [illegible] Beschreibung eines Gutes, [illegible] öffentlichen Anschlage eben zu [illegible] kommt, hersetzen.

Beschreibung des Guts Kattentak, und des [illegible] Keßmo mit Appertinenzien.

„1) Dieses Gut iſt ein altes Allodial, und hält „nach der letzten Reviſion mit erwähntem Stranddorfe „Keßmo jetzo $30\frac{3}{5}$ Ehſtländiſche Haaken, hat aber „in vorigen Zeiten $42\frac{5}{8}$ Haaken gehalten. 2) Weide „und Heuſchläge hat es hinlänglich. Gewöhnlich wer„den 800 Fuder Heu, oder 2400 Grieſten geärndtet. „(Die ehſtländiſchen Fuder ſind nicht ſo groß wie die „deutſchen, da ſie auf den kleinen niedrigen Wagen „eingefahren werden, die ich vorher beſchrieben habe; „ein Grieſt aber iſt eine Heuflechte, ein doppelt zu„ſammengedreheter Heuwulſt oder ein Bund Heu, das „20 Pfund wiegen muß, alſo der fünfte Theil von ei„nem Centner. Das meiſte Heu wird nach Grieſten „verkauft.) 3) An Bau- und Brennholz hat es ei„nen Ueberfluß, ſowohl in dem Keßmoſchen als Sur„roſchen Walde, wo es laut Urthel und Recht das un„gehinderte jus lignandi exercirt. 4) Zwei Krüge „liegen an der St. Petersburger Straße, und es [illegible]

„nen

„nen mehrere [illegible] werden. 5) [illegible] Waſ-
„ſer= und eine holländiſche Windmühle [illegible]
„6) Ein ſehr bequemes Wohnhaus, [illegible]
„bäude und einen ſchönen Garten. [illegible]
„baren Erdboden, deſſen Ausſaat in 200 Tonnen Win-
„terkorn und 150 Tonnen Sommerkorn beſteht.**)
„8) Arbeitstage der Bauern ſind 254 mit An-
„ſpanne, und 261 zu Fuß, zahlen an Gerechtigkeit,
„(d. i. jährlichen Abgaben in Naturalien,) 132 Ton-
„nen Roggen und 132 Tonnen Gerſte, 90 Tonnen
„Hafer.***) Auſſerdem an Zollkorn****) 44 Ton-
„nen Roggen und 44 Tonnen Gerſte. Uebrigens be-
„finden ſich die mehreſten Bauern in landesüblichem
„Zuſtande. (d. h. in ſehr kläglichen Umſtänden, denn
„der arme Bauer hat, was er hat, nicht für ſich,
„ſondern für ſeinen raubſüchtigen Erbherrn.)

„Das

*) Die Windmühlen ſind in Ehſtland häufiger als die Waſſermühlen.

**) Eine Tonne iſt 10 Metzen oder 2½ Scheffel Erfurtiſches Maaß. Es iſt das allgemeine Maaß bei trockenen Sachen.

***) Waizen wird wenig gebauet, daher auch die Bauern keinen abgeben.

****) Dasjenige Getraide, welches die Ehſtländiſchen Güterbeſitzer jährlich als eine Abgabe an die Krone entrichten müſſen.

„Das Stranddorf Kekmo nutzet die Einwiek Kas„parwiek, (einen Einbug der Oſtſee in das Land,) durch „den Handel, da ſich öfters große und viele Schiffe „in deſſen Hafen aufhalten und überwintern; beſon„ders durch ſeine Produkte an Holz, Ziegel und Theer, „welche es per mare transportirt, daher keine Abeits„tage, als nur im Garten, dort präſtiret werden. Zu „dem Inventario iſt beſtimmt, eine Brannteweinn„brennerei, täg ich ein Faß und die Brauerei. Ferner

„An Vieh	160 Stück	
„An Getraide	200 Tonnen	Roggen
— — —	12 —	Waizen
— — —	150 —	Gerſte
— — —	4 —	Leinſaamen
— — —	24 —	Malz
— — —	6 —	Erbſen
— — —	110 —	Hafer".

„Die genaueſten Conditiones ſind eins für Al„les überhaupt die Summe von 116000 Rubel „Silber-Münze. Die Poſchlin aber, (d. i. „die Abgabe von 5 pro Cent an die Krone) über„nimmt auſſer dieſer Summe der Käufer, u. ſ. w.

Noch etwas über die Art, wie die Verſtorbenen auf einem Gute behandelt werden. Stirbt einer von den Hofeleuten, der Erb iſt, ſo läßt der Gutsherr die Leiche auf ſeine Koſten begraben, es ſei ein Verheiratheter oder Unverheiratheter, ein Wohlhabenderer oder Aermerer. Dafür hat er aber auch das Recht, ſich alle ſeine Sachen zuzueignen, und es

ſtet

ſtehet ganz in ſeiner Willkühr, ob er den Hinterlaſſenen viel oder wenig, oder gar nichts geben will. Ich war einſt auf K. Augenzeuge von einer ſolchen Behandlungsart. Als der dortige Hofskubjas, ein Erbkerl, geſterben war, wurden ſeine wenigen Habſeligkeiten ſogleich verſiegelt, und zugleich mit der Leiche im Sarge, nach dem fünf Meilen davon entlegenen Hauptgute P. gebracht. In der Kreisſtadt Weſenberg, ½ Meile von P. wurde er begraben. Seine Kleidungsſtücke, Wäſche, Betten, Uhr, Silber, Linnen u. ſ. w. auch ſogar die Sachen ſeiner Frau, kurz alles, eignete ſich der Baron zu, theilte davon aus, was er wollte, als wenn es ſein Eigenthum wäre, verkaufte oder vertauſchte vieles, und ließ die Frau rein ausgeplündert davon gehen. Zur Rechtfertigung dieſes harten Verfahrens wurden die Schulden des Verſtorbenen vorgewendet; damit ſtimmte aber das Verſchenken ſo mancher Sachen nicht überein: und daß dem Weibe nichts gelaſſen wurde, dazu war der Grund, weil ſie eine Erzſäuferin und H. . . ſein ſollte.

Alle Sonntage von 11 bis 12 Uhr wird auf den meiſten Gütern, weil man aus Bequemlichkeit oder wegen Entlegenheit der Kirchen, den öffentlichen Gottesdienſt nur ſehr ſelten beſucht, der gewöhnliche häusliche Gottesdienſt gehalten, oder wie man ſich hier ausdrückt, die Predigt geleſen; und dies iſt das Geſchäft der Hofmeiſter. Vor 11 Uhr ſetzt ein Bedienter ein Tiſchchen mit einem Stuhle in die Mitte des

Zim-

Zimmers, auf welchem das Predigtbuch liegt. Gewöhnlich hat man Liebens, Hermes, Freireps, oder Roſenmüllers und Zollikofers Predigten. Erſt wird aus dem Halliſchen Geſangbuche, (jetzt aber aus dem neuen Revalſchen) ein Lied geſungen, das zehnte Mahl blos geleſen, ſodann folgt die Predigt, und darauf noch ein Lied. Oft begnügt man ſich auch nur mit der Predigt allein. Da wo kein Hauslehrer iſt, lieſt der Herr des Hauſes ſie gewöhnlich vor. — Das Hofgeſinde hält ſeinen Gottesdienſt beſonders in der Ehſtniſchen Sprache Morgens 8 oder 9 Uhr, wenn eben niemand von ihm zur Kirche gefahren iſt, und folglich alle zu Hauſe ſind. Da wird förmlich und aus voller Kehle geſungen, und der Schuſter oder Schneider, Koch ꝛc. lieſt die Predigt aus der Ehſtniſchen Poſtille. Beides hört ſich aber ſo höchſt widerlich zu, daß man die Ohren zuhalten, und ſich lieber zwanzig Schritte auſſerhalb als innerhalb der andächtigen Verſammlung wünſchen möchte.

Der Landtag des Adels und die Immatrikulation auf demſelben wird alle drei Jahre ausgeſchrieben und mehrentheils im December gehalten. Weil der Ehſtländiſche Adel ohnehin insgemein im Winters auf einige Zeit zur Stadt kommt, wohin ihn ſein Handel, ſeine Bedürfniſſe, ſeine Prozeſſe oder andere Angelegenheiten rufen;

ſo wird es ihm leicht, bei dem Landtage in Revel zu erſcheinen. Riga hingegen liegt am äuſſerſten Ende des Herzogthums; ein großer Theil des dahin gehörigen Adels hat dort keinen Verkehr; dieſem fällt die weite Reiſe koſtbar und beſchwerlich, daher ſein Ausbleiben vom Landtage Nachſicht verdienet. Mit dem Ausdrucke eines Landtags in Lief- oder Ehſtland darf man aber nicht den Begriff von einem Schwediſchen oder Sächſiſchen Landtage verbinden, denn hier heiſt das Wort weiter nichts, als die Zuſammenkunft des geſammten Adels in Riga oder Reval, daſelbſt neue Gerichtsherren zu wählen, neue Mitglieder in die Adelsmatrikel aufzunehmen, und über Vermehrung oder Verminderung der Leibeigenſchaft zu berathſchlagen. Zu einer andern Zeit wird er im Rigiſchen Gouvernement oder in Riga, und zu einer andern in Ehſtland oder in Reval gehalten. Von dem letztern rede ich hier. Er beſteht aus der ſämmtlichen Ritterſchaft der in jedem Gouvernement befindlichen Kreiſe, und währet aufs höchſte vier Wochen. Selten wird unter drei Jahren ein auſſerordentlicher Landtag gehalten, und nur, wenn höhere Befehle oder dringende Landesgelegenheiten ihn erheiſchen. Zuerſt wird die Genehmigung des Monarchen von dem Gouverneur geſucht, der darauf den Landtag durch gedruckte Bekanntmachungen im ganzen Lande ausſchreibt. Der Verſammlungsort iſt der Saal des Ritterſchaftshauſes auf dem Dome in Reval. Auf beiden Seiten ſtehen der Länge herab Tiſche und

Stüh-

Stühle oder Bänke. Auf der einen Seite ſitzen die Herren aus dem Wierländiſchen und Wiekſchen Kreiſe; auf der andern die aus dem Revalſchen, Jerwenſchen und Baltiſchportſchen. Oben an ſitzt der Gouverneur, dann folgt der Gouvernementsmarſchall, mit einem ſilbernen Stabe, die Kreismarſchälle, die Etats- (ſonſt Land) räthe, u. ſ. w. und dann der übrige Adel. Für die erſtern pflegt auch wohl ein beſonderes Zimmer eingeräumt zu werden. Der ganze feierliche Aktus geſchiehet etwa in folgender Ordnung: Erſtlich verſammeln ſich am angeſetzten Tage der Gouvernementsmarſchall mit den übrigen Marſchällen, die Landräthe und der geſamte Adel im Saale des Ritterſchaftshauſes. Sie ſehen die Verzeichniſſe des angekommenen Adels, welche ein Notar verfertigt, durch, melden ſodann dem Gouverneur durch eine aus dem Marſchall und zwei Etatsräthen beſtehende Deputation die Ankunft der Ritterſchaft, und machen ihm unter mancherlei Feierlichkeiten die Honneurs. Den folgenden Tag nimmt der Landtag ſeinen Anfang. Man verſammelt ſich im Ritterſchaftshauſe. Die Adlichen aus dem Kreiſe, aus welchen am letzten Landtage der Landmarſchall gewählt wurde, ſtellen ſich zur Rechten, die andern zur Linken, und dieſe Ordnung wird den ganzen Landtag hindurch bei behalten. Nun geht der Zug nach der Dohmkirche. Voraus zieht der Landmarſchall mit dem Stabe und andern Inſignien, ihm folgen die übrigen Marſchälle der Kreiſe,

die

die Etats = oder Landräthe, dann die Ritterſchaft und die übrigen Landſaſſen. In der Kirche wird eine den Umſtänden angemeſſene Predigt gehalten, muſizirt und geſungen. Eben ſo gehet der Zug wieder zurück auf das Ritterſchaftshaus, von da zum Gouverneur, wo der Gouvernementsmarſchall eine Anrede hält, und dann wieder ins Ritterſchaftshaus.

Ehe ich eine nähere Anzeige gebe, wie nun eigentlich der Landtag gehalten wird, will ich erſt von den mancherlei Geſchäften eines Gouvernements= oder Landmarſchalls reden. Er wird meiſtens alle drei Jahre auf jedem Landtage von neuen gewählt, doch bleibt es auch manchmal ein Mann von Anſehen, mit deſſen Dienſten man vorzüglich zufrieden iſt, ſechs Jahre und länger. Gehet dieſer ab; ſo hält er eine kurze Rede; — captui accommodatam, — und legt ſeinen Stab und Inſignien nieder, die nun dem Neuerwählten durch den älteſten Landrath überreicht werden. Dieſer hält gleichfalls eine Rede, und hat von jetzt an den Rang eines Oberſten bei der Armee. Seine Beſoldung beſteht in — 600 Rubeln, die, weil ſeine Gegenwart der mannichfaltigen Geſchäfte wegen oft in Reval erfodert wird, nicht weit reichen. Bei feierlichen Gelegenheiten unterſcheidet er ſich allemal durch den ſilbernen Stab und das ritterſchaftliche Wappen. Seine Vorträge thut er ſtehend, und wenn er in den Saal tritt, ſteht der ſämmt-

liche Adel vor ihm auf, da er denn ein Zeichen zum Sitzen giebt. Er empfiehlt die Wahl ſeines Nachfolgers, macht die Stunde bekannt, in welcher ſich der Adel verſammeln, und der Landtag eröfnet werden ſoll. So oft die Ritterſchaft auseinander geht, beſtimmt er die Stunde der Verſammlung auf den folgenden Tag. Er muß dabei auf die Beobachtung oder Nichtbeobachtung der Landtagsſchlüſſe ein wachſames Auge haben. Er hat die Rechnungen der Ritterſchaftlichen Klaſſe unter den Händen, ſo wie ihre Gelder, und auf ſeine Vorſtellung und Proteſtation kommt es an, ob etwas vorgenommen oder unterlaſſen werden ſoll obgleich ſeine Stimme allein ſelbſt nicht entſcheiden kann. —

Nachdem nun ſolchergeſtalt der ſämmtliche Adel in Saal wieder verſammelt iſt, ſo eröfnet der Marſchall die Seſſion mit einer kleinen Rede, und nunmehr nehmen die Verrichtungen ihren Anfang. Dieſe ſchränken ſich hauptſächlich auf folgende ſechs Punkte ein: 1) Die Beſetzung der obrigkeitlichen Aemter oder Gerichtsſtellen in den verſchiedenen Landesdikaſterien — bei weitem die wichtigſte Angelegenheit. 2) Die Wahl der Landräthe, (die aber unter Katharinens II. Regierung in Etatsräthe verwandelt wurden,) des Gouvernementsmarſchalls und der Kreismarſchälle. 3) Die Immatrikulirung in den Liefländiſchen Adel, oder die Aufnahme in die

Rit-

Ritterſchaft, die ehemals mit 200 Rubel bezahlt würde; jetzt aber beinahe noch einmal ſo hoch kommt. 4) Die Verpachtung der Ritterſchaftlichen Allgemeingüter, (vor der Einziehung derſelben, welche Paul I. wieder aufgehoben und den Landräthen zurückgegeben hat.) 5) Die Veränderungen der alten Rechte und Verfaſſung, und 6) die Beſtimmung neuer Auflagen, Bauernkonſtitution, Frohndienſte, Abgaben an den Hof, Strafen gegen Ungehorſame. Hierzu kommen noch mancherlei andere Nebenangelegenheiten; als z. B. Schulanſtalten, Poſtweſen, neue Vorſchläge in einem Kreiſe, öffentliche Bauten u. d. gl. Alles dies geſchieht meiſtens durch Ballotiren oder Stimmenſammeln; doch hat dabei der Spruch oder die Meinung des Adelsmarſchalls und der Landräthe ſtarken Einfluß. Ich würde daher die Wahlen durch das Ballotiren oder Kugelgreifen nie billigen, weil ſie Verheimlichungen begünſtigen, und dieſe verdeckte Art zu wählen gewiß mehr Uebel verurſachet als verhindert. Der Einfall des Ballotiren kann wohl nur daher entſtanden ſein, weil man den unrechtmäſigen Einfluß dadurch zu verhindern glaubte: aber ich halte es für würdiger und anſtändiger, dieſen Einfluß bei einer ſo erlauchten Verſammlung gerades Weges und unmittelbar zu unterdrücken, als ihm durch allerlei Umwege, durch Verheimlichung und Betrug auszuweichen. Die

Handlungen eines Edelmannes müſſen offen und frei ſeyn; er muß ſich nicht ſcheuen, im Angeſichte des ganzen Landes zu erklären, wem er die Beſchützung ſeiner Rechte anzuvertrauen wünſcht. So wie das Ballotiren gewiſſermaßen die Unabhängigkeit erhalten kann; eben ſo kann es ein Deckmantel der Beſtechung, eine Schule der Falſchheit und des Betruges, eine Larve der Unpartheiligkeit werden. Der Adelsmarſchall kann hier mancherlei Maſchienerien mit unterlaufen laſſen, wenn er kein edler, unbeſtechlicher Mann iſt, denn ohne ſeine Erlaubnis kann keiner nicht einmal füglich etwas vortragen. Er empfängt alle Vorſchläge und Geſuche und trägt ſie vor, ſo wie er auch die gemachten Schlüſſe vorlieſet und ad receſſum & protocollum bringt, oder durch einen Geheimſchreiber bringen läßt. Die Befehle des Monarchen werden ebenfals auf Erſuchen des Marſchalls durch den Sekretär vorgeleſen. Die Entſcheidungen oder Einwendungen dagegen entwirft das Kollegium der Landräthe, der Marſchall trägt ſie vor, und berichtet darauf dieſen die erhaltene Anwort. Immer entſcheiden einige einſichtsvolle Männer, die übrigen gleichen mehr den Zuhörern, wenn ihnen die vorgetragenen Sachen fremd, oder wenn ſie zur Beurtheilung derſelben zu jung oder nicht geneigt ſind, ſich um Dinge zu bekümmern, die auſſer den Gränzen ih-

rer Wirthſchaft liegen. Seltenere Landtage werden wichtiger. In der Zwiſchenzeit ſind die Landräthe und die Kreismarſchälle hinreichend, das Nöthige zu beſorgen, und in zweifelhaften Fällen ſteht immer der ſichere Weg, durch Cirkularſchreiben gründliche, geprüfte und durchdachte Meinungen zu ſammeln, offen. Und dieſe durch Gründe unterſtützten, bei reifer Ueberlegung ſchriftlich abgefaſſeten Stimmen verfliegen nicht ſo unbemerkt, wie der weiſeſte Rath mündlich gegeben, unter der anders geſinnten Menge gar oft ungenützt erſtirbt, oder den Widerſpruch mit kränkendem Verdruße flieht.

Das Ballotiren oder die Beſetzung der obrigkeitlichen Würden aus dem Adel durch das Loos, geſchieht folgendermaſen. Der Marſchall ſchlägt einen aus der Ritterſchaft, z. B. zum Kreishauptmann oder Gerichtsaſſeſſor vor, auf den ballotirt werden ſoll. Auf dem Tiſche ſteht ein Käſtchen mit grünem Tuch behangen, ſo daß man darunter füglich die Hände verbergen kann. Das Käſtchen hat zwei Fächer, in das eine wirft man die weiſen, in das andere die ſchwarzen Kugeln; und damit alles ganz unpartheiiſch zugehe, muß vorher die ganze Ritterſchaft einen Eid ablegen, den ihr der Marſchall mit Stab und Wappen in der Hand verlieſet. Indeſſen ſchlagen auch die

an-

andern aus einem Kreiſe etliche vor, auf die, wenn jene Ballotation durch iſt, von neuem ballotirt wird. Nachdem feſtgeſetzt iſt, ob die weiſſen oder ſchwarzen gewinnen ſollen; ſo werden nunmehr alle einzeln zuſammen gezählt, und auf wen die meiſten fallen, der iſt erwählt. Dergeſtalt daß jeder einzeln durchballotirt wird, dauert es ziemlich lange. Nun kommt eine neue Würde in Vorſchlag, zu welcher abermals drei oder vier auf die Wahl gegeben werden, wobei wieder wie zuvor verfahren wird, bis alle Kreiſe durch ſind, deren jeder beinahe eine Woche Zeit wegnimmt, denn es gehet nicht ununterbrochen fort, ſondern es werden dazwiſchen auch andere Angelegenheiten vorgenommen und abgemacht. Wer ohne triſtige Gründe und beizebrachte Entſchuldigung wegbleibt, (im Fall der Krankheit muß ein mediziniſches Zeugnis beizebracht werden,) verfällt in eine Strafe von 50 Rubel, die der Ritterſchaftskaſſe anheimfällt, welche aber mancher des theuern Aufenthalts in der Stadt wegen, der oft höher ſteigt, lieber giebt, als dabei erſcheint. Ein beträchtlicher Zuwachs geſchieht der Kaſſe dadurch, wenn ſich viele inmatrikuliren laſſen. Im Jahre 1792 wurden dreiſſig inmatrikulirt. Dies brachte der Klaſſe gegen 8000 Rubel ein. Den nicht Inmatrikulirten ſtehet es frei zu kommen oder nicht. Kommen ſie ja, ſo gel-

[illegible] ten

ten ſie wenig, und werden über die Schulter hin angeſehen, daher bleiben ſie lieber zu Hauße. Hat ein Kreis unter ſich etwas Beſonderes zu verabreden, ſo treten die dazu gehörigen Glieder in ein Nebenzimmer ab. In allgemeinen Landesangelegenheiten entſcheidet die Majorität. Hiervon wäre aber billig in manchen Fällen eine Ausnahme zu machen, wenn aus den nahen Kreiſen viele, aus den entfernten aber nur wenige Glieder ſich eingefunden haben. Die letztern müſſen offenbar verlieren, wenn es zum Stimmen kommt. In Dingen, welche die Kreiſe gegen einander betreffen, ſollte billig das Stimmengeben nicht nach den anweſenden einzelnen Perſonen, ſondern nach Kreiſen geſchehen; ſo könnten die Landräthe und Kreismarſchälle, nach ihren etwaigen Inſtruktionen, das Beſte ihres Bezirks wahrnehmen, und manche Beſchwerde und Unzufriedenheit würde verſtummen.

Der Schluß des Landtags hängt vom Gouverneur ab. Findet ſich nichts mehr abzumachen oder zu berichtigen, ſo meldet der Landmarſchall mit zwei Landräthen dies dem Gouverneur, fragt ihn, ob er ſonſt noch etwas zu befehlen habe, und wann ihm die Abſchiedsaudienz gelegen ſei. Auf den angeſetzten Zeitpunkt führt dann der Marſchall die ſämmtliche Ritterſchaft in der oben beſchriebenen Ordnung und unter den

ge-

gewöhnlichen Zeremonien hin, hält eine Abſchiedsrede, und nimmt ſeinen Rückweg wieder in den Saal des Ritterhauſes. Hier beſchließt er den Landtag mit einer abermaligen Rede; und ſo zieht dann ein jeder nach Hauſe, nachdem mancher Hunderte ja Tauſende verſpielt, verſchwelgt oder ſonſt verpraßt hat. Die Kaufleute und Weinhändler befinden ſich allemal dabei vortrefflich, und wünſchen ſich alle Jahre einen Landtag. Zu dieſer Zeit möchten ohngefähr 500. von Adel in der Stadt ſeyn. Der Landtagsabſchied oder die Beſchlüſſe deſſelben werden jedem Mitgliede von der Ritterſchaft in einem geſchriebenem Exemplare mitgetheilt.

Ein Verzeichniß der vornehmſten Güter und adlichen Familien in Ehſtland, mag dieſen Abſchnitt beſchließen. In Liefland beſitzt die Krone viele Güter, in Ehſtland aber kaum vier oder fünf. Dies kommt daher, theils, weil nach dem Abſterben der männlichen Linie, da die meiſten Liefländiſchen Güter Mannlehen waren, die Krone ſich dieſelben zueignete; theils, weil ſchon unter der ehemaligen Schwediſchen Regierung viele Güter durch Reduktion und Konfiskation Krondomänen geworden wären, und die neue Ruſſiſche Herrſchaft ſich ebenfalls den Beſitzſtand derſelben vindizirte. Viele davon ſind durch die großmüthige Freigebigkeit der Kaiſerin Katharina II. an Pri-

vat-

nalperſonen, zum Theil auf Lebenszeit, zum Theil auch für die Nachkommen verſchenkt worden. Nachdem Katharina II. im Jahre 1787 die Mannlehen gänzlich aufhob, und alle Güter auch auf die weibliche Linie erblich zu machen befahl, ſtiegen die Güter ungemein im Werthe und Preiſe. Schon zu der Schweden Zeiten ſind in Ehſtland weit wenigere Krongüter geweſen, und auch da nicht ſo viele Familien ausgeſtorben als in Liefland. Durch Schenkungen iſt ihre Zahl vollends noch verringert worden. Diejenigen, welche noch wirklich der Krone gehören, ſind alle verarrendirt, (verpachtet,) und werden mithin meiſtens ſehr ſchlecht verwaltet, weil die Arrendatoren (Pachter,) ſie ausſaugen, ohne reelle Verbeſſerungen auf denſelben zu machen. Die meiſten werden gegen eine ſehr billige Arrende auf zwölf Jahre nach einander verpachtet, manche auf Lebenslang vergeben; beides iſt eine beſondere Gnadenbezeugung für lange und treue Dienſte, arme Edelleute und Offizierswittwen. Wegen ehemaliger Mißbräuche, Beſchädigungen und Ruinirung der Krongüter ſind in den Kontrakten jetzt die Schonung und der Anbau der Wälder zur ausdrücklicher Bedingung gemacht. Dabei müſſen die Pächter der Krongüter ſo gut wie die Beſitzer der Privatgüter ihre Abgaben und onera publica der Krone entrichten. — Die Gemeingüter, welche

der ganzen Ritterſchaft in corpore zugehörten, dienten vornämlich zur Beſoldung des Landrathskollegiums, welches über die ritterſchaftlichen Geſchäfte und Angelegenheiten das Direktorium führte. Nachdem aber Katharina II. die Landräthe aufhob, wurden auch einige Zeit darauf die gemeinſchaftlichen oder Landrathsgüter eingezogen und in Domänen verwandelt, die aber Paul I. wieder zurückgegeben und das Landrathskollegium ſelbſt wieder hergeſtellt hat. — Auch die Städte beſitzen ihre beſondern Patrimonialgüter, welche ſie nicht veräuſſern dürfen, ob es ihnen gleich erlaubt iſt, mehrere dazu zu kaufen. Reval hat fünf Landgüter, die zuſammen 60 Haken betragen; Pernau beſitzt vier Güter, zuſammen 26 Haken; Narwa hat ein Stadt-Territorium von ohngefähr 12 Ruſſiſchen Werſten im Umkreiſe, und im Durchſchnitt von der Vorſtadt bis an die Gränze Ehſtlands 3½ Werſt. Die übrigen Städte beſitzen gar keine Güter. Auch die Prediger auf dem Lande haben viele Ländereien obgleich keine ſeparaten Güter. Man nennt ſie Paſtoratsland und darin beſteht die Hauptbeſoldung. Es gehören zu vielen eben ſo gut Leibeigene wie zu den adlichen Gütern. Ein Paſtoratsgut beträgt gewöhnlich ½ Haken, ſelten mehr, oft aber weniger. Die dazu gehörigen Erbbauern ſind dem jedesmaligen Prediger dienſtbar, aber von allen übrigen Frohndienſten

dienſten frei. Wo der Prediger keine leibeigene Bauern hat, werden ihm ſeine Ländereien, die Aerndte und ſonſt nöthige Dienſte von den Gütern des Kirchſpiels beſtellt, deren jedes nach der Reihe oder zugleich, eine gewiſſe Anzahl hergiebt. Die Paſtoratsgüter mit den dazu erforderlichen Bauern müſſen von den eingepfarrten Gutsherrn des Kirchſpiels gemeinſchaftlich hergegeben und das Paſtorat dadurch fundirt werden. Sie werden bei der allgemeinen Landesvermeſſung (Reviſion,) nicht mit in Anſchlag gebracht und ſind frei von allen Abgaben, Einquartierungen und Lieferungen an die Krone, aber nicht frei von Wegebeſſerung und Brückenbau, welcher durch das ganze Land auf die Güter repartirt iſt.

Die adlichen Güter machen bei weitem die größte Zahl aus. Sie alle einzeln zu beſchreiben möchte zu weitläuftig, und den meiſten Leſern wenig unterhaltend ſeyn. Ich begnüge mich, blos die vornehmſten mit den Nahmen ihrer Beſitzer anzugeben. Es giebt in Ehſtland gräfliche, baroniſirte und adliche Familien. Die gräflichen Familien ſind Douglas, Manteufel, Steinbok und Tieſenhauſen. Die Douglasſche Familie beſitzt 6 Güter, worunter das große Gut Alp im Kirchſpiel Matthäi iſt; die Manteufelſche Familie hat ihre meiſten Güter in Liefland,

und ſich durch Schenkungen und Urbarmachung mo=raſtigen Landes rühmlichſt bekannt gemacht. In Ehſtland beſitzt ſie nur 5 Güter. Eine andere gräfliche Manteufelſche Familie iſt durch Prozeſſe verarmt: einer von ihnen lebte ſonſt als Philoſoph in Riga, und war mit ſeinen einge=ſchränkten Umſtänden ſehr zufrieden. Die gräflich Steinbeckſche Familie iſt eine der reichſten und an=geſehenſten im Lande und beſitzt auf 16 Güter. Einer von ihnen bauet jetzt auf dem Dome einen Pallaſt, welcher ſchon über 70,000 Rubel koſtet und noch bei weitem nicht geendiget iſt. Die Fa=milie Tieſenhauſen theilt ſich in mehrere Zweige, von denen einige bloße Edelleute ſind. Sie beſi=tzen 13 Güter. — Nun folgen die baroniſirten und adlichen Familien in alphabetiſcher Ordnung mit ihren vornehmſten Beſitzungen.

Familien.	beſitzen Güter.
Die Hrn. v. Aderkas	5
Albedyl	3
Anrep	4
Baggohufwudt	2
Baranof (zahlreich)	14
Bellinghauſen	1
Benkendorf	3
Berg	2

Fa=

Familien.	beſitzen Güter.	
Die Hrn. v. Bielsky, Baron	2	(beſaß mehr, ehe der Bankerott ausbrach.)
Biſtrom	1	
Blak	2	
Bock	3	
Brand	—	
Brewern (zahlreich)	9	
Brehmen	1	
Brümmer	1	
Budberg, Baron	3	
Bärhöfden	2	
Clodt v. Jürgensburg	2	(jetzt bankerott)
Delwig, zum Theil Barone,	1	
Dücker	2	
Derfelden	3	
Drewnik	2	(jetzt bankerott)
Engelhardt	5	
Ertmann	1	
Eſſen	6	
Ferſen, Baron	6	
van Derfelden, (von der Felden)	3	
Fiſchbach	2	

Fas

Familien.	beſitzen Güter.
Die Hern. v. Fock	2
Fridrici	1
Gernet	3
Glehn	—
Grotenhielm	2
Grünewald	1.
Hagemeiſter	2
Handwig	5
Haſtfer	3
Hellwig	10
Heller	—
Helfreich	3
Hüene	2
Kallmann	—
Kaulbars	4
Kirchner	3
Kloſtermann	3
Kluhen	4
Köhler	1
Koskull	2
Knorring	6
Kruſenſterna	3
Kurſell	3

Familien.	beſitzen Güter.	
Die Hrn. v. Lantingshauſſen	1	
Löſcher	—	
Lilienfeld	5	
Linden	1	
Löwenſtern	3	
Maydel, Baron	6	
Manderſtierna	4	(jetzt bankerott)
Meyendorf, Baron	2	
Meiners	—	
Mohrenſchild	9	
Naſacken	4	
Nieroth	—	
Nolken	1	
Nuß	—	
Oetting, (ausgeſtorb.)	—	
Paykull	2	
der Pahlen, Baron	4	
Patkull	3	
Peetz	1	
Pillar v. Pilchau	6	
Piſtohlkors	2	
Pohlmann	1	
Ramm	2	

Fa-

Familien.	beſitzen Güter.
Die Hrn. v. Rehbinder, Baron	3
Reuter	2
Rennenkampf	4
Richter	4
Ritter	2
Roſen, Baron, (zahlreich,)	9
Roſenbach	2
Roſenthal	3
Rubenau	1
Salza, Baron	1
Sievers	5
Scharenberg	—
Schwenghielm	2
Silberarm	1
Silfwerharniſk	1
Stakelberg, (zahlreich) zum Theil Barone, beſitzen die meiſten und größten Güter, über	30
Schulmann	1
Stäal	5
Strahlborn	3

Familien.	beſitzen Güter.
Die Hrn. v. Taube, Barone, zum Theil	3
Tieſenhauſen, Baron	9
Toll	2
Ullrich	5
Ungern Sternberg, Baron	8
Uexküll Güldenband, Baron	3
Uexküll	2
Vietinghof, (zahlreich)	8
Wangersheim	1
Wartmann	1
Wolf	2
Wulfsdorf	1
Wrangel, zum Theil Baron,	7
Wreede, Baron	2
Zöge v. Manteufel	4

Auf der Inſel Oeſel, die zwar eigentlich zum Rigiſchen Gouvernement gehört, aber lauter Ehſten zu Bewohnern hat, und alſo in ſo fern mit hierher zu zählen iſt, leben folgende adliche und freiherrliche Familien, oder haben wenigſtens daſelbſt Be-

ſitzungen: Die Herren von Aderkas, Bellingshauſen, Berg, Burmeſter, Buxhöfden, Ekſparre, Güldenſtubbe, Knorring, Lilienfeld, Lohden, Nolken, Poll, Nading, Rechenberg, Rehren, Sacken, Stakelberg, (Baron) und Stakelberg, (ſimpel Edelmann,) Sternſchanz, Toll, Saſſ, Sege von Laurenberg, Vietinghof, Welmarn, Zöge von Manteufel. Der am 12ten July 1800 als Ruſſiſch-Kaiſerlicher Senateur und geheimer Rath zu Pedaſt auf der Inſel Moon verſtorbene Herr von Campenhauſen war auch mit in die Oeſelſche Adelsmatrikel aufgenommen worden. Er war ein Mann von Talenten, hat als Vicegouverneur des Herzogthums Liefland, unter welchem bekanntlich Oeſel mit den ihr zunächſt liegenden Inſeln als ein beſonderer Kreis gehört, auf der Inſel viele vortreffliche Einrichtungen gemacht, (von denen ſich umſtändliche Nachrichten in Lenz Liefländiſcher Bibliothek finden,) und iſt auch als Schriftſteller in ſeinem Vaterlande nicht unbekannt. Er war der Stiefbruder des geheimen und Regierungsraths von Campenhauſen; der lange Zeit in Riga beim Gouvernement ſtand, ſich viel Hochachtung und Anſehen erwarb, groſze Reichthümer beſaß, und am 3ten Dez. 1782 ſtarb. Der als Schriftſteller bekannte noch lebende Chur-ſächſiſche Kammerherr und Ruſſiſch-Kaiſerlicher Ma-

Major Peter Balthaſar von Campenhauſen iſt deſſen Sohn. Beſitzungen hat aber dieſe Familie weder in Ehſtland, noch auf der Inſel Oeſel; ihre Güter liegen ſämmtlich in Liefland.

Die Namen und das Verzeichniß aller einzelnen Güter in jedem Kirchſpiele giebt die im Jahre 1775 im Drucke erſchienene Landrolle ziemlich genau, mit ihren Beſitzern an. Es hat ſich freilich ſeit dieſer Zeit vieles geändert. Einzelne Nachrichten theile ich, weil ſie in Deutſchland ſelten iſt, daraus mit.

Fegfeuer, der Familie Handwig gehörig, hatte ehemals ein kleines aber etwas befeſtigtes biſchöfliches Schloß, welches die Ruſſen im Jahre 1560 verbrannten. Vor etwa 40 Jahren ſind noch einige Zimmer im Thurme bewohnbar geweſen; jetzt ſtehen die Mauern ganz verwüſtet, die Gräben haben ſich aber noch ziemlich gut erhalten. — Arroküll, ein der Baranoffſchen Familie gehöriges hübſches Gut im Kirchſpiel St. Jürgens im Revalſchen Kreiſe, liegt zwiſchen zwei Kirchen, von jeder ohngefähr 1 deutſche Meile entfernt. Nicht gar weit vom Hofe iſt eine anmuthige Anhöhe am Saume eines Tannenwaldes. Hier fand man ein achteckichtes Fundament von einem alten Gebäude, das 20 Klaf-

ter lang und 18 Klaſter breit iſt. Die daſigen Bauern glauben, es habe in alten Zeiten hier eine Kapelle ſollen angeleget werden, deren Bau ins Stecken gerathen ſei. Am Ende des Hügels liegen viele Feldſteine, als wie zu einem großen Bau zuſammengeführt. Vielleicht ſind es Ueberbleibſel von einem zerſtörten Schloſſe oder Kloſter, von dem man jetzt keine Nachrichten mehr hat, denn für eine bloße Kapelle ſcheint der Umfang zu groß zu ſeyn. — Kegel, an der nach Baltiſchport und Habſal gehenden großen Landſtraße, ein dem Herrn Staatsrath von Kosküll gehöriges, 34 Haken großes, ſchön bebautes und 4 Meilen von Reval liegendes Landgut. Es hat ungemein weitläuftige Gränzen, die ſich bis nach Baltiſchport und längſt der Oſtſee erſtrecken, ſchönen Kornboden, einträgliche Krügerei, Mühlen, anſehnliche Fiſchereien und andere gute Appertinenzien. Nicht weit vom Hofe wird jährlich ein Jahrmarkt gehalten. Der nahe vorbeifließende Bach iſt nicht groß, ergießt ſich aber im Frühjahre ſehr ſtark. — Hark, dem Baron von Budberg gehörig, hat ein ſchönes neu erbautes Hofsgebäude, deſſen unterſtes Stockwerk größtentheils in Felſen gehauen iſt. Mit ſeinen hübſchen Nebengebäuden präſentirt es ſich von weiten wie ein kleines Städtchen, zumal da der dazu gehörige nahe liegende See mit ſeiner ſpiegelhellen Oberfläche ihm das Anſehen eines mit einem breiten Graben umgebenen Schloſ-

ſes

ſes giebt. Dieſer See hat im Umfange eine ſtarke Meile und iſt ſehr fiſchreich. Vorzüglich fängt man große Hechte und Brachſen, die häufig nach Reval geführt werden, an Güte, Wohlgeſchmack und Fett aber denen aus dem Peipusſee nicht gleich kommen. —

Von Padis, deſſen ich ſchon im erſten Theile gedacht habe, hole ich noch einige Nachrichten hier nach. Es iſt beinahe 60 Haken groß, und gehört nebſt dem kleinen Gute Waſſalem der Familie von Ramm. Es war ehemals ein Mönchskloſter vom Orden der Ciſtercienſer, von dem es noch jetzt ſeinen Namen hat, und liegt 6 Meilen von Reval. Es wurde im Jahre 1281 geſtiftet, 1320 ſehr feſt von Stein erbaut, und der geiſtlichen Gerichtsbarkeit des Biſchoffs von Oeſel unterworfen. An der Weſtſeite fließt ein ſchmaler aber ſehr tiefer Bach; die übrigen Seiten waren mit breiten Graben und hohen, dicken Mauern verwahrt. Bei einem Aufſtande der daſigen Bauern im Jahr 1343. wurden 28 Mönche im Kloſter erſchlagen. Es kam in der Folge durch Kauf an den deutſchen Orden; die geiſtliche Verfaſſung blieb damals, wie nach der Reformation, noch lange Zeit. Im Jahre 1561 wurde es von den Schweden in Beſitz genommen, dem Herzog Magnus zuerkannt, aber ihm von den deutſchen Rittern vorenthalten. Im Februar

1575

1575 verwüſteten Ruſſen und Tatarn das anſehnliche Kloſtergebiet, und im folgenden Jahre eroberten ſie das Kloſter ſelbſt, welches kurz darauf wieder von den Schweden vergeblich belagert, aber ſchon im Herbſt deſſelben Jahres von den Ruſſen freiwillig verlaſſen wurde. Im Jahre 1601 eroberten es die Pohlen, gaben es der Plünderung Preis und erſchlugen die Mönche. Unter der Schwediſchen Regierung entſtanden aus den weitläuftigen Ländereien deſſelben, mehrere, theils Privat- theils königliche Domänengüter, und den Reſt, das jetzige Padis nebſt Wichterpahl, zuſammen 85 Haaken, überließ Guſtav Adolph 1624 dem damaligen Burggrafen Thomas von Ramm, zur Wiedererſtattung für ſeine von den Pohlen ihm in Liefland genommenen und völlig verwüſteten Güter, erb und eigenthümlich, bei welcher Familie das Gut auch bis jetzt geblieben iſt. Es hatte ſonſt einige Befeſtigungen. Jetzt iſt vieles in Trümmern, indem die Mauern theils eingefallen, theils abgebrochen ſind. Bis 1766 waren, auſſer der bei der letzten Eroberung ruinirten ſüdweſtlichen Ecke, die ſämmtlichen Kloſtermauern, deren Dicke durchgängig 8 bis 9 Fuß, und die Höhe von auſſen 9 bis 10 Klafter betrug, nebſt der gewölbten ſehr groſſen Kloſterkirche und ihrem zirkelrunden, gegen Nordoſt gelegenen und 16 ½ Klafter hohen Thurme, noch unverſehrt vorhanden, und das andere Stock-

werk

werk zu Wohnzimmern eingerichtet. Durch eine Feuersbrunſt aber wurde in den letztern alles zer- ſtört, und ſeitdem iſt vieles von den Mauern, auch ein Theil des Thurms, abgebrochen. Die Kirche ſteht noch ganz, und einige Hallen und Kreuz- gewölbe ſind auch unbeſchädigt geblieben. Wich- terpahl hat einen anſehnlichen fiſchreichen Strand und in dem Gebiete viele Schwediſche Bauern, die noch immer ihre alte Mutterſprache reden, und ſich der Schwediſchen Bücher bedienen, gleichwohl aber auch dabei Ehſtniſch verſtehen, und als Leib- eigene ſo gut wie die Ehſten dem Gute erblich an- geſchlagen ſind.

Fockenhof in Wierland gehörte bis zum Jahr 1787 der berüchtigten Herzogin von Kings- tone gebohrnen Miß Chudleigh, ſonſt auch Gräfin von Briſtol genannt. Sie kaufte es für eine anſehnliche Summe, wo ich nicht irre, von einen Baron Rehbinder, der bisher Erb- herr davon geweſen war. Es hat einen zu ei- nen Hafen ſehr bequem gelegenen Meerbuſen und die anſehnlichſte Poſtirung (Poſiſtation) in ganz Ehſtland, auf der beſtändig 50 und mehr Pfer- de unterhalten werden, weil ſich hier die Reval- ſche Straße mit der Petersburgiſchen vereiniget. Sie wurde aber bald nach der Beſitznahme des Gutes durch die Herzogin nach Jewe verlegt. *)

Die

*) Jetzt iſt ſie wieder von da nach Fockenhof ver- legt worden.

Die Bizarrien dieſer Dame ſind bekannt. **) Sie brütete auch in Ehſtland eine Menge Projekte aus, wollte einen Hafen und Schiffswerfte errichten, Fabriken und Manufakturen anlegen, eine Stadt bauen, Handel treiben und Ehſt- und Liefländiſche Produkte, als Maſten, Holz, Bretter, Balken, Korn, Hanf, Flachs, Leinſamen ꝛc. nach England und Holland ſchicken. Bei einem jährlichen Einkommen von mehr denn 50,000 Rubel war ſie dennoch äuſſerſt geizig, handelte oft um einige Kopeken in Gegenwart einiger Perſon, und warf dann bei andern Gelegenheiten, wenn ſie ſich als Engländerin fühlte und ſcherzen laſſen wollte, mit verſchwenderiſcher Freigebigkeit die Rubel wieder weg, kaufte ihrem Cicisbeo, dem Herrn von S. ein Paar elende Stahlſchnallen, und ſchenkte ein andermal ein ſchönes Engliſches Pferd einem Bedienten, der ihr einen angenehmen Brief von einem andern Ende zu Fuße gebracht hatte. Einige Zeit vor ihrem Tode verkaufte ſie Fockenhof, reiſete nach Petersburg, von da nach Dresden, und lebte mit der Kaiſerin Katharina II. und der verwittweten Churfürſtin [illegible] in

**) S. Anekdoten der Herzogin von Kingſtone, jetzigen Gräfin von Briſtol, und der Marquiſin de la Touche. Aus dem Franzöſiſchen. Mit Zuſätzen des Ueberſetzers. Hamburg [illegible].

in vertrautem Umgange. Sie ging zum zweiten mal nach Rußland, wo ſie in der Nähe der Reſidenz Güter kaufte, auf welchen ſie, wenn ich mich recht entſinne, auch geſtorben iſt.

Aſſerien, ein anſehnliches Gut im Maholmſchen Kirchſpiele, der Familie von Eſſen zugehörig, und das nicht allzuweit davon liegende Peddes oder Peddis, derſelben Familie gehörend, halten beide über 60 Haaken Landes. Das letztere war ehemals ein Kloſter, wovon noch das alte in ein Viereck aufgeführte Gebäude nebſt dem Thurme übrig iſt. In der 8 bis 10 Fuß dicken Mauer hat man noch allerlei Kirchengeräthe gefunden. Die alten Gebäude ſind vor mehrern Jahren wieder ausgebeſſert worden, ſo daß es jetzt zu den wieder hergeſtellten Schlößern gehört, und wohl der äuſſern Form, aber nicht der innern Einrichtung nach mit den übrigen im Lande übereinkömmt. Doch ſcheinen die Abweichungen in Anſehung der Zimmer das Werk neuerer Zeiten, und das Schloß nur ſtückweiſe nach und nach hergeſtellt zu ſein. Es iſt jetzt ſehr bequem eingerichtet und eins der größten im Lande. Zu dieſem Gute gehört der kaiſerlich privilegirte Hafen Maholm, der ſehr ſicher iſt. Die Inſulaner nutzen ihn vorzüglich, indem ſie hier ihr Brod gegen Fiſche einhandeln. Auch Edelleute verſchiffen von hier das ihr Korn nach Reval und Narva, ingleichen ihren Branntwein nach St. Pe-

ters-

tersburg und Finnland. Der Hafen iſt ſo groß, daß er 20 mittelmäßige Schiffe faſſet, und hat 16 bis 18 Fuß tiefes Waſſer. Zu mehrerer Sicherheit und Bequemlichkeit iſt mit beträchtlichen Koſten ein großes Bollwerk darin erbauet worden, zu deſſen Unterhaltung von dem Werthe der aus- und eingehenden Produkte 5 pro Cent an den Hof bezahlt werden müſſen. — Die Art, wie hier die Strömlinge gefangen werden, verdient eine Anzeige. Der gröſte Theil des Strandes beſteht aus einer 30 bis 40 Klafter hohen Klinde,*) die mehr denn 150 Schritte vom eigentlichen Ufer entfernt iſt. Am Ende des Aprils und zu Anfange des Mays in der Laichzeit, ſtehen die Bauern mit ihren Netzen und Böten unten am Ufer in Bereitſchaft. Oben auf dem Felſen gehen dazu abgerichtete Leute hin und her, bemerken die Stellen, wohin ſich die Strömmlingszüge ſammeln, und geben den Unterſtehenden davon ein Zeichen. Dieſe werfen dann ihre Netze aus; der ganze Fiſch-Schwarm wird umſchloſſen, und in den 20 bis 30 Klaftern langen Garnen ans Land gezogen. Der Fiſchfang dauert nur kurze Zeit, iſt aber ſo reich und beträchtlich, daß bisweilen mit

ei-

*) So nennt man die ſteilen Felſenufer der Oſtſee. Nach Narwa zu werden ſie immer höher. Bei Baltiſchport ſind ſie gegen 70 Klafter hoch.

einem einzigen glücklichen Zuge 200 Fuder Strömlinge gefangen worden, deren auf ein Fuder 10,000 gerechnet werden. Die Höfe und Bauern kaufen weit und breit ihren jährlichen Bedarf hier auf.

Poddas ein Gut von 24 Haken, der Stakelbergiſchen Familie gehörig, hat ein nach dem Plane des franzöſiſchen Baumeiſters la Motte aufgeführtes ſchönes, großes, geſchmackvolles und nach neuerem Style errichtetes Wohngebäude, vielleicht das einzige in ſeiner Art im ganzen Lande. Die Gegend dabei iſt mahleriſch ſchön, und die Natur iſt ungemein freigebig geweſen, um das Auge auf allerlei Art zu ergötzen. Berge, Thäler, ein Fluß, Wald, Felder und Gebüſche, ein ſtehender See von $1\frac{1}{2}$ Meile im Umkreiſe, wechſeln auf das ſchönſte mit einander ab. Auf einem hohen Berge an der Straße von Reval nach St. Petersburg, ſiehet man noch einige Reſte von Befeſtigungen. Der Sage nach ſoll der Zaar Iwan Waſiljewitſch hier ein Lager aufgeſchlagen gehabt haben. — Kunda und Addinal, erſteres der Schwenghielmſchen, letzteres der Familie von Ungern-Sternberg gehörig, ſind mit großen, ſchönen und bequemen ſteinernen Wohngebäuden verſehene große Landgüter in eben dieſem Kirchſpiel. Der angenehme Sembach fließt durch ihre Gefilde und Gränzen; und Kunda liegt noch über-

überdies an der See, wo es nahe bei der Mündung des genannten Baches einen beträchtlichen Neunaugenfang hat. — Wattkull, der Garanoffſchen Familie, Hulljell der Familie von Roſen, Kattentek dem General von Bock, Peuth einem Herrn von Mandell gehörig, Sommerhauſen ꝛc. lauter angenehm liegende und ſchön gebaute Höfe. Vorzüglich zeichnet ſich das Gut Finn aus. Es gehörte dem General und Ritter von Rennenkampf, der es aus edlem Patriotismus zu einem Fräuleinſtifte beſtimmte und bei ſeinem Tode wirklich dazu ſchenkte. Es wurde ein großes ſteinernes Gebäude im Viereck errichtet, und die Einkünfte des Gutes zur Unterhaltung des Stiftes feſtgeſetzt. Es iſt [illegible] arme Fräulein berechnet. Kinder, die noch der Erziehung bedürfen, werden darin nicht aufgenommen, es wäre denn, daß ein erfahrnes Stiftsfräulein die Erziehung zu übernehmen ſich erbietet. Zehen Fräulein ſollen darin freie Koſt, Wohnung und Kleidung erhalten; andern vierzigen wird zwar freier Unterhalt, Wohnung und Bedienung verſichert, aber ſie müſſen ſich ſelbſt kleiden, und jede bei dem Eintritt 300 Rubel an das Stift zahlen, welche demſelben als ein Kapital verbleiben. In jedem Zimmer, deren man nahe an 30 zählt, wohnen zwei Fräulein zuſammen. Drei Seiten des Wohngebäudes ſind für die Fräulein beſtimmt; die vierte [illegible]

von einigen Nachkommen des Stifters bewohnt. Bis jetzt ſind zehn Fräulein darin aufgenommen.

Kaltenbrunn, 24 Haaken groß, dem Baron v. Stakelberg. Kardina von 25 Haaken, dem Baron v. Roſen, Alp von 38 Haaken, dem Grafen Douglas gehörig, ſind lauter anſehnliche zum Theil hübſch bebaute Güter im Weiſſenſteinſchen Kreiſe; ſo wie Hukas und Wieſo, erſteres einem Baron v. Budberg, letzteres der Familie v. Engelhard zugehörig. Koik, dem Herrn v. Grünewald erb- und eigenthümlich, liegt an der großen Straße, die von Dorpat über Oberpahlen nach Reval führt. Der Hof, an dem ein Bach vorbeiflieſt, hat mehrere neue ſteinerne Gebäude, unter denen vorzüglich das große Wohnhaus gut ins Auge fällt, ſchöne Steinbrüche, Ziegel- und Kalkbrennereien, eine Waſſer- und holländiſche Windmühle. — Mexhof von 20 Haaken, dem Baron v. Stakelberg gehörig, fällt ungemein gut ſeiner neuen ſteinernen mit Ziegeln gedeckten Gebäude wegen ins Auge, und liegt nur 3 Werſt von dem Städtchen Weiſſenſtein, an der großen Revalſchen Straße, die nach Dorpat geht, neben einem Bache, der einige Mühlen treibt. Der Erbherr iſt auch zugleich Herr von Weiſſenſtein, ob ihm gleich die Bürger dieſes Recht haben ſtreitig machen wollen. — Noiſtfer ein anſehnliches Gut des Obriſtlieut. v. Baranoff, mit alten aber guten Wohngebäuden und einem weitläuftigen großen Tannenwald. Hinter dem Gute gehet die Revaliſche Straße 2 Werſt lang über einen

an ſich undurchkömmlichen Moraſt. Durch Fleiß und öfteres Ausbeſſern aber übertrift ſie dennoch manche andere Stelle auf trockenem Lande. — Allenküll von 30 Haaken Landes, ebenfals einem v. Baranoff gehörig, hat vortreflichen Kornboden, große Waldungen, Fiſchfang und andere gute Appertinenzien. Der Hof liegt an einem reizenden Fluſſe, der etliche Inſeln bildet, iſt hübſch gebauet, und hat einen ſchönen Luſtgarten. Die ganze Gegend herum iſt ſehr romantiſch, und die Lage des Hofes eine der intereſſanteſten im ganzen Lande. — Limmat im Merjamaſchen Kirchſpiele in der Wiek, ein an ſich unbedeutendes Gut des Hrn. v. Schonart iſt blos deswegen merkwürdig, weil in der Vorzeit ein Kloſter dabei geſtanden hat, deſſen zerriſſene Mauern noch übrig ſind, ſo wie ich noch vor wenig Jahren einen mit uralten, ſehr dicken Wachholderbäumen, (vielleicht den dickſten im ganzen Lande,) beſetzten dahin führenden Weg geſehen habe, welchen der Sage zufolge die Mönche angelegt und bepflanzt haben. — Fickel, ein ſehr großes, reiches Gut von 48 Haaken Landes, das dem Baron v. Uexküll gehört, und wegen ſeines ſtarken Waitzenbaues im ganzen Lande berühmt iſt, hat zwar viele Moräſte, iſt aber dennoch reich an Waldung und fruchtbarem Boden. Von dem ſchönen neuen Wohnhauſe, das durch einen plötzlichen Riß, und bald darauf erfolgtes Einſinken in die Erde bis an die Fenſter, gänzlich zum Bewohnen unbrauchbar wurde, habe ich ſchon im erſten Theile Erwähnung gethan. Es iſt in der alten Lifländiſchen Geſchichte

merk-

merkwürdig. Die Familie Uexküll iſt mit die älteſte im Lande und von wahrer Ehſtniſcher Abkunft, (von üx külla, ein Dorf.) In der Gegend ſtand ein vom Biſchoff von Oeſel 1292 erbautes, aber längſt zerſtörtes Schloß, welches die Familie Uexküll ſchon zur Zeit des deutſchen Ordens beſaß, in deren Händen das Gut noch jetzt als ein von der Krone beſtätigtes Majorat iſt. — Felks, ein mittelmäßiges Gut von 13 Haaken, dem Major v. Roſenthal zuſtändig, war vormals ebenfalls ein vom Oeſelſchen Biſchoff 1264 erbautes Schloß. Koſch, ein dem Hrn. v. Rennenkampf gehörendes Landgut, deſſen Hof vor etwa zwölf Jahren von Grund aus neu, im modernen Geſchmack, gebauet und mit einen Luſtgarten geziert wurde. Unvergeßlich bleiben meinem Herzen die frohen Tage, die ich hier in dem Umgange edler aufgeklärter Menſchen, vorzüglich meines vortreflichen Freundes Steingrüber zugebracht habe! —

Parmel, Kattentak und Steinhauſen, alle drei im Kirchſpiel Goldenbeck gelegen, erſteres dem Grafen von Manteufel, die beiden letztern den Herrn von Maydell gehörig, ſind ſämtlich recht hübſch und ganz neu bebaute Güter, mit meiſtentheils ſteinernen Hofsgebäuden und angenehmen Luſtgärten. Auch Vogelſang und Lechtigal, deren Beſitzer die Herren von Jermerſtädt und von Baranoff ſind, gehören unter Ehſtlands vorzüglichere Landgüter, theils wegen ihrer Lage und Appertinenzien, theils wegen der beſſern und geſchmak-

 vol-

vollen Bauart ihrer Höfe. Wann[illegible] dem Baron v. Rehbinder gehörig, liegt sehr [illegible] an einem fischreichen Strome, ist 20 Haken [illegible] und wurde vor einigen Jahren für 98000 Rubel erkauft. Kokenkau, eine Kronsdomaine, [illegible] der General von Ungern von der Kaiserin Katharina II. auf Lebenszeit bekommen hat. Ein großes Gut von 42 Rigischen Haken, [illegible] Hofsgebäude aber vortreffliche Appertinenzien hat. Es war in der Vorzeit ein dem Oeselschen Bischof gehöriges Gut, oder wie einige Nachrichten melden, ein Schloß. Jetzt hat es der Major von Baumgarten, dessen Gemahlin eine Schwester des Generals von Ungern ist, in Subarrende, während sich der General in St. Petersburg aufhält. In dem Gebiete dieses Gutes sieht man noch Ruinen von einer zerstörten Stadt oder einem weitläuftigen Schlosse, das die Ehsten ma lin, d. i. Landschloß, Landstadt nennen, und davon sie erzählen, daß schon hier vor der Ankunft der Deutschen eine Stadt gestanden habe. Vielleicht wurde sie von den Dänen oder Schweden zu ihrer Sicherheit erbaut, von den Ehsten aber zerstört; wenn sie nicht wohl gar selbst eine Festung der letztern war. — Leal, wovon schon im ersten Bande einige Anzeige geschehen ist, ist ein großes Gut von 34 Haaken Landes, das ehemals dem Ritmeister von Manderstierna gehörte, jetzt aber an einen Hrn. v. Stakelberg für 13[illegible],000 Rubel verkauft worden ist, war vormals eine Stadt

mit

mit einem Schloſſe, wovon die Rudera noch auf dem dabei liegenden Berge zu ſehen ſind, jetzt aber ein bloßer Flecken von einer ſehr langen Gaſſe, mit etwa 60-70 Häuſern und 300 Menſchen. Die Bürger ſtehen unter der Gerichtsbarkeit des Erbherrn des Gutes, ohngeachtet ſie dagegen proteſtirt haben, und noch jetzt Prozeß darum führen. Der Ort iſt in der Geſchichte merkwürdig, wegen des gleich anfangs hier errichteten, aber bald darauf wo anders hin verlegten Biſthums; theils weil Leal der einzige haltbare Ort vor der Ankunft der Deutſchen in Ehſtland ſoll geweſen ſeyn. Auf dem Berge, wo ſonſt das Schloß ſtand, iſt jetzt das hölzerne Wohnhaus des Gutsbeſitzers, das ſich ſchlecht genug ausnimmt. — Maſhal, Wattel und Saſtama, drei große, ſchöne, vortreflich bebaute und überaus angenehm liegende Güter, den Hrn. v. Stakelberg, und Manderſtierna gehörig. Das erſtere war vor mehrern Jahren der Sitz der Gaſtfreiheit und des Wohllebens, das aber freilich den Konkurs für deſſen Beſitzer herbeizog. — Werder, deſſen ich bereits ſeiner angenehmen Lage wegen im Vorhergehenden gedacht habe, ein großes, dem Kreismarſchall von Hellwig gehöriges Gut von 32 Haaken, liegt an der See, der Inſel Moon gegen über, auf welcher der Beſitzer, ein Mann von Geiſt und Geſchmack, allerlei intereſſante Anlagen z. B. ein Chineſiſches Haus, einen Park ꝛc. hat machen laſſen, die durch ihre Mannichfaltigkeit unterhalten, und den Aufenthalt auf der Inſel ſehr angenehm

ma-

machen, dahin man auf einer niedlichen Chaluppe fährt. Es war ehemals ein Schloß mit einem kleinen Hafen, der aber nur kleine Fahrzeuge faſſet. Der Beſitzer hält ein eignes Schiff, mit dem er allerlei ſelbſt erzeugte Produkte nach Riga und Reval führt. Das Gut hat das Kirchenpatronat und viele vortheilhafte Appertinenzien, einträgliche Schenkerei und einem ſehr ergiebigen Fiſchfang. Die hier gefangenen und eingeſalzenen Strömlinge werden weit und breit im Lande herum verſchickt. Keblas und Oidnorm, zwei hübſch bebaute, obgleich nicht nach der Hakenzahl große, Güter, der Familie von Baranoff und Lilienfeld gehörig, kann ich deswegen nicht unberührt laſſen, weil ſie einige Zeit der Schauplatz meiner Freuden und frohen Tage in Ehſtland waren, die vorzüglich durch die Nachbarſchaft des edeln, mir immer unvergeßlichen Probſts Glanſtröm täglich neuen Reiz und einen erhöhetern Werth erhielten. — Auch Neuenhof und Paſchley ſind zwei anſehnliche Güter nicht weit von Habſal, der Richterſchen und Roſenſchen Familie zuſtändig. Die übrigen kleinern übergehe ich billig und erinnere blos noch, daß die Anzahl aller Güter in Ehſtland, auſſer denen auf den Inſeln Oeſel, Dagö und Worms, weit über 400 beträgt.

Druckfehler

im zweiten Bande.

S. 4 Z. 8 ließ jenen für jenem.
— 77 — 18 — den für dem.
— 84 — 9 — Felleiſen für Falleiſen.
— — — 19 — oft für eſt.
— 164 — 5 — Schmatzen für Schmatzen.
— 276 — 11 — viele für viele.
— 289 — 24 — nur für nun.
— 333 — 17 — kleine für kleines.
— — — 22 — vornehmen für vornehmer.
— 352 — 5 — 50,000 für 502,000.
— 354 — 26 — dem für den.
— — — 29 — weitem für weiten.
— 356 — 2 — Gewicht für Gericht.
— 369 — 6 — einer für ein.
— 377 — 9 — verleidete für verleitete.
— 399 — 13 — Röchow für Rächow.
— 409 — 3 — dem für den.
— 421 — 20 — ein Paar Hundert f. ein paar.
— 423 — 23 — ihn für ihm.
— 432 — 9 — Beſurhen für Beſuchen.
— 445 — 23 — in für In.
— 446 — 16 — Boſkaden für Boſkoden.
— 447 — 28 — meinem für einem.
— 462 — 27 — Winter für Winters.
— 464 — 27 — Domkirche für Dohmkirche.
— 470 — 1 — die für bie.
— — — 27 — Kaſſe für Klaſſe.
— — — 28 — Immatrikulirten für Inmatrikulirten.
— 473 — 26 — ausdrücklichen f. ausdrücklicher.
— 482 — 29 — Kaiſerliche für Kaiſerlicher.
— 488 — 1 — Bizarrerien für Bizarrien.

Nachricht an den Buchbinder wegen der Kupfer im zweiten Bande.

Das Kupfer Nr. 1. eine Ehſtin vorſtellend, kommt vor das Titelblatt. Die übrigen 3, Ehſtniſche Bauernhöfe vorſtellend, zu Seite 144. 185. und das mit der Riege zu S. 211.

Bayerische Staatsbibliothek München

XXX (1-3) I. 56
V. 89

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Petri, Johann Christoph,

Ehstland und die Ehsten, oder historisch-geographisch-statistisches Gemä
lde von Ehstland ein Seitenstück zu Merkel über die Letten

Bd.: 2

Gotha (1802)

Russ. 126-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10783243-4